

HOLTEI, KARL VON

## Erzählende Schriften

7.Band - Noblesse oblige I

Trewendt  
Breslau  
1861



# Erzählende Schriften

von

Karl von Holtei.

---

Stiebenter Band.

---

Noblesse oblige I.

---

1911. 2159.

Breslau,

Verlag von Eduard Trewendt.

1861.

# Noblesse oblige.

---

Roman in drei Theilen

von

Karl von Holtei.

---

Erster Theil.

---

Breslau,  
Verlag von Eduard Trewendt.  
1861.



## Erstes Kapitel.

Schloß Eichenau ist auf einem Felsen gebaut, der als Ueberrest wilder Erdumwälzungen mitten im fruchtbaren Ackerlande liegen blieb. Die Gebirgszüge, von denen er als äußerster verllorener Vorposten abgetrennt scheint, gehen eine halbe Meile weiter im Halbkreise herum, bilden die Grenze der Herrschaft und zugleich eine Schußmauer wider Norden, wodurch Grund und Boden nur gewinnen. Das Schloß ist zum Theil aus Steinblöcken, zum Theil aus gebrannten Ziegeln aufgeführt, von jener Gattung, wie unsere Vorfahren sie zu bereiten und zu verbinden verstanden, so daß unzerstörbar scheint was sie erbaut haben. Von außen gleicht es mit seinen dicken Wänden, mit seinen thurm hohen Strebe Pfeilern einem düstern Kastell; auch fehlt es ihm nicht an kleinen Erkeru mit Schießcharten und ähnlichen alterthümlichen Spielereien. Von innen aber ist es wohnlich, bequem, zur Sommerzeit kühl, im Winter warm, heimlich und behaglich. Aus allen Zimmern, Sälen und Gemächern

hat der durch kleine gothische Fenster Schauende einen freien Blick auf üppige Fluren und Felder. Nach Nord-Ost bis gegen Abend hin erstrecken sich die schon erwähnten Berge, die gegen das Thal hinab mit ausgedehnten Eichen- und Buchenwäldern, nach den Höhen hinauf mit kräftigen Tannen prangen. Um den Fuß des Felsens, der Schloß, Wirtschaftshöfe und einen hübschen Blumengarten trägt, fließt die Eicha, ein kleines Gebirgsflüßchen, wahrscheinlich das Urentelkind jener mächtigen Strömungen, die vor Jahrtausenden mit gewaltigen Massen spielten, während seine Aufgabe ist, bescheiden zwischen Quarz und Kiesel durchzuschlüpfen, den Bewohnern sanftmurmelnde Schlaflieder hinaufzuschicken und ihnen für die gräßliche Tafel rothgesprenkelte Forellen zu liefern. Doch ist es nicht so aristokratisch gesinnt, bloß das Schloß zu versorgen; es bedenkt auch die Dorfjugend. Denn sobald es seinen Lauf um den vornehmen Felsen vollendet, hüpfst es fröhlich das lange Eichenau hinab, dessen stattliche Häuserreihen sich zu beiden Seiten erheben. Für die Söhne dieser Häuser birgt es unzählige Gründel, Schmerlen, kleine Quabben und anderes kaltblütiges Gethier unter seinen Steinen, worauf barfüßige Wasserjäger mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit und überraschendem Erfolge zu fahnden ver stehen. Die Eicha ist die Pulsader jugendlicher Belustigung für sämmtliche Studenten des großen Dorfes Eichenau; mag sie nun im heißen Sommer, halb ausgetrocknet, reicheren Raubfang gestatten; mag sie im Frühjahr und Herbst, durch heftige Regengüsse an-

schwellend, bis hoch an die Ufer tretend, Schwemmholz und andere willkommene Gaben heranspülen; mag sie im Winter festgefroren hier und da einen Eisspiegel zu gymnastischen Uebungen darbieten: — immer ist sie's, die Leben, Lust und Freude bringt.

Ulrich Graf Eichengrün, Majoratsherr auf Eichenau, weiß ihre Verdienste zu schätzen. Er liebt es, den Lauf des silberhellen, geschwägigen Gewässers, von dem seine Stammherrschaft den Namen trägt, zu verfolgen bis auf den Kamm der Berge, wo die Grenze seines Besitzthums den schmalen flimmernden Streifen empfängt, der da oben, dem Ursprunge nicht fern, sich zwischen dürftigem Rutenholz zuerst in die Welt wagt und dann in unzähligen Windungen und Krümmungen, neue Zuflüsse aufnehmend, sich hinabschlängelt, um im Thale ein Bach zu werden. Der Graf sieht darin ein frisches, anregendes Bild seines alten Geschlechtes, dessen Ahnen er kennt bis zu jenem Bauersmann zurück, von dem es entspringt. Er ist stolz auf diesen Ursprung, denn er ehrt den Bauerstand. Er ist Landmann mit Leib und Seele. Gegen seinesgleichen, gegen Herren und Grafen, die ihm — sei's durch Alter des Geschlechtes, sei's durch Reichthum, hauptsächlich durch geistige und gesellige Bildung — nicht ebenbürtig erscheinen, kann er sich, wenn er gerade tübler Laune ist mitunter hochmüthig benehmen; wenigstens steht er hier und da in diesem Rufe. Gegen Geringere ist er stets freundlich, wohlwollend; gegen die Bewohner der zur Majoratsherrschaft Eichenau gehörigen Dörfer ist er herzlich, hilfsreich, wo es noththut, liebevoll. Seine



Beamten beteten ihn an. Doch weil die Lasterzunge nirgend und niemals völlig verstummt, so zischelt sie auch hinter ihm her, daß er sich zwiefach liebevoll zeige, wo hübsche junge Frauen und Mädchen ein Haus schmücken. Daß er seit sechszehn Jahren Wittwer ist, daß er es geblieben, obgleich er am Todestage seiner Gemahlin noch nicht vierzig zählte, mag zur Verbreitung mancher ihn betreffenden Gerüchte nicht wenig beigetragen haben.

Heute steigt er früher und rascher als gewöhnlich aus den höheren Regionen der Nadelholzwaldung herab, wo ihn im Schatten herrlichster Buchen nicht allein der Kutscher mit den ungeduldigen Pferden, sondern auch der Maurermeister und ein Oberförster mit großen Papierrollen in der Hand erwarten. Auf einer Pflanzung, die sich sanft vom Hügel herniedersenkt, sind eine Menge kleiner Stäbe aufgesteckt, welche den bereits ausgeschrittenen Bauplatz bezeichnen. Der Graf wirft nur flüchtige Blicke auf die ihm vorgewiesenen, sauber ausgeführten Entwürfe, dann sagt er: Meister, es thut mir leid, daß ich Euch unnütz herbemüht; ich hatte vergessen, daß der junge Graf diesen Abend eintreffen soll, den ich empfangen will. Wir müssen unsere Berathung noch verschieben. Das hindert übrigens nicht, mit der Anfuhr von Holz und Steinen zu beginnen. Besorgen Sie, fuhr er zum Oberförster gewendet fort, die Holzfuhr; für alles Uebrige soll das Kameralamt Anweisung erhalten. Den Grund können wir heuer noch legen. Wir behalten einen schönen Herbst. Meinen Sie nicht auch, Oberförster?

Dieser bejahte.

Nun vorwärts, rief der Graf und bestieg seinen Wurstwagen. Als er droben saß, kehrte er sich, dem Kutscher ein, „Warte noch!“ zurufend, nach den beiden Männern um: Seid Ihr zu Fuße gekommen?

Zu Befehl, Excellenz!

So steigt auf zu mir; die Sonne meint's noch gut; was sollt Ihr den weiten Weg zurücklaufen?

Beide, der Maurer wie der gräfliche Diener, nahmen das Anerbieten ohne Erstaunen und ohne zierige Weigerung an als eine gewöhnliche Sache. Sie setzten sich, der Eine vor, der Andere neben den Gebieter, machten gar keine Umstände, da er ihnen erlaubte, ihre Tabakspfeifen wieder in Brand zu stecken, und gingen auf seine Gespräche mit jener treuherzigen Unbefangenhait ein, die rechtliche Männer, auch Königen und Kaisern zur Seite, nie verleugnen. Natürlich bewegte sich das Dreigespräch zunächst um den Bau des Jagdhauses, dessen Risse der Maurer, zusammengerollt wie einen Marschallstab, schwenkte. Einige Male drehte sich der Kutscher zurück und gab sein Wort mit dazu, indem er bemerkte, die Stallungen könnten wohl ein Bißchen größer gemacht werden, als da auf dem großen Papier stünde; denn man wüßte doch nicht, ob nicht manchmal Besuch käme, der seine eigenen Pferde mitbrächte, und wo sollte dann das liebe Vieh denn hernach Unterkunft finden.

Sei unbekümmert, Christoph, sagte der Graf; für Besuche bau' ich mir das Jagdschloßchen nicht; für die ist Raum im Schlosse. Dort will ich allein bleiben,

wenn mir gerade so zu Muth ist; dorthin lad' ich mir keine Gäste.

Christoph machte ein piffiges Gesicht, schwenkte die Peitsche, ohne eines seiner edlen Thiere damit zu berühren, und ließ schärfer austraben. Als die Wege sich schieden, — der breitere über eine gemauerte Brücke hinweg dem Schlosse zu; der schmalere eine Pappelallee entlang nach dem Vorwerke hin, welches der Wasserhof genannt wird, weil es unmittelbar auf dem nahen Ufer der Eicha steht; — drehte er sich abermals um, deutete mit der Peitsche auf den letzteren dieser Wege und fragte: Hier?

Gesel, hast Du nicht gehört, daß ich den Grafen Hermann erwarte? sprach unwillig der Graf; was soll ich auf dem Wasserhofe machen?

Ich weiß es nicht, murmelte Christoph; wenn er's nicht besser wüßte, warum stieg er denn sonst so oft beim Verwalter ab? Heute thut er so unschuldig, wie ein Lamm. Kann ich's denn riechen?

Mit wem redest Du, Christoph? fragte der Graf.

Mit dem Handpferde, Excellenz. Die dumme Kuh will durchaus rechts anziehen. Sie muß im Wasserhofe was Liebes haben.

Der Oberförster und der Maurer bliesen große Wolken aus ihren Pfeifenköpfen, hinter denen sie ein verlegenes Lächeln zu verbergen wünschten.

Der Graf begnügte sich mit der Aeußerung: Ich denke, das Handpferd ist gescheldter wie Du, Christoph; Du wirst täglich dümmer! Doch klang dieser Vorwurf

so freundlich, daß die Zuhörer fast versucht wurden zu glauben, Christoph's Neckerei habe einen günstigen Eindruck gemacht.

Leicht möglich! Vielleicht hörte der Graf nicht ungern, wenn von seinen kleinen Liebeleien gesprochen wurde; vielleicht kannte der vertraute Leibkutscher des guten Herrn eitle Schwäche. —

Sie hatten das Dorf bald erreicht. Der Oberförster und der Maurer wurden abgesetzt, um sich ihren Wohnungen zuzuwenden, und Christoph wandte sich nun rasch dem Schlosse zu, fest überzeugt, es würde noch ein Mal vom Wasserhose die Rede sein. Statt dessen rief der Graf: Wir kommen schon zu spät zum Empfange; jetzt eben fuhr Hermann in's Thor hinein.

Nein, Excellenz! entgegnete Christoph; das war nicht unser jüngster Graf; das waren Fremde; sie haben Lohnfuhrwerk.

Ich erwarte keine Gäste! wer kann das sein?

Dem Wagen nach kann's ihre gräßliche Gnaden sein, die Frau Schwester. Die sucht sich, mit Permission zu reden, immer solche altmodische Kasten aus.

Schwester Barbara? Ja, das wär' möglich; — fahr' zu, Christoph! — Das wär' möglich. Es ist zwar noch nicht ihre Zeit; sie trifft sonst immer erst mit September ein . . .

Sie wird halt Wind haben, Excellenz, daß ihr Herzblatt, der Hermann, auf die Ferien kommt, und da will sie keinen Tag versäumen. Darum hat sie sich heuer frühzeitiger auf die Strümpfe gemacht, . . . na, da

haben wir ja schon den Herrn Niklas, . . . und dort die alte Schachtel, die Christiane, mit ihren Schachteln . . . 's wird schon recht sein; es sind die Frau Gräfin Abbattissin sammt sämmtlichem Zubehör. Prr!

Christoph hielt an. Graf Eichengrün sprang für seine fünfzig Jahre unglaublich rasch und gewandt herab und fragte den ihn devot begrüßenden Niklas nach Gräfin Barbara.

Meine Gräfin hat sich lassen vom Haushofmeister gleich durch den Garten führen, Excellenz, auf die Seite hin, wo der Weg von der Chaussee herüberführt. Sie meinte, sie wollte den Grafen Hermann beim Wegweiser erwarten; dort hätte sie vor elf Monaten von ihm Abschied genommen, und dort wollte sie ihn wiedersehen.

Der Graf schüttelte wohl den Kopf, aber nichtsdestoweniger machte er sich doch auf, seiner Schwester zu folgen. Er fand sie denn auch am Rande des Chausseegrabens auf einer improvisirten Bank von ausgestochenen Rasenstücken sitzend, seinen Haushofmeister Lobesam in ehrerbietiger Entfernung und Haltung vor ihr stehend. Schon von weitem rief sie ihm entgegen: Gott zum Gruß, Bruder Ulrich, das ist schön, daß Du auch da bist; nun können wir unsern Hermann mitsammen empfangen. Setz' Dich zu mir auf dieses Kanapee. Dein Tausendkünstler und Faktotum hat's aufgerichtet, weil mein altes Pedal nicht mehr tatfest war. Wenn der Chausseewärter früher des Weges kommt, als Jener, den wir erwarten, so schilt er freilich; aber ich mache ihn schon wieder gut, denn er kennt mich. Vergangenen

Sommer hab' ich seinen Kindern manchen Groschen zugesteckt, da ich mit meinem Kavalier promendirte. Das waren gute Zeiten, wie der Hermann keine größere Freude kannte, als seine grauköpfige Tante zu führen! Gott, wie mir der Junge fehlt! Und was sie nur werden aus ihm gemacht haben in diesem Jahre!

Wir werden's bald sehen, Barbara, sprach der Graf die Uhr ziehend. Er kann nicht mehr lange ausbleiben. Meinst Du nicht auch, Lobesam?

Der Haushofmeister trat einen Schritt vor. Sind sie um sechs Uhr ausgefahren, wie ich rechne, Excellenz, und haben sie sich über Mittag nicht unnütz aufgehalten, so müssen wir zwischen zehn und zwanzig Minuten den Staub von ihrem Wagen sich auf der Kunststraße erheben sehen. Die Braunen laufen gut, und David ist ein pünktlicher Bursch. Dies gesagt, machte Lobesam den Schritt, den er früher vorwärts gethan, wieder zurück und nahm genau seine vorige Stellung wieder ein.

Wie ist Dir's ergangen, Barbara, seitdem wir uns nicht sahen?

Wie immer, mein Freund. Fünf Monate in der Residenz (es war heuer mein Stadtjahr!), sechs im Stifte, und den zwölften den' ich im lieben Eichenau zuzubringen. Vielleicht geb' ich diesmal Etwas zu. Meine Stellvertreterin ist eine solide Dame, eine Schlichten weißt Du, unseres guten alten Barons jüngste Tochter, auf die man sich verlassen kann. Auch befindet sich Alles in der schönsten Ordnung. Der Herr Oberpräsident hielt neulich die längst erwartete Visitation, und er

sowohl, als seine Bureauenschen, deren er zwei unaus-  
 stehliche moderne Brillenträger bei sich führte, konnten  
 des Lobes kein Ende finden über meine männliche Lei-  
 tung des Stiftes; über meine Energie, wie sie's zu  
 nennen beliebten. Ich ließ sie reden und dachte mir:  
 haltet lieber Eure Sachen ebenso zusammen; es ist  
 keine so große Kunst, wenn Kraft und Wille sich vereinen.  
 In unsern Tagen, Bruder, wird zu viel mit der Feder  
 organisirt und befohlen, dagegen in Wahrheit zu wenig  
 gethan. Der Geschäftsgang ist zu komplizirt. Die  
 Stöße von Papieren nur allein, die sie bei uns vollkleb-  
 ten! Ich bin seit dreißig Jahren Oberin des Stiftes  
 Friedhain; aber in dieser ganzen Zeit haben meine  
 Kanzellisten nicht soviel verbraucht!

So viel sich's vermeiden läßt, such' ich auch dem Ge-  
 schreibe auszuweichen; aber bei größerem Besiß geht es  
 doch nicht ohne Federfuchseri ab. Wie unser seliger  
 Vater starb, fand ich einen Director, einen Kentschreiber,  
 einen Forstschreiber und drei oder vier Kopisten im hie-  
 sigen Kameralamte. Jetzt sitzen drei Rätthe und mehr  
 wie ein Duzend andere Beamte darin, und geht Keiner  
 müßig. Allerdings hab' ich seitdem einige Allodial-  
 Güter angekauft, die vom Majorate aus mit verwaltet  
 werden. Aber Du darfst nicht vergessen, Schwester Bar-  
 bara, daß die ganze Welt einen andern Zuschnitt bekom-  
 men. Manches mag sonst besser gewesen sein, vieles  
 bessert sich zusehends. Es wird einerseits mehr geschrie-  
 ben, leider; andererseits wird dafür auch weniger geprü-  
 gelt, gedrückt und geschunden. Offenbare Ungerechtig-

keiten, an Schwächeren und Unterdrückten begangen, wie wir sie als Kinder von unseres Vaters Oberamtmann bisweilen ausüben sahen, können heute nur ausnahmsweise vorkommen, können nur ungeahndet hingehen, wenn der Zufall sie verheimlicht. Weitläufiger ist die Verwaltung geworden, kostspieliger, mitunter zum Teufelholen umständlich! . . . deshalb jedoch auch humaner, gerechter. Lassen wir sie schreiben, die armen Kerls wollen auch leben!

Gräfin Barbara stand im Begriffe, eine Gegeneinwendung zu machen, da rief der Haushofmeister: Excellenz, die Staubwolke zieht heran; ich erkenne mitten hindurch David's lackirten Hut: Es ist Graf Hermann! Tante Barbara erhob sich von ihrer Rasenbank und ging an ihres Bruders Arme der sehnlichst erwarteten Staubwolke entgegen. Ehe sie diese noch erreicht hatten, war Graf Hermann schon aus dem Wagen geflogen — zu David's größtem Schrecken, dem er dabei den Glanzhut vom Kopfe gerissen — und lag bereits in den Armen seiner Tante, als David mit den Pferden von jener, Graf Ulrich mit seinem Haushofmeister von dieser Seite nachrückten, um sich sämmtlich in einer und derselben Staubwolke zu vereinigen.

David benützte den willkommenen Aufenthalt, vom Boche zu steigen, und den herabgefallenen Hut nachzuholen, während der Kammerdiener mit der Linken die Pferde hielt, mit der Rechten die Uhr zog und zum Grafen sagte: Auf die Minute, Excellenz! Der Graf schluckte ein Weilchen den ihm zugemessenen Vorrath von



Chausseestaub geduldig ein; sodann, eifersüchtig auf die Zärtlichkeit, die sein Sohn der Tante Barbara spendete, ohne des Vaters zu achten, hustete er heftig und sprach: Ich möchte, wir zögen uns an einen Platz, wenn Eure Embrassements so lange ausgesetzt werden können, wo geringere Gefahr des Erstickens droht! Dort seh' ich den Schäferknecht mit dem Brackvieh herantreiben, was keine Aussicht auf ferneres Athemholen verheißt.

Barbara hörte aus ihres Bruders erzwungen schmerzhaftem Tone den gerechten Groll des momentan zurückgesetzten Vaters heraus. Sie machte Hermann's Arm von ihrem Halse los, führte den Liebling ihrem Bruder zu und bat herzlich: Sei ihm nicht böse, Ulrich, die Schuld ist mein, ich hab' ihn so fest gehalten. Dafür sollst Du ihn den ganzen Abend für dich allein haben.

Der Graf ließ sich von seinem Sohne die Hand küssen, gab ihm einen Kuß auf die Wange, wies noch einmal auf die drohende Heerde, welche wirklich die Kunststraße in ihrer ganzen Breite aufzurühren und deren zarte Bestandtheile in Wolken zu verwandeln schien, ergriff seiner Schwester linken Arm, — Hermann führte sein „himmlisches Tantchen“ am andern, — und sie traten die Flucht an; doch konnten sie nicht schnell genug davoneilen, daß sie nicht mitten auf der grünen Wiese noch ein Stückchen fliegender Chaussee erreicht hätte, trotz des Haushofmeisters Bemühungen, der sein seidenes Taschentuch zornig schwang und sehr verwundert war, weil der Wind keinen Respekt vor ihm und

seiner Signalfahne bezeugte, welche doch im ganzen Schloßhose galt.

Hermann lachte nach ihm zurück: Bon soir, Meister Kobesam; wie steh' ich in Dero Huld?

Der Haushofmeister verbeugte sich stumm; er konnte seine Verlegenheit nicht verbergen. Denn weil er nicht wußte, ob sein Herr die Vernachlässigung, die der Sohn sich jetzt zu Schulden kommen lassen, ernstlich übelgenommen habe, so wagte er auch nicht, entschiedene Freude über Hermann's Ankunft und dessen blühend jugendliches Wachsthum an den Tag zu legen. Erst als der Graf ihn fragte: Nu, Kobesämchen, hat Dir der Staub die Sprache erstickt? erwiderte Jener mit abermaliger Verneigung: Wie Excellenz befehlen!

Er ist ein Diplomat, sagte Graf Ulrich zu seiner Schwester; so lange er wähnt, ich könnte mich für verlegt halten in meinen Vaterrechten, wird er sich anstellen, als machte er sich Nichts aus dem Jungen; dafür wird er ihm heimlich das Beste zuwenden und sich jedem kindischen Wunsche willig fügen, wär' es auch mit Gefahr, uns das Schloß überm Kopfe in Brand zu stecken.

Excellenz! . . . flehte der Haushofmeister . . .

Halt's Maul, alter Sünder! Nos kennimus!

— Wie sie in den Garten traten, empfing der Schloßgärtner Gräfin Barbara und seines Grafen Sohn mit zwei Blumensträußen, die er in größter Eile für Beide gewunden. Der greise Mann hatte Blüthen und Blätter sinnig zusammengestellt, wie es sich für eine sechszigjährige Dame und für einen sechzehnjährigen Jüngling

paßte. Seine Gönnerin fand die Bedeutung bald heraus und dankte ihm freundlich: Immer noch auf den Beinen; Wiesner? Immer noch thätig? Wir kennen uns doch schon ein Weilchen!

Ja, gnädige Gräfin, 's geht nun bald in's neunundfünfzigste Jahr. Das Bouquet zu Ihrem ersten Jahrestage ließ mich mein seliger Vater binden; 's war das allererste, wozu ich die Blumen allein auswählen durfte. Und weil er zufrieden war, durst' ich es auch übergeben. Ich mag so ein Büschel von neun oder zehn Jahren gewesen sein. Sie zerzauseten wohl den hübschen Strauß ein Bißchen mit Ihren kleinen Fingern, aber ich freute mich denn doch, daß ich die Ehre hatte.

Barbara hielt ihre zwei Führer zurück und sah dem Greise lange in's Gesicht. Treuer Diener unseres Hauses, sprach sie dann gerührt, Du hast mir den ersten Blumenstrauß gewunden! Winde mir auch den letzten, den ich mit in die Gruft nehme; den will ich nicht zerzausen; das versprech' ich Dir.

Frau Gräfin haben gut versprochen, antwortete Wiesner; im Sarge sollen wir gewiß ruhig liegen und die Hände stillhalten. Aber ich kann nicht versprechen, daß ich Ihren Befehl erfülle; 's geht auf die Neige mit mir.

Dummheiten, unterbrach ihn der Graf; redet nicht vom Sterben. Davon will ich noch Nichts hören; ich bin noch sehr lebenslustig.

Excellenz haben zwanzig zugute vor mir, sagte der Gärtner; sind noch ein junger Herr!

So laß' ich mir's gefallen! Komm', Schwester Barbara, unser Souper wartet. Lobesam ist schon hinauf, der schilt, wenn wir säumen, und Hermann wird auch hungrig sein!

Wie ein Wolf, lieber Vater.

Sie setzten sich wieder in Bewegung. Barbara rief im Gehen dem Gärtner zu: Eines von beiden, Wiesner, Du streust mir eine Hand voll Blumen in den Sarg, oder ich Dir! Es bleibt sich am Ende gleich, denn „am Ende“ ist es ja doch.

Wiesner blickte ihnen nach, bis sie über die Terrasse in's Schloß gegangen waren. Dann murmelte er vor sich hin: Große Feldherren, — gewaltige Krieger, — tapfere Sieger, — alle mittsammen Helden, und Keiner ein Held, wie die alte Heldin da, die Frau Aebtissin, meines seligen Grafen ältestes Fräulein Tochter. Wenn die Leute wüßten, was ich weiß und sie und der liebe Gott! Nennen sie Tante Barbara schlechtweg; haben sie lieb, weil sie eine freundliche, mildthätige Person ist sammt ihrem gräßlichen Stolge. Uebrigens heißt's: Sie ist eine alte Jungfer, hat keinen Mann bekommen . . . o ihr dummen Leute, ich könnte euch mehr von ihr erzählen, daß euch die Augen übergängen! Doch ihr seid's nicht werth; ihr seid zu abgeschmackt, zu albern. Dem Grafen Hermann will ich's mittheilen. Der ist ihr Liebling; der soll sie recht kennen lernen! Nein, in's Grab nehm' ich mein Geheimniß nicht mit.

Dann kroch er in sein kleines Stübchen, welches auf der Mittagsseite des Schloßes zwischen Glashäusern einge-

klemmt lag, wie ein Vogelneſt zwischen den Aeſten eines blühenden Drangenbaumes. Der Greis hatte es ſchon vor dem Ableben ſeiner Frau, die in der Nachbarschaft bei Verwandten Unterkunft fand, bewohnen zu dürfen gebeten, und zwar ganz allein; es war eigens aus einer Kumpelkammer für Gartengeräth zu einem Aufenthalt für ihn umgeändert und eingerichtet worden. Er brauchte keine Bedienung, ſchließ auf hartem Lager, holte ſich ſeine Mahlzeiten aus der gräßlichen Küche und duldete ſogar den Gartenburſchen nicht um ſich. Er wollte allein ſein, meinte er, auf ſeine alten Tage, hätte ſich lange genug mit den Menſchen herummartern müſſen und wär' ihrer überdrüſſig, beſonders der Frauenzimmer, jedoch mit Ausnahme von Gräfin Barbara. Seine eigene Ehe war höchſt unglücklich geweſen. Die alte Wiesner hatte im ganzen Hoſe für einen Drachen gegolten. Kinder hatten ſie nicht gehabt. Meine Kinder ſind Bäume und Blumen, pflegte er zu ſagen; in ihrer Mitte hab' ich gelebt, in ihrer Mitte will ich ſterben; was brauch' ich die Menſchen? Er hielt keinen Umgang mit den Bewohnern des Schloſſes, redete ſo wenig als möglich mit ihnen. Für ihn gab es eigentlich nur noch drei Perſönlichkeiten auf Erden: die Aebtiffin, den Grafen, ſeinen Herrn, und deſſen jüngeren Sohn Hermann, den wir ihn mit einem Blumenſtrauß begrüßen ſahen. Den älteren Sohn, den Majoratsſerben, ignorirte er, nannte nie ſeinen Namen und vermied ihm zu begegnen, wenn Graf Theodor in Eichenau anweſend war, — was jedoch äußerſt ſelten, in langen Zwischenräumen und ſtets nur

auf wenige Tage geschah. Aus seiner Abneigung gegen den künftigen Gebieter machte Wiesner kein Geheimniß, und wenn der Koch, der Einzige, mit welchem er gelegentlich ein Wort wechselte, ihm sein unkluges Benehmen vorwarf, weil man doch nicht wissen könne, wie geschwind vielleicht einmal ein Regierungs-Wechsel eintrete, denn sterblich wären wir Alle und so weiter . . . entgegnete er freundlich: mein lieber Herr Küchenmeister, bis Graf Theodor einen eigenen Schloßgärtner brauchen wird, braucht der alte Wiesner schon längst keinen Grafen mehr und ist sicher versorgt.

Heute holte sich der Gärtner sein Abendessen ab. Er setzte sich stillschweigend auf sein Lager und zehrte an Erinnerungen.

Desto lebhafter ging es im gräßlichen Speisesaale zu. Obgleich nur ihrer drei bei Tafel saßen, trat doch keine Pause im Gespräche ein. Hermann hatte so viel zu erzählen. Sein erstes Jahr, in der Ritterakademie verlebt, wimmelte von neuen Erlebnissen und Eindrücken, die er mit der offenherzigen, lustigen Lebendigkeit eines guten, klugen, frischen Schülers fröhlich zum Besten gab, seiner Kameraden wie seiner Lehrer in Liebe, aber auch mit kindischer Schelmerei gedenkend. Vater und Tante ergößten sich ungemein an seinen Schilderungen und freuten sich vorzüglich an der Mittheilungsfähigkeit, die er in diesem einen Jahre gewonnen, während er daheim, unter Obhut und Aufsicht eines strengen Erziehers, ziemlich schweigsam gewesen.

Es war die höchste Zeit, rief der Graf mehrmals

aus, daß der Junge unter fremde Menschen kam; er wäre mir völlig versauert bei seiner isolirten Studiererei. Das muß sich reiben und glätten an Andern, sonst wird im Leben Nichts daraus!

Tante Barbara begnügte sich nicht mit so negativem Lobe. Sie sagte gerade heraus: „Du bist ein prächtiger Bursch geworden, Hermann!“ und dann schickte sie die großen, klaren Augen rings um den Tisch, in den Mienen der aufwartenden Dienerschaft ihres Ausspruchs Bestätigung zu suchen und zu finden. Denn Alle schauten verklärt darcin, weil sie Alle (nicht ohne Opposition gegen den abwesenden Theodor) den jüngeren Bruder liebten. Nur der Haushofmeister, wohl wissend, welchen Vorzug der ältere Bruder in des Vaters Meinung vor dem Anwesenden genoß, wagte nicht unbedingte Zustimmung zu zeigen. Er sah seinen Gebieter erst fragend an. Doch sobald dieser freundlich der Schwester zunickte, erlaubte sich Lobesam desgleichen zu thun, und zwar mit großem Vergnügen.

Nach aufgehobener Tafel begaben sich die Herrschaften in das Gesellschaftszimmer, wo sie, recht heiter gestimmt, noch ein Stündchen ohne Zeugen zu plaudern gedachten. Denn mehr oder weniger legt die Anwesenheit der Diener, mögen es auch alte, der Familie eng vertraute sein, der freien Entfaltung des Gespräches immer Fesseln an. Es giebt gar Manches, was man in Gegenwart von Zeugen zu berühren fürchtet, weil man schon vorher weiß, daß es Widersprüche hervorrufen wird. Daß Graf Eichengrün dergleichen Saiten anzuschlagen nicht übel Lust verspüre,

ließ ein gewisses bedeutungsvolles Lächeln vermuthen, welches seiner Schwester als Vorbote ernstler Einleitungen und Erörterungen allzu bekannt war; und da sie den Abend des schönen Tages fröhlich zu beenden wünschte, so gab sie das beabsichtigte Plauderstündchen willig auf. Deshalb deutete sie mehrmals an, sie fühle sich von der Fahrt ermüdet, und auch Hermann verdeckte sein Gähnen erfolglos hinter vorgehaltener Hand. Darauf ging der Graf nicht ein. Nicht doch, sagte er, die Sonne ist kaum hinab, und wir sind keine Hühner. Wir bilden so eine Art von Familienrath, Barbara, Du und ich, obgleich mein Theodor fehlt. Laß' uns noch ein ernstes Wort über den da reden und auch seine Meinung hören, ehe wir schlafen gehen.

Hermann warf seiner Tante einen Blick zu, der bitten wollte: „kannst Du's nicht verhindern?“

Die Aeltistin zuckte mit den Achseln. Sie wie Hermann machten sich gefaßt auf einen Sturm, der kommen mußte, der nicht ausbleiben konnte, das war Beiden bekannt, den sie aber gern verzögert hätten. Doch es hatte auch sein gutes, daß er gleich am ersten Abende ausstobe, dann blieb vielleicht für die folgenden Tage reines Wetter. Hermann duckte sich, Barbara rüstete sich, Graf Eichengrün — räusperte sich: ein untrügliches Anzeichen vom Herannahen des Sturmes.

Ehe er ausbricht, haben wir eine kurze Erklärung voranzuschicken:

Der junge Graf Hermann galt im Schlosse und auf der ganzen Majoratsherrschaft für den zurückgesetzten,



minder geliebten Sohn. Graf Theodor, der künftige Nachfolger, der reiche Erbe, besaß — darüber waltete kein Zweifel mehr ob — nebst allen Geschenken; womit das Glück ihn überschüttet, auch seines Vaters rück-sichtsvolle, nachgiebige Liebe, während Hermann desto strenger gehalten wurde. Seiner Schwester Barbara, seinen vornehmen Standesgenossen, auch seinen Beamten (denn sogar diese traten bisweilen für Hermann's Rechte ein) erwiederte Seine Excellenz immer sehr entschieden: der Junge dürfe nicht verwöhnt werden, da er im Ver-hältniß zu seinem Range arm und angewiesen sei, sich selbst eine entsprechende Stellung zu erringen! —

Im Grunde aber verhielt sich Alles ganz anders. Graf Eichengrün fühlte sich seinem jüngeren Sohne mit einer so schwärmerischen Vorliebe zugethan, daß Theodor, der ältere, dadurch aus seinem Herzen fast verdrängt worden war. Neun Jahre zählte dieser, wie Hermann geboren wurde und die Gräfin Mutter starb. Das kleine Knäblein lachte den Grafen mit der Verbliebenen Augen an. Ihm wendete sich die Gunst des Vaters so ent-schieden zu, daß Theodor darunter litt. Diese Ungerechtigkeit war gewachsen mit den Söhnen zugleich. Als der ältere sich den Jahren näherte, wo er nöthigenfalls hätte für majorenn erklärt werden können, hatte sie den höchsten Grad erreicht: der Graf begann im einstigen Nachfolger einen Nebenbuhler zu sehen. Und da war dann der Um-schlag erfolgt. Bei einem so edlen Charakter bedurfte es nur ernstester, aufrichtiger Prüfung und Erkenntniß. So-bald Graf Eichengrün sich einmal Rechenschaft gegeben,

daß selbstsüchtige Triebe mit im Spiel gewesen, that er sich Gewalt an; er schämte sich seiner Schwächen; er wendete sich dem bisher zurückgesetzten Sohne mit übertriebener Zärtlichkeit zu; um so übertriebener, weil sie erzwungen war. Von jenem Tage schrieb sich Theodor's Uebergewicht, und Hermann wurde der Zurückgesetzte. Hermann mußte dafür büßen, daß sein Vater sich selbst tadelnswerth erfunden; mit der Behauptung, daß ein armer Graf nicht verwöhnt werden dürfte, rechtfertigte dieser seine Härte gegen ihn vor Barbara, vor der Welt und vor seinem eigenen Herzen, welches sich oft genug wider den aufgelegten Zwang empörte.

Nach dieser Vorbereitung dürfen wir weitergehen und jenes Dreigespräch belauschen, welchem wir das nächste Kapitel widmen wollen.

---

## Zweites Kapitel.

---

Der Graf. Es handelt sich um Hermann's Zukunft, liebe Schwester. Ich bin zufrieden mit ihm; er hat sich im Verlaufe dieses Jahres recht hübsch gemacht. Die rauhen Ecken, die er aus dem Lehrzimmer seines Gouverneurs und aus den bäuerischen Umgebungen meines Schlosses mitgenommen, sind in der Akademie schon ein wenig abgeschliffen, und ich bin gar nicht abgeneigt, ihn noch ein Jahr dort zu lassen. Länger jedoch

nicht. Als Uebergang von dem väterlichen Hause in die große Welt ist eine solche Anstalt vortheilhaft, insofern sie außs Leben vorbereitet und mit verschiedenartigen Charakteren umgehen und auskommen lehrt. Aber auf die Dauer reicht sie nicht aus. Mir scheint, daß die eigentlichen gelehrten Studien neben körperlichen Exercitien dort zu kurz kommen. . . .

Barbara. Soll denn Hermann ein Gelehrter werden?

Graf. Kein Gelehrter von Profession: kein docirender Professor, noch Bücher schreibender; das verlang' ich nicht. Aber dem Staatsdienst soll er sich widmen, und dazu ist nun einmal, wie es jetzt in der Welt steht, griechisch und lateinisch von Nöthen. Mit beiden Sprachen wird es in der Akademie durchaus nicht genau genommen. Er muß dieses zweite Jahr alles Versäumte mit einem Privatlehrer nachholen und sodann die Universität beziehen und die Rechte studiren, so fleißig wie der erste beste Pastors- oder Müllers-Sohn, der Landrichter zu werden hofft, wenn der Himmel ihm wohl will; nur mit dem Unterschiede, daß Graf Herrmann Eichengrün ein höheres Ziel zu erstreben und folglich auch seinen Fleiß und seine Fähigkeiten doppelt anzustrengen hat.

Barbara. Soll er etwa auch in die diplomatische Laufbahn eintreten, wie sein Bruder Theodor?

Graf. Du willst mich absichtlich mißverstehen, Schwester. Dazu wäre die griechische Sprache nicht von Nöthen, und vom Lateinischen würde ein kleines

Echantillon genügen; ich zweifle, daß der Fürst-Staatskanzler mehr von Cicero's Reden im Originale versteht, als ich. Die Rechte soll er studiren, hab' ich ausdrücklich gesagt. Er soll darauf hinarbeiten, Justizminister zu werden, wozu bei seiner Geburt und meinem Einflusse alle Aussicht vorhanden, wenn er erst als Präsident eines Kollegiums Ehre eingelegt hat. Sollten sich in dieser Branche wider Vermuthen Schwierigkeiten zeigen, so bleibt ihm unbenommen, zur Staatsverwaltung überzutreten, wo er das Oberpräsidium einer Provinz so gut wie schon in der Tasche hat. Und dann liegt es nur an ihm, sich ein Portefeuille zu erringen. Die diplomatische Carrière ist passend für einen Majoratserben, dessen Vater, noch jugendlich kräftig, keine Lust hegt, so geschwind Platz zu machen. Theodor pouffre sich, wie er kann. Meinetwegen nehm' er auch eine Gesandtschaft an, entfalte einigen Glanz, mache Schulden, . . . nach meinem Tode findet er Eichenau im guten Stande und kann sich, der Eitelkeiten müde, in's warme Nest setzen. Bei Hermann heißt es: sich dieses Nest selbst bauen. Dazu muß er mehr lernen, wie sein älterer Bruder zu lernen nöthig hatte! Er ist verpflichtet, solideren Grund zu legen. Und ich hege das Vertrauen zu seiner Einsicht, daß er es nicht an Fleiß und festem Willen fehlen lassen wird.

Hermann. O gewiß nicht. Aber eine Bemerkung möcht' ich machen, lieber Vater, wenn Du erlauben wolltest.

Graf. Unbedenklich. Es handelt sich ja um Deine

eigene Zukunft. Dabei hast Du jedenfalls auch eine Stimme; wenn noch keine entscheidende, doch eine berathende. Also rede!

Hermann. Wenn ich aufrichtig reden darf, lieber Vater: ich habe nicht die geringste Lust, Jurisprudenz zu studiren!

Graf. Ja was denn sonst? Spürst Du vielleicht Neigung, Dich der Arzneiwissenschaft zu widmen; oder möchtest Du die Kanzel besteigen? Beides wäre in unserer Familie noch nicht dagewesen! Nicht wahr, Barbara, es müßte possierlich zu sehen sein, wie Hermann Graf Eichengrün uns in der Kirche anpredigte, oder wie er Deinem Niklas ein Rezept wider den Schwindel verschriebe?

Barbara. Du hast ihn nicht ausreden lassen, Bruder!

Graf. Ich habe ihn nicht unterbrochen, Schwester Barbara. Er schwieg von selbst. Wenn er noch mehr zu sagen hat, soll er in Gottes Namen wieder beginnen. Ich bin sehr neugierig zu erfahren, wohin seine Neigung sich richtet.

Hermann. Mit zwei Worten ausgesprochen: nach Eichengrün! Ich wünschte mich mit Leib und Seele der Landwirthschaft zuzuwenden und darin meinem guten Vater nachzuahmen, wenn ich diesen auch nicht erreichen kann. Zum Studiren, was man so nennt, fühl' ich keinen rechten Trieb.

Graf. Du bist sehr gütig, mein Sohn, mich als ein würdiges Vorbild für Dein Streben zu bezeichnen;

nur weiß ich nicht recht, welche Erwartungen Du an diese Agronomanie knüpfest. Gehst Du etwa darauf aus, nach erlangter Reife Verwalter bei Deinem ältern Bru. der zu werden, oder gar Ackerbvogt bei irgend einem der geringeren Gutsbesitzer in der Umgebung? Ich hätte Dir mehr Ehrgeiz und auch mehr Ehrgefühl zugemuthet.

Hermann. Darüber hab' ich wohl noch nicht tiefer nachgedacht. Für den Augenblick sprach ich nur meine Empfindungen aus. Das Stubendasein behagt mir nicht; über den Büchern zu sitzen macht mich ungeduldig. Meine Sehnsucht zieht mich nach Wald und Feld, nach den ländlichen Umgebungen meiner Heimath, nach Freiheit und Bewegung in Gottes freier Luft.

Graf. Dies Alles sind schöne Dinge, die Niemand höher zu schätzen weiß, wie ich. Es wäre aber dabei zu erwägen, daß diese Heimath, nach welcher Deine Sehnsucht Dich zieht, die Heimath eines Majorats Herrn ist, und daß der zweite, jüngere Sohn nur Ansprüche auf eine mäßige Rente und nach meinem Tode auf ein kleines Allodialvermögen hat, welches bei gegenwärtigen Zeitläuften täglich kleiner zu werden droht und kaum hinreichen würde, ein paar Landgütchen zu behaupten, wie jeder reiche Bauer eines besitzt.

Hermann. Wenn ich aber damit mich gern zufrieden stelle, theuerster Vater?

Graf. Das meinst Du jetzt, wo Du noch zu wenig Erfahrung besitzt, um die Ansprüche vorher in Anschlag zu bringen, die dereinst in Dir aufsteigen dürften. Sollte jedoch wider Vermuthen diese entsagende Bescheidenheit

— sie müßte denn ein Erbtheil Deiner seligen Mutter sein; von mir ist sie nicht auf Dich übergegangen! — noch bei Dir vorhalten; wärest Du wirklich kapabel, Dich in so kleinlichen Verhältnissen wohlzufühlen, so könnte dies doch nur im Widerspruche mit Deinen Pflichten stattfinden.

Hermann. Mit welchen Pflichten, lieber Vater?

Graf. Die Dir Deine Geburt, Dein Name auferlegen. Für keinen Grafen Eichengrün schickt es sich, irgend Etwas halb zu sein. Entweder muß er als Gutesbesitzer im Großen, unter seinen Nachbarn der erste, reichste, bedeutendste, wirksamste, im Lande Achtung und Auszeichnung genießen, oder wenn er dies nicht vermag, weil die Mittel fehlen, muß er sich ganz und gar dem Staatsdienste widmen und sich durch Fleiß, festen Willen, und gestützt auf die Vorrechte seines alten Geschlechtes, zu den höchsten Stufen in der Beamtenwelt emporheben. Unser Platz, mein lieber Hermann, ist auf dem Herrenstuhle unserer Väter (wenn wir Erstgeborene sind), im Schlosse hoher Ahnen, umgeben von ihren Bildern, bemüht, ringsum Gutes zu wirken; — sind wir aber zweite Söhne, dann ist die Pflicht uns auferlegt, uns dem Throne so nahe wie möglich zu stellen und, indem wir dem Vaterlande redlich dienen, uns zugleich so hoch zu erheben, als unsere Fähigkeiten und die Verhältnisse nur immer gestatten.

Hermann. Auch wenn wir weder Neigung noch Beruf dazu empfinden?

Graf. Auch dann, mein Sohn. Den Beruf erzeugt

nach und nach ernstliches Streben, konsequentes Wollen; die Neigung findet sich dann von selbst.

Hermann. Das kann sie bei mir niemals: mein Widerwille ist zu groß.

Graf. Desto schlimmer für Dich.

Hermann. So wär' ich also Nichts weiter, wie ein Sklave meiner Geburt, meines Namens?

Graf. Gewissermaßen ja! Sind wir das nicht Alle, Jeder auf seinem Flecke? Meinst Du nicht, daß es manchen Thronerben giebt, der lieber einen Blumenkranz auf irgend einer grünen Wiese für seinen Lockenkopf flechten ließe, statt der schweren Krone, welche Herkommen und Pflicht ihm auf die Stirne drücken? Meinst Du nicht, daß ich zum Beispiel nach Deines Großvaters Tode ungleich lieber mich in Paris oder Wien amüsirt hätte, als hier in Eichenau zu arbeiten, Gott weiß es, ärger wie ein Tagelöhner? Ich war sehr jung und voll von Lebenslust und Lust am Leben. Aber mein guter Vater hatte die Sachen gehen lassen, wie sie gingen; die damaligen Herrschaftsbeamten machten ein wenig, was sie wollten; es war die höchste Zeit, daß ein Herr energisch eingriff; ich opferte mich! Ich warf mich mit allen Kräften auf die Verwaltung des neugeschaffenen Majorats, für welche die Geburt mich berufen. Es gelang mir damit, nicht weil es mir damals Vergnügen machte, nur weil ich thun lernte, was meine Pflicht war, meine Pflicht gegen unsere Vorfahren, wie gegen unsere Nachkommen. Nachdem ich aber fortfuhr, diese Pflichten reblich zu üben, gewann ich in der Ausübung und im Gelingen



Bergnügen daran, so, daß ich jetzt kein größeres Glück kenne! Deine gute Tante Barbara führt einen Wahlspruch, den sie mir damals nicht selten zu hören gab. Es wundert mich, daß sie heute so lange darauf harren läßt. Ich warte vergeblich auf Deine Unterstützung, liebe Schwester! Wirf dem jungen Herrn Dein Adage in die Zähne.

Barbara. Es ist mir während Eurer Diskussion schon etliche Male auf die Zunge gekommen, Ulrich! Doch jedes Mal, wenn ich es aussprechen wollte, sagtest Du Etwas, wodurch es wieder zurückgeschreckt wurde. Es will mir doch nicht so recht hierher passen.

Graf. Das heißt mit andern Worten: Du kannst Dich nicht entschließen, Deinem Liebling, Deinem Herzpünkchen Unrecht zu geben und trittst lieber als meine Gegnerin auf.

Barbara. Durchaus nicht. Ich billige das Meiste, was Du ausgesprochen. Nur über eine von Dir aufgestellte Ansicht sind wir verschiedener Meinung.

Graf. Und das wäre, wenn's beliebt?

Barbara. Die von Dir vorausgesetzte Leichtigkeit, sich in einem Berufe auszuzeichnen und zu den höchsten Würden emporzuschwingen, für welchen der innere Antrieb fehlt.

Graf. Dieser findet sich, das wiederhole ich, schon nach den ersten Resultaten fleißiger Ausdauer. Fähigkeiten besitzt Hermann, davon sind wir Beide überzeugt, so gut wie er selbst. Es kommt nur auf den Willen an. Er soll, so lange er studirt, an jedem Morgen mit dem

Gedanken aufstehen: mit vierzig Jahren will ich Chef-Präsident, mit fünfzig muß ich Staatsminister sein! Dieser Gedanke wird ihm über alle jene kleinlichen Mühen hinweghelfen; er wird dann gar nicht mehr seines Blickes würdigen, was ihm jetzt noch die Bahn zu verengen und uneben zu machen scheint.

Hermann. Wenn ich nun aber auch kein Vergnügen an dem Gedanken finde?

Graf. Dann werde ich Dich ernstlich befragen, ob der Wunsch — der wohlerrungene und durchdachte Wunsch — Deines Vaters weniger gilt, als die kindische Widerseßlichkeit eines Burschen in Deinem Alter? Und was wirst Du darauf antworten?

Hermann. Daß Ihre Wünsche für mich Befehle sein müssen.

Graf. Dann sind wir einig. — Jetzt gehe schlafen, mein Sohn. Die Müdigkeit steht Dir aus den Augen. Morgen wirst Du besser disponirt sein, auf meine Vorschläge einzugehen.

Barbara. Gute Nacht, mein Junge, gieb mir einen Kuß; (ihm in's Ohr:) morgen früh laß Dich bei mir sehn, eh' Du zum Vater gehst; (laut:) und träume nach Herzenslust von Feldern und Wäldern! — — Nun, mein Freund Ulrich, nun sind wir zwei unter uns, wie wir bisweilen gewesen, wenn Vater und Mutter verreiset waren und meine Gouvernante mit Deiner Bonne beim Kartentische saßen . . .

Graf. Ja wohl, und mich armen kleinen Kerl der Obhut meiner weisen Schwester überantwortet hatten, Soltei, Noblesse oblige. L.

die mich zausete, schalt und im Winkel stehen ließ nach Herzenslust.

Barbara. Immer nur, wenn Du's verdienstest. Und wenn ich die Macht über Dich hätte, wie damals, müßtest Du mir bisweilen jetzt noch im Winkel stehen, und ich würde Dich zausen, wie vor fünfundvierzig Jahren.

Graf. Da es sich aber gefügt, daß ich mich nicht mehr in den Winkel stelle auf Befehl der gestrengen Schwester, so läßt sie's beim Schelten bewenden.

Barbara. Wenn das nur hülf! Es ist aber bloß in den Wind geredet.

Graf. Geh' ich Dir denn wirklich so viel Anlaß zur Unzufriedenheit? Hab' ich meine Sachen so schlecht gemacht? Hältst Du mich nicht für würdig, Regierer des gräflichen Hauses Eichengrün auf Eichenu zu sein?

Barbara. Bei Gott, Ulrich, dessen halt' ich Dich würdig. Kräftig und ehrenvoll stehst Du da, geachtet, geliebt, anerkannt in unserer Provinz, im ganzen Lande, — kleiner Schwächen nicht zu gedenken, an denen Bosheit und Neid mäkeln mögen, kein edler, gerechter und vernünftiger Mensch. Denn Menschen sind wir Alle und leiden Mangel des Ruhmes, den wir vor Gott haben sollen. Die schwächste dieser Schwächen tritt hervor in Deinem Verhalten zu Deinen Söhnen, und weil diese meine Neffen sind, darf ich mir erlauben, darüber zu sprechen; ausnahmsweise, — während ich, wie Du weißt, die ältere Schwester niemals geltend mache und längst vergessen habe, daß ich Dich erziehen half. In Allem,

womit Du heute Abend unseres armen Hermann's Lust am Landleben bekämpfst, muß ich Dir beipflichten, bis auf einen seltsamen Widerspruch Deiner eigenen Ansichten. Er soll nicht Landwirth werden, weil ihm die Mittel fehlen, es in großem, seines Namens würdigem Maßstabe zu sein!? Er soll sich für zu gut halten, des Majoratsherrn, seines Bruders, Verwalter abzugeben!? Wohl! Es ließe sich darüber noch streiten, doch ich streite nicht und halte mich an den Trost, daß Deine (obgleich versteckte) Vorliebe für den Jüngeren Dir diese scheinbar strengen Aeußerungen abzwang. Wie aber verträgt sich damit Dein Benehmen gegen Theodor, den Du nachgiebig ziehen ließeest, ja ihm förderlich warst für eine Laufbahn, welche so weit ab vom Endzwecke seines künftigen Daseins, seiner wichtigen Bestimmung führt? Hermann darf seiner Neigung für's Landleben nicht folgen, weil Du ihm keinen großen Besitz garantiren kannst! Müßte nach dieser Ansicht Theodor nicht gerade eben so für diese Neigung gebildet werden, da ihm der Besitz gebührt? Du willst Hermann zwingen, sich den Studien zu widmen, die ihn dereinst zum Minister machen können. Warum wird denn Theodor nicht gezwungen, sich dem Berufe jetzt schon zu widmen, der nach Deinem Ableben so recht eigentlich, nicht allein im allegorischen Sinne, Pflug und Egge für ihn sein muß? Warum darf er den Müßiggänger in der Residenz spielen und Maulaffen feil haben in einem Ministerium des Aeußeren, welches ihn vielleicht einmal als Legationssekretär zweiten Ranges bei einer Gesandtschaft dritten Ranges attachirt? Sieht

es nicht gerade aus, als ob dem Ältesten, weil das Glück ihn zum Majoratsserben machte, und als wenn es an diesem Vorzuge nicht schon genug wäre, nun auch noch jegliche Phantasie gut heißen werden müßte; als ob dem Jüngeren allein die väterliche Autorität aufgespart bliebe. Und glaubst Du nicht, daß Hermann sich selbst diese bedenkliche Frage schon vorgelegt hat oder vorlegen wird? Glaubst Du nicht, daß er lernen wird, an Deiner Liebe zu zweifeln; und fürchtest Du diesen Zweifel nicht, Du, der ihn so innig liebt? — Denn mir mußt Du nicht weiß machen wollen, womit Du Andere täuschest! Ich bin die alte Barbara, und für mich giebt es kein Geheimniß in diesen Mauern.

Graf. Wenn das ist, so durfst Du Dir diese Fragen ersparen. Denn es kann Dir sodann nicht verborgen sein, weshalb ich Theodor's Entschlüsse billigte, ja seine Entfernung wünschte. Die Gegenwart eines Nachfolgers ist an und für sich schon lästig. Ein künftiger Herr wähnt sich berechtigt, jeden Schritt des gegenwärtigen zu bekritteln, vielleicht wohl gar mit hineinzureden, seine Weisheit geltend zu machen. Das vermag ich nicht. Es hätte Reibungen gegeben. Aus der Ferne bleiben wir ein Herz und eine Seele. Und dann, — ich bin noch ein rüstiger, frischer Mann; meine Fünfzig drücken mich noch nicht; ich will mein Leben noch genießen. Ein herangewachsener, selbstständig gewordener Sohn genirt mich in nächster Nähe; ich habe keine Lust, auf Schloß Eichenau und in dessen Umgebungen das Lustspiel „Die beiden Klingsberg“ aufzuführen.

Barbara. Mir ist dieses — mit allem Respekt für Herrn Staatsrath von Kogebue sei es gesagt — niederträchtige Lustspiel leider bekannt. Ich wohnte bei einem Besuche in Wien der ersten Aufführung bei und habe es der Tante Victorie lange nicht verziehen, daß sie mich mit in ihre Loge genommen. Deine Abneigung, es im Leben wirklich nachzuspielen, kann ich nur billigen. Und wenn es mir allerdings lieber wäre, Du gäbest die Rolle des Vater-Klingsberg bei Zeiten auf, so bin ich Dir doch erkenntlich für Deine Aufrichtigkeit. Nun begreife ich Vieles. Nun begreife ich auch, weshalb Hermann nicht Landwirth werden darf. Wenigstens, warum er nicht unter den Augen des besten Lehrers beginnen durfte! Er ist Dir im verflossenen Jahre schon zu mächtig herangewachsen, und was erst für Theodor galt, möchte bald auch für ihn gelten.

Graf. Du wirfst bitter, Barbara. Besinnst Du Dich noch, daß ich Dich vor fünfundvierzig Jahren im kindischen Zorne einigemal Schwester „Haharbara“ rief?

Barbara. Du darfst es ungeschämt wiederholen, ohne mich zu beleidigen. Auch will ich gar nicht bitter sein, will Dich nicht tadeln. Nein, ich lobe Dich in Wahrheit, ohne Ironie. Ich bin jetzt an fait. Alles unnütze Hin- und Herreden ist beseitigt, und das ist schon ein großer Vortheil. Nun fragt sich's nur: was geschieht mit Hermann? Ebenso aufrichtig, wie Du mir das Beispiel gegeben, sag' ich Dir: Es wird nicht gut thun, wenn Du ihn forcirst, die Rechte zu studiren. Er wird

ein fauler Student, glaube mir. Nicht etwa, weil es ihm an Fähigkeiten mangelte, sich zu unterrichten, und an Lust, sich zu bilden. Ich bin fest überzeugt, daß er sich darnach sehnt und daß er die Freiheit — wenn Du ihm freie Wahl gestatten wollest — nicht mißbrauchen, sondern auch als sogenannter Landjunker viel studiren würde. Und ebenso fest bin ich andererseits überzeugt, daß er, in das Studium der Jurisprudenz eingezwängt, wenig oder gar keine Progressen machen wird. Ihn widert das Junstmäßige dabei an; er hat eine innerliche Abneigung gegen Prozesse, Advokaten, Behörden und was da hinein schlägt, schon von frühester Kindheit auf. Vielleicht hat er sie von mir geerbt, wie ja bekanntermaßen von Tanten und Oheimen gar oft innere oder äußere Eigenthümlichkeiten, körperliche oder geistige, auf Nissen und Nichten übergehen. Wahrscheinlich ist die Abneigung, die ich gegen die Männer des Gesetzes hege, eine sehr alberne, unzurechtfertigende; doch sie wohnt mir nun einmal ein, und es thut mir sehr leid, daß sie jetzt gar durch Deines Sohnes Vermittlung in Opposition mit Dir treten soll. Ich hätte gewünscht, ihm ein anderes Erbtheil hinterlassen zu können.

Graf. Das wäre freilich recht angenehm. Hätte er von Dir eine halbe Million zu erwarten, dann wollte ich gewiß Nichts gegen sein „Landjunkertum“ einwenden. Nun aber . . . Deine Friedhainer Präbende kannst Du ihm unmöglich zuschanzen; er würde sich als Nebtiffin oder auch nur als Stiftdame schlecht ausnehmen. Was also mit ihm anfangen? Wo will's hinaus? Habt

Ihr Zwei vielleicht schon brieflich gegen mich conspirirt, — denn ich weiß wohl, Ihr wechselt Briefe — und seid Ihr einig? Dann zögert auch nicht unnütz. Laßt mich nicht um Nichts und wieder Nichts meine Weisheit aufrahmen. Was will er werden, wenn nicht Jurist?

Barbara. Darauf kann ich Nichts erwiedern, ehe ich nicht vertraulich, von Mund zu Mund mit ihm geplaudert. Schriftlich wurden diese ernstesten Gegenstände nicht berührt. Er schrieb mir nur von den Thorheiten, die sie in der Ritterakademie treiben, kindisch, wie er in manchen Dingen noch ist. Und deshalb hab' ich ihn ja so lieb, weil er noch wie ein Kind geblieben in einer so altklugen, vorwitzigen Zeit, wo man bald keine Kinder mehr haben wird. Nur eins hat mich in seinen brieflichen Epanchements stutzig gemacht: eine gewisse übertrieben liberale Färbung, eine zur Schau getragene deutsche Exaltation, die eben auch der Zeit angehört, die ich denn doch an meinem Nessen nicht ohne Besorgniß entdeckte. Dir gegenüber wird er sich wohl hüten, sie zu offenbaren. Sie aber ist es, die mich das Universitätsleben für ihn fürchten läßt. Ohne Antriebe für das Fachstudium, in welches Du ihn einsperren willst, wird er sich auf Zerstreuungen werfen, sich in heimliche politische Verbindungen einlassen; die Führer derselben werden ihn, Deinen Sohn, als bonne prise begrüßen, festhalten, verstricken, . . . wer kann vorherrschen, wohin solche Thorheiten führen? In der Ritterakademie ist wohl dafür gesorgt: auf der Universität stehe ich für Nichts.

Graf. Hm! Das klingt nun schon anders, als



Alles, was Ihr bis jetzt vorgebracht. Das ist geeignet, Bedenklichkeiten zu erwecken. An diese Schwindeleien der Gegenwart habe ich zu denken versäumt.

Barbara. Ich meine, Bruder Ulrich, es steckt mehr dahinter. Mit der Bezeichnung „Schwindeleien“ fertigen wir nicht ab, was die ganze Welt erfüllt. Auf Erden geschieht Nichts gegen die ewige Ordnung der Dinge. Auch die epidemischen Fieber haben Zweck und Bedeutung; mögen sie nun den Einzelnen schütteln, oder eine halbe Generation.

Graf. Darauf laß' ich mich nicht ein. Zuerst greif' ich nach Präservativen: die Pflicht der Selbsterhaltung ist die erste, die menschlichste Pflicht; sie liegt uns am nächsten.

Barbara. Zugestanden! und folglich . . .

Graf. Folglich setzt Ihr's durch: Hermann geht nicht auf Universitäten, sondern wächst als unwissender, oberflächlicher Kavallerier heran; ein junger Graf, der Nichts ist, wie das; eine Sorte, die mich schon manchmal bedauern ließ, daß mein Vater nicht Viehhirt oder Hufschmied war!? Nun wohl bekomme's ihm und mir!

Barbara. Wer sagt das, Ulrich? Er soll hier nicht verbauern, er soll dort nicht versauern, . . .

Graf. Wo?

Barbara. Was weiß ich jetzt? Ich sage dort im Gegensatz zu hier. Dort, wo er leben wird, mein' ich; sei's an großem Orte, sei's im kleinen Neste.

Graf. Ja um Gotteswillen, als was denn, Barbara? Mach' ein Ende. Was willst Du aus ihm gemacht wissen?

Barbara. Einen Mann! Einen Mann, der sicher stehen und fest auftreten kann, ohne zu poltern. Alles Uebrige findet sich von selbst. Mit einem Worte: laß' mich ein Auskunftsmittel finden zwischen seinen und Deinen Wünschen; laß' mich ihm vorschlagen, daß er Soldat werde!

Graf. Da haben wir's! Ob ich mir's nicht dachte! Nein, mit Frauenzimmern ist nichts Gescheidtes durchzusprechen, auch mit den gescheidtesten nicht. Soldat, Soldat; nun meint sie, sie hat den Stein der Weisen gefunden!? Aber, Barbara, ältere, mich erzogen-haben-wollende Schwester, Stiftsdame, Abbatissin! Das ist ja ein ganz ordinärer, am Wege liegender Prellstein, über den wir schon längst gestolpert sein würden, Hermann und ich, wären wir ihm nicht sorgsam ausgewichen! Soldat! Lieutenant mit schlanker Taille; wo möglich noch bei der Garde, die mir so angenehm ist wegen ihrer unzierten Natürlichkeit und anderen Vorzügen; nicht wahr?

Barbara. Sieh Dich zufrieden, Ulrich; auf der Garde besteh' ich nicht; wohl aber auf einer großen Garnison, die alle Hilfsmittel geistiger Fortbildung darbietet. Und fintemalen (wie mein Vogt in Friedhain sagt) diese sich nirgend concentriren, als in der Residenz; und fintemalen in solcher auch die Garden stehen; und fintemalen endlich der Commandeur sämmtlicher Garden mein sehr gnädiger Gönner und hoher Freund ist, so stimm' ich für die Garde.

Graf. Stimme nur! Hermann stimmt nicht ein, dafür steh' ich.

Barbara. Wollten wir ihn jetzt, wo er wahrscheinlich schon im Schlafe eines sechszehnjährigen Schlafkünstlers liegt, plötzlich aufwecken lassen und ihm in die Ohren schreien: willst Du in Reih' und Glied treten? so würde er möglicherweise zurückgähnen: o Gott nein, laßt mich weiterschlafen! Das geb' ich zu. Doch wenn ich ihm all' meine Gründe auseinanderlege, ihn bedächtig auf die Frage vorbereite, und dann . . . !

Graf. Nun ja, Du wirst ihm von hübschen Pferden vorschwärmen, wie er als bligblauer Dragoner oder feuerrother Uhlán durch die Gassen sprengt und alle Mädchen-Institute in Aufruhr bringt! Das sind Kinderreien, die ihn auf einen Augenblick reizen können; auf die Dauer gewiß nicht.

Barbara. Und die meine Sache auch nicht wären. Nein, ich spanne nicht einmal Pferde vor. Es fällt mir gar nicht ein, ihm die Cavallerie anzupreisen. Der Pferdeschacher und die Rennbahn und die geld- wie zeitraubenden modernen hippologischen Excesse taugen durchaus nicht in meinen Plan, weil sie ihn viel zu sehr in Anspruch nehmen würden. Sein Dienst muß ihm Zeit lassen, sich den Wissenschaften zu widmen; welchen? Darnach frag' ich nicht; nur daß er Etwas treibe! Bei Allem, was der Mensch lernend geistig durchdringt, werden ihm zwei Gewinne: der erste, naheliegende, ist das Wissen, die Kenntnisse an und für sich; der zweite, größere, ist die dadurch zunehmende Veredlung der Seele, folglich des Charakters. Kenntnisse sind brauchbar, nützlich. Erkenntniß ist unschätzbar, unentbehrlich. Ob er Phi-

Isophie treibt, oder alte Sprachen, oder Physik und Chemie, oder Historie, oder Mathematik und Kriegswissenschaften: mir völlig gleich! Wenn er nur etwas Besseres thut, als die elegante Masse privilegirter Tageliebe! Wenn er nur in wahrhaft aristokratischem Stolze sich über die pöbelhafte Oberflächlichkeit der vornehmen Welt erhebt. Und daß er dieses thun wird, dafür bürgt mir sein ganzes Wesen, welches ich genau kenne, weil ich es mit der Subtilität einer alten Jungfer, einer zärtlichen Tante erforscht habe. Ja, er wird fleißig sein, auch wenn kein Staatsexamen als drohender Popanz vor ihm steht. Er wird lernen aus eigenem, innerstem Antriebe. Er wird daneben seine Pflicht als Friedensofficier leicht und spielend erfüllen. Und wenn dann doch auf die Länge, wie Du Dir in den Kopf gesetzt, „ministert“ werden soll, — kann er nicht ebensogut Kriegsminister werden, im Falle sonst die Gelegenheit günstig und das Avancement rasch ist? Die Zeiten sehen ohnehin nicht nach ewigem Frieden aus! Ich habe mir alle diese Chancen wohl durchdacht. Für Hermann kenn' ich nur eine Besorgniß: die allzu heftige Entwicklung seiner — *passez moi le mot!* — seiner demokratischen Gefühle; denn Ansichten oder gar Grundsätze will ich's noch nicht nennen. Der Himmel soll mich behüten, ihm einen Vorwurf daraus zu machen. Ich halt' es lieber mit einem Neffen, der sich in den Menschen täuscht, weil er sie im Allgemeinen für edel und der Freiheit würdig ansieht, als mit einem gebornen Egoisten, der Nichts auf die Welt mitgebracht hat, wie adeligen Eigendünkel

und Geringschätzung fremder Rechte. Aus diesen werden später Maschinen, die Nichts mehr lieben, keine natürliche Regung des Mitgefühls mehr aufkommen lassen, Alles berechnen, sogar die Schläge ihres Herzens, . . . wenn sie anders ein solches besitzen, wenn es nicht auch verkümmert ist. — Jene, denen unser Hermann gleicht, lernen bei Zeiten einsehen und begreifen, daß des berühmten Maltesers Worte: „das Jahrhundert ist noch nicht reif für meine Pläne“ und so weiter heute ebenso anwendbar wären, wie zu König Philipp's Zeiten, und sie beruhigten sich bei ihren frommen Wünschen. Damit sie dieses aber thun können ohne verbissenen Groll, ohne Gift und Galle, besonders aber ohne Reue, ohne bittere Nachwirkungen, mit einem Worte: ohne sich die Finger verbrannt zu haben, wo sie für Andere heiße Kastenien aus glühenden Kohlen nehmen wollten (was den Gutmüthigen so leicht begegnet!) — soll man bei Zeiten für sie den Verstand haben, den sechszig- respective fünfzig-jährige Erfahrung neben sechszehnjähriger voraus hat. Deshalb, mein Bruder, werf' ich mich als Mitberatherin auf, dränge mich als Respectsperson ein, mische mich als Tante und Schwester in die Verhandlungen zwischen Vater und Sohn, die Beide herzlich gut und edel, aber Beide noch — (verzeihe mir!) — sehr jung sind. Du auch, mein alter Ulrich, Du auch.

Graf. Gott sei Dank!

Barbara. Gott sei Dank! Ja wohl, Gott sei Dank für Deine fünfzigjährige Jugend, und ich gönne sie Dir aus dem Grunde meiner Seele. — Aber ich bin

wirklich alt; und daffir auch: Gott sei Dank! Und weil ich mit meinem Stifte sehr wenig zu thun habe, — denn meine Verwaltungs-Geschäfte wickeln sich wie von selbst ab; — und weil ich mir mit meiner Seele und meinem Geiste sehr viel zu thun mache, was wiederum, wie Du wohl weißt, nicht geschehen kann ohne Rück-, Vor- und Umblicke in Welt, Zeit und — Ewigkeit; so bin ich bei aller Beschränkung, welche Form, Sitte, Gesetz und Herkommen einer alten Jungfrau auferlegen, doch nicht ohne Beobachtungsgabe geblieben, die ich in meinem stillen einsamen Observatorium redlich ausgebildet habe. Ich hüte mich zwar, damit hervorzutreten, wo meines Amtes nicht ist; doch ich hüte mich auch, im Reduit, welches der Himmel mir gönnt, einseitig und rechthaberisch zu werden. Deshalb macht ein Jahr um's andere die Friedhainer Nachteule einen Ausflug in die Residenz, wo sie ihre Augen dem Tage öffnet und bisweilen ihr blaues Wunder sieht. Naseweise Späßen und freche Krähen läßt sie sich nicht an ihr sauber gehaltenes Gefieder kommen; wehe Jedem, der daran zupfen und sie necken wollte! Es bedürfte gar nicht des Adlers, unter dessen Schutze sie steht, ihr Sicherheit zu gewähren; sie vertheidiget sich mit ihrem eigenen Schnabel. Gleichwohl wird ihr der Anblick des bunten Gewühles erspriesslich: sie bringt jedesmal eine Reihe lehrreicher Anschauungen in ihr Nest heim und legt sich, was sie draussen sah, drinnen hübsch zurecht. Sie bleibt au courant des Tages, die alte Nachteule.

Graf. Sie würde folglich auch die Protektion des Adlers — die gewisse andere, stets auf ihrem Falkenhorst

weißende Vögel längst verschertzt zu haben scheinen — für Hermann zu benützen wissen?

Barbara. Das eigentlich nicht. Auf Zusagen dieser Art geh' ich nicht ein. Ich habe nie für mich und die Meinigen gebeten, — für Fremde gern. Doch darf ich Dir versprechen, daß es an gutem Willen von allen Seiten für Deinen Sohn nicht mangeln wird. Ja, ich möchte sagen, die Constellation sei in jeder Beziehung günstig, — stände nicht ein Stern im Wege, dessen Einfluß ich fürchte. Ihn näher zu bezeichnen ist mir schmerzlich.

Graf. Leider, daß ich Dich errathe! Dieser unheilbrohende Stern ist — Hermann's Bruder?

Barbara. Ja, es ist Theodor, Dein sogenannter Liebling, dessen Umgang meinem wirklichen Liebling sehr nachtheilig werden kann. Theodor, ich darf Dir's nicht verschweigen, gehört zu jenen „Herzlosen,“ zu jenen selbstsüchtigen, berechnenden, kalten Genußmenschen, die ich vorhin bezeichnete.

Graf. Ich begreife Deine Besorgniß nicht, sogar wenn ich stillschweigend Dein hartes Urtheil über den künftigen Herrn auf Eichenau bestätigte, — was ich natürlich nicht thue. Da Hermann von seinen philanthropischen und socialischen Fasceien geheilt werden soll, so ist ja ein Arzt wie sein älterer Bruder zu dieser Kur gleichsam vom Schicksal berufen und prädestinirt. Oder trauest Du etwa den gemüthlichen Eigenschaften Deines Günstlings so wenig soliden Fond zu, daß Du, den

Sieg des meinigen als unfehlbar voraussetzend, einen totalen Umschlag erwartest?

Barbara. Wer kann darüber jetzt schon urtheilen? Unmöglich wäre auch dieser Fall nicht, denn ich halte Hermann für keine allzu selbstständige Natur. Doch fast noch drohender scheint mir der entgegengesetzte: daß er, vor seines Bruders Maximen schauernd, — gerade, weil sie ihm an seinem leiblichen Bruder unerträglicher sind, als an einem Andern! — sich nun erst mit allen Kräften enthusiastischer Uebertreibung auf die Richtung würfe, der ich ihn gern entfremden möchte.

Graf. Darüber brauchst Du Dir, sollt' ich meinen, den Kopf nicht zu zerbrechen. Wie ich Theodor kenne, wird er sich um einen Bruder Lieutenant nicht viel bekümmern; wird nicht darauf ausgehen, sich einen Schüler für seine Philosophie und Lebensanschauung in diesem zu erziehen. Darin unterscheiden sich meines Erachtens überhaupt die beiden feindlichen Parteien, welche die extreme Rechte und Linke unserer verworrenen Gegenwart bilden, daß nur die Linken eifrig sind, Proselyten zu machen und ihrem Feldlager Rekruten zu werben; daß dagegen die Rechten in einer vornehmen Nonchalance, wenn auch vielleicht zu ihrem Nachtheil, Alles verschmähen, was wie Werbung und Entgegenkommen aussteht. In der Provinz wenigstens ist es so. Wahrscheinlich wird es in der Residenz nicht anders sein. Für Theodor möchte ich Bürgschaft stellen, daß er seinen Bruder laufen und treiben läßt, was diesem beliebt; daß er ihn mit



derselben unveränderlichen, herablassenden Freundlichkeit empfangen und nur dann die Stirn runzeln wird, wenn Hermann vielleicht einmal in die Nothwendigkeit versetzt wäre, ihn um ein Darlehen anzusprechen. Ich bin im Allgemeinen nicht dafür, daß mein Sohn die militärische Laufbahn betrete, das weißt Du. Aber durch Deine Gegengründe, die du seltsamerweise als Waffen wider Dich selbst führst, wird meine Abneigung nicht bestärkt. Uebrigens geb' ich Dir *plein pouvoir*; bin Dir sogar höchst erkenntlich, wenn Du meine Stelle bei Hermann vertreten und die ganze Sache mit ihm des Breiteren durchsprechen willst. Denn zuletzt haben wir ihn noch gar nicht erschöpfend ausgehört, und ebenso gut, wie er sich meiner Jurisprudenz widersetzte, könnte er sich Deiner Taktik und Strategie widersetzen. Er hat das entscheidende Wort dreinzureden; es geht an sein Fleisch und Bein. Ihr Beide habt morgen den ganzen lieben Tag für Euch. Mich rufen dringende Geschäfte auf verschiedene, weit auseinander gelegene Vorwerke, und ich treffe erst gegen Abend wieder ein. Also öffnet Eure Herzen gegenseitig, macht Ordnung, bringt Alles in's Reine. Wenn Ihr mich bei meiner Rückkehr in's Schloß mit den Worten empfangt: „Hermann's Entschluß steht fest!“ so will ich Dir sehr dankbar sein, gute Barbara. Und nun . . .

Barbara. Schlafe wohl, Bruder Ulrich!

---

### Drittes Kapitel.

Befand sich Graf Theodor auf seiner Väter Schlosse zum Besuch, — was freilich in letzteren Jahren selten oder gar nicht geschehen, — so ließ sich der Haushofmeister seiner Excellenz, der ehrenwerthe Lobesam, keine Mühe verdrießen, die mit ihm und seinem ganzen Menschen innerlichst verwachsene Sorgfalt für den Herrn einer nicht minder loyalen Aufmerksamkeit für dessen Sohn möglichst zu vereinbaren und alle diesem durch die andere Dienerschaft erwiesenen Dienstleistungen persönlich zu überwachen. Wer den Haushofmeister darum niedriger Gesinnung zeihen, ihm zumuthen wollte, dieß geschehe aus Vorsicht, welche jetzt schon jener Tage gedanke, wo der Vater in der Gruft, der Sohn dagegen Majoratsherr sein werde, der beginge himmelschreiendes Unrecht gegen Lobesam. Lobesam hält „seinen Grafen,“ dessen Vertrauter zu sein er sich rühmt, entweder für unsterblich, oder setzt wenigstens das zuversichtliche Vertrauen in Gottes Fügung, daß ein so getreuer Diener einen so geliebten Herrn unmöglich überleben werde. Für ihn giebt es keine Zukunft, die über seiner Excellenz Beisehung — denn dieser noch beizuwohnen hält er allerdings für ehrenvolle Pflicht! — hinausreichte. Was ihn (dem Antriebe seines Herzens entgegen) zu den zartesten Rücksichten für Theodor treibt, ist lediglich jener Irrthum: der ältere Sohn sei des Vaters entschiedener Liebling. Er theilt diesen Irrthum mit ganz Eichenau

und thut sich Gewalt an, darnach zu handeln. Deshalb auch macht er mit Hermann weniger Umstände. Er vermeidet, durch äußerliche Zeichen an den Tag zu legen, wie theuer seinem Gefühle der Jüngere sei, und weicht ihm möglichst aus. Wie er in Allem mit eifrigster Absicht seines Gebieters Nachahmer sein will und ist, wird er es hier auch, doch ohne Ahnung, bis in welches kleinste Detail er diesmal dem Vorbilde gleichkommt.

Der Sakai, der den Auftrag erhielt, die Befehle des jungen Grafen entgegenzunehmen, gehörte eben nicht zu den allzu beflissenen Dienern und ließ jegliche Arbeit lieber an sich kommen, als daß er ihr nachgeeilt wäre. Er begnügte sich also auch, seinen Kopf durch Hermann's Stubenthüre zu stecken und, als er den Jüngling noch schlafend sah, sich zurückzuziehen mit dem edlen Vorfasse: er wolle nicht eher sich wieder aufdrängen, als bis man ihn verlangen werde. Dies Verlangen aber wartete der Schlingel nicht im kleinen Vorzimmer ab, wie seine Schuldigkeit gewesen wäre, sondern ging eigenen Wegen nach. So geschah es denn, daß Tante Barbara, obgleich sie sonst die Wissenschaft des frühen Aufstehens gerade nicht betrieb, längst im Garten des Neffen harrte, da dieser noch in schweren Morgenträumen sich abängstigte. Wer ihn herausgerissen, wäre sein Wohlthäter geworden. Die Gespräche des vergangenen Abends hatten ihm die Nacht verdorben, trotz aller Müdigkeit. Und jetzt endlich schlummernd, tritt er sich immer noch mit den Gedanken herum, die ihn erst nicht einschlafen lassen, die nun wie düstere Gestalten sich feindlich gegen ihn wendeten.

Tante Barbara gelangte auf ihrer Morgenpromenade durch den Garten bis zu den Glashäusern, wo der alte treue Wiesner sie empfing. So ganz allein, gräßliche Gnaden Frau Abbatissin? rief er ihr entgegen.

Was will ich machen, mein Alter, antwortete sie ihm: sie lassen mich im Stiche. Mein Bruder fährt auf der Herrschaft herum, und Hermann scheint noch nicht ausgeschlafen zu haben.

Das wollen wir bald kriegen! sagte Wiesner. Er geleitete die Tante bis unter Hermann's Fenster, stieg am Obstspalier in die Höhe, klopfte an die Glasscheiben und schrie aus Leibeskräften: „Ich bin's, Tante Barbara; steh' auf, mein Sohn!“

Gleich darauf erklang von innen ein freudiger Ausruf: „Ja, Herzenstante, gleich! Nur erst waschen! Angezogen bin ich in fünf Minuten!“

Tante Barbara bezeugte dem Gärtner ihre Bewunderung, daß er noch so rüstig sei und klettern könne, wie eine Eichhage. Ach, meinte Wiesner, 's ist nur noch so um Gotteswillen, daß man sich fortschleppt, und will nirgend mehr recht zusammenhalten, der ganze Kerl. Heute gerade geht's ein Weniges robuster, weil mir die Freude in den morschen Knochen steckt, von wegen daß der Hermann hier ist und unsere Tante Barbara! Heute könnt' ich zur Noth auf einen hohen Baum kriechen, wenn es sonst was Gutes herunterzuholen gäbe für Eins von den zwei Beiden.

Nun, ich will hoffen, Wiesner, für meinen Bruder stiegst Du auch gern hinauf?

Für den Excellenzherrn? Das versteht sich; nur daß da kein Extra-Bergnügen dabei ist, weil ich den das ganze Jahr hindurch sehe, einen Tag wie alle Tage. Für den steig' ich ja in die Höhe, seitdem ich lebe, immer, während, Stunde für Stunde, die ich im Dienste bin. Klettere von einem Jahr in's andere hinauf, die lange Lebensleiter, wo ich jetzt schon so weit oben stehe, daß ich manchmal schwindlich werde; bis mir noch zu rechter Zeit einfällt: es geht eigentlich gar nicht hinauf; nein, Gott behüte, es geht hinab! Gräßliche Gnaden Tante Barbara werden sicher von den sogenannten Verirtreppen und Brücken gehört oder gar selbststeigen gesehen haben, wie sich zur Kurzweil in fürstlichen Gartenanlagen befinden sollen? Da klimmt der Mensch erbärmlich, vermeinend er steige, kommt jedoch nicht empor, sondern vielmehr hinunter. Dermaßen klettert der alte Wiesner der Grube zu.

Wie wir Alle, treue Seele, sagte Tante Barbara; wie wir Alle, wenn die Jahre dazu kommen. Mancher freilich und Manche sind niemals gestiegen, auch in ihrer Jugend nicht. Bei ihnen hat das Hinuntergehen schon mit dem ersten Schritte begonnen.

Sie hatte, als sie „Mancher und Manche“ sagte, den ehrlichen Gärtner so vertraut und wohlwollend angesehen, daß dieser die Wärme des theilnehmenden Blickes im Grunde seines Herzens empfand und ihn ebenso vertraulich und warm erwiderte. Es ist nur ein Unterschied, sprach er nach kurzem Besinnen: Mancher hat in der Jugend eitle und nichtsnutzige Gelüste gehabt, hat höher

hinaus gewollt, hat dumme Streiche gemacht und sich Wunder was eingeblüdet und in den Kopf gesetzt. Mußte recht alt werden, bis er einsehen lernte, daß er ein unnützer Knecht sei. Manche, — nein, daß ich nicht lüge, Eine wollt' ich sagen, Eine aber hat . . . .

Still, unterbrach ihn die Gräfin, Hermann kommt! Laßt uns, Wiesner. Ich habe viel mit meinem Neffen zu verhandeln.

Der Gärtner blieb nur so lange stehen, bis Hermann, nachdem er seiner Tante guten Morgen gewünscht, ihn freundlich auf die Schulter geklopft und gegrüßt hatte. Jetzt hab' ich mein Theil, rief er zufrieden und zog sich in seine Frühbeete zurück.

Nun, Hermann, mein Junge, hob Barbara an, jetzt ist die Reihe an uns. Dein Vater hat Dich mir überlassen.

In bessere Hände könnt' ich nicht gerathen, mein Tantchen. Was willst Du denn aus mir machen? Hat Dich der Papa auf seine Seite gebracht? Bestehest Du auch auf dem Minister? Oder giebst Du's schon ein Bißchen geringer?

Ich bestehe auf gar Nichts, als auf dem herzlichsten Wunsche: Dich so glücklich und zufrieden zu wissen, wie es auf dieser Erde irgend möglich ist.

Dann hast Du auch die Erlaubniß erstritten, daß ich des Landlebens froh werden darf. Nicht wahr? O gesteh's nur, Du hast des Vaters Einwilligung schon fix und fertig in der Tasche!? Rücke heraus damit, laß' mich nicht schmachten!

Die Tante schüttelte verneinend den Kopf: Es ist nicht meine Art, den Leuten ihr Bißchen Freude vorzu-  
enthalten, wenn ich dergleichen im Vorrath für sie hätte.  
Dir am allerwenigsten! Nein, Hermann, das Land-  
leben mußt Du Dir vergehen lassen. Auf dieses Ohr ist  
unser Familienhaupt stocktaub. — Doch Du hast noch  
nicht gefrühstückt. Nüchtern läßt sich nicht gut reden.  
Das Thier in uns wird zu mächtig, wenn es lange Hun-  
ger leidet. Führe mich hinauf. Wir wollen sehen, was  
uns Freund Lobesam vorsehen läßt, und alles Bittere in  
unserem Gespräch soll Dir der Zucker versüßen, den ich  
Dir pfundweise in Deinen Kaffee werfe. Denn Du  
warst immer eine Naschkaze.

Daß Du Dich dessen jetzt noch erinnern willst, rief  
Hermann, indem er ihr den Arm darbot, tröstet mich  
doch einigermaßen. Du mußt nothwendig einen Ausweg  
erkundschaftet haben, sonst gedächtest Du meines Süß-  
maules nicht: eine Naschkaze kann unmöglich Minister  
werden.

Meinst Du, armer Junge? Bist Du noch so naiv  
und unschuldig? Nun, das wäre alles Mögliche für ein  
volles Jahr in der Ritterakademie! Du glaubst noch an  
Mächtige, die nicht naschen? Beneidenswerthe Einfalt  
der Sitten in Eurer Akademie! Sieh', Lobesam hat uns  
erblickt und winkt mit gebietendem Arme seine Rätthe  
herbei. Denn was ist er Anderes in Eichenau, als erster  
dirigirender Staats- und Minister des Hauses? Nun  
frage den, ob er nicht nascht?

Ich gaube, Lobesam ist meinem Vater treu und ergeben, dabei auch redlich.

Sa, Hermann, das glaub' ich auch; das weiß ich, dafür kenn' ich ihn. Deshalb ist er doch eine Naschke, und von der bedenklichsten Sorte. Davon verstehst Du noch Nichts, Gott sei Dank!

Danke Gott nicht zu voreilig, Tantchen. Du hältst mich für jünger, als ich bin.

Wenn ich nicht Deinen Geburtstag in meinem Kalender eingezeichnet hätte! Siebzehn wirst Du. . .

Du hältst mich — einfältiger, mein' ich; Du thust unserer Akademie zu viel Ehre an, — oder zu wenig, je nachdem es genommen werden soll. Ich bin nicht so kindisch, nicht so kindlich, wie Du mich wähnst, und ich habe recht wohl verstanden, was Du jetzt über des Haus-hofmeisters Ministerium und über seine Naschhaftigkeit geäußert.

Hast Du, Schelm? Um so besser. Dann erleichterst Du mir die Mühe, Dir begreiflich zu machen, daß Dein Vater Dich hier nicht brauchen kann; daß Du Dich entschließen mußt, einen Stand zu ergreifen, wie man es nennt! Setze Dich zu mir, Hermann! Ich will Dich bedienen, wie vor zwölf Jahren, wenn die Bonne Dich mir brachte. Du sollst Nichts zu thun haben, als zu essen, zu trinken, mich anzuhören.

Darf ich nicht manchmal mein Bißchen Weisheit dazu geben?

Nach Belieben, langer Junker; doch gehe sparsam



damit um und erschöpfe den Vorrath nicht allzu schnell. Er dürfte nicht groß sein.

So frag' ich zunächst, — und halte dieses vortreffliche craquelin, welches meine alte Achtung für den hiesigen Brezelbäcker neu belebt, in der Schwebel, ohne es in Kaffee zu tunken! — warum könnte ich die Landwirthschaft, für die ich mich geboren fühle, nicht anderswo, auf irgend einem großen Staatsdomänen-Amte zum Beispiel, als Eleve praktisch erlernen? Dann säß' ich meinem guten Alten, der so gern noch ein Junger ist und deshalb einen großen Bengel von Sohn nicht als lebendiges Frage- und Ausrufungszeichen neben sich leiden mag, durchaus nicht auf dem Halse: eben so wenig, wie wenn ich auf Minister studire. Und was ist's ihm denn zuletzt, wenn er mich nach vollbrachter Lehrzeit zum Verwalter seiner Allodial-Güter, für die Zukunft aber zum alleinigen Erben derselben einsetzt. Ich durfte ihm das gestern nicht so gerade in's Gesicht sagen; es hätte ihn vielleicht erzürnt; Dich aber, Tanten, darf ich fragen: ist es nicht unsers Vaters Pflicht, daß er den jüngern von zwei Söhnen auf diese Weise für den Nachtheil entschädiget, nicht Majoratserbe zu sein?

Gewiß, Hermann. Und er hat keine andere Absicht. Er arbeitet darauf hin, Dich reichlich zu entschädigen. Nur wähne nicht, die Güter, auf die Du bauest, und die Du bebauen willst, gehörten schon ihm; dem Namen, den Kaufbriefen nach mag es so sein. Er heißt Eigenthümer. Aber sie sind verschuldet bis über die Dächer der Vorwerke hinaus. Er hat sie zu theuer gekauft.

Langsam, von Jahr zu Jahr, stößt er Kapitalien ab. Soll er Dir einen wirklichen, nicht nur Scheinbesitz hinterlassen, so muß er noch lange leben — was Du ihm, daffür bürgt mir Dein Herz, auch ohne diese Berücksichtigung innig wünschest. Zum Verwalter will er Dich nicht machen. Sein Adelsstolz sträubt sich dagegen, und der meinige auch, damit Du's nur weißt. Denn wer steht dafür, daß Gott ihn nicht abrufst, bevor Du Dich selbstständig zu behaupten vermagst. Er will Dich nicht von Deinem Bruder abhängig wissen. Weil er Dich so sehr liebt, scheint er gegen Dich strenger zu sein, als Dir billig dünkt. Vertraue ihm, vertraue mir . . . und nun is endlich Deine Brezel!

Hermann gehorchte zwar, doch nicht mit der gespannten Aufmerksamkeit, die er vor seinem Abgange zur Ritter-Akademie den Kunstwerken des eichenauer Kuchen- und Brezelbäckers zu gönnen gepflegt. Man sah ihm wohl an, daß er daneben andere Gedanken verfolgte! Und Tante Barbara fragte wiederholt: schmeckt Dir der Kaffee nicht?

Prächtig, mein Tantchen; ich merke nur nicht viel davon; ich bin ganz wo anders; denn ich sinne immer wieder nach, warum des Vaters Liebe sich gerade dadurch kundgeben sollte, — (wenn sie noch so warm wäre, wie Du meinst; und wie ich dereinst auch gemeint habe) — meinem einzigen Wunsch, meiner einzigen Bitte streng entgegen zu treten. Du bist in allen Dingen so wahr und so klar, Tante Barbara; nur seit gestern Abend erscheinst Du mir räthselhaft.

Weil ich Dir nicht unbedingt beistand? Das müßtest Du schon von mir gewohnt sein, denk' ich. Und wenn nun Dein Vater wirklich aus Liebe zu Dir darauf besteht, daß Du einen Stand ergreifen sollst, der Dich von Deinem Bruder unabhängig macht? Wenn ich aus seinem brüskten Begehren heraus diesen süßen weichen Kern der Liebe wie aus einer stachelichten Schale zu erblicken vermag, — soll ich es leugnen und mit dem eigensinnigen, verzogenen Hermann, dem Herzblättchen der Majoratsherrschaft (und leider auch dem meinem), ein Komplott machen? Dann wär' ich weder so wahr, noch so klar, wie Du mich zu finden die Güte hattest. Thu' ich nicht schon genug, daß ich Dir von der Jurisprudenz helfen will? Thu' ich nicht vielleicht in alttantenhafter Nachgiebigkeit schon zu viel, wenn ich Dir die Erlaubniß betreibe, Dir eine andere Laufbahn zu eröffnen?

Gott sei Dank, rief jetzt Hermann aus, endlich werd' ich erfahren, um was dieses Dejeuner sich dreht! Du gehörst zur Diplomatie, Tante. Da wird auch das Schwierigste bei der Tafel verdaut, wie Theodor versicherte. Rück' heraus, ich bitte Dich!

Nun errathe, mein Sohn, was ich Deinem Vater vorschlug!

Das giebt ein Frage- und Antwortspiel, worin ich niemals besondere Force entwickelte. Doch ich will's riskiren. Die wenigen denkbaren Fälle sind geschwind durchgefragt. Soll ich in's Forstdepartement treten? Das käme meinen Neigungen noch am nächsten.

Nein!

Soll ich Seemann werden? Dir ist möglicherweise in Erinnerung gekommen, daß ich den kleinen Teich im Wasserhose dereinst mit einem Badtrog durchschiffte, nicht ohne Talent für Navigation und zum Schrecken aller Enten und Gänse, die jenen stillen Ocean mit wahrhaft großbritannischer Selbstgefälligkeit für sich allein in Anspruch nahmen. Willst Du einen theerbefleckten Schiffsjungen aus mir machen?

O nein!

Oder meinst Du, daß es mir vorbehalten sei, im Schoße der Erde den Reichthum zu finden, der mir auf der Erde versagt blieb? Soll ich nach Metallen und Steinkohlen wühlen? Nach Galmei, Zink und solchen hübschen Bissen? Soll ich Bergmann werden?

Nein, nein!

Blitz, das Spiel ist schwer! Bald find' ich keine Fragen mehr, die sich zu meiner hohen Geburt reimen. Auf der Erde soll ich nicht säen und pflanzen; unter der Erde soll ich nicht graben und wühlen; zu Wasser soll ich nicht schwimmen und ersaufen. Bliebe gerade noch das Feuer übrig und die Luft, und in keinem von beiden find' ich einen Anhaltspunkt für meine Zukunft, was man einen soliden Stand nennt. Ich spiele nicht mehr mit, liebe Tante. —

Unbegreiflich, daß Du nicht auf den Stand rathen willst, der doch Deinen Verhältnissen am nächsten liegt: auf den Soldatenstand; blieb dieser nicht, seitdem es stehende Heere giebt, die ehrenvollste Zuflucht für jüngere Söhne alter Geschlechter?

Du kehrtst das Spiel um, Tante Barbara; das Fragen ist jetzt an Dir, wie es scheint? Aber auf diese Deine Frage muß ich die Antwort zurückhalten; ich weiß weder Ja noch Nein zu sagen.

Das heißt so viel als: mein Vorschlag ist nicht nach Deinem Sinne.

Durchaus nicht. Mir wurde das Militärwesen verhaßt. Unsere Officiere, wie ich sie zu sehen Gelegenheit hatte, machen den Effect der Zierpuppen. Dieser sogenannte *esprit de corps*, der auf alle Menschen ohne Uniform und Säbel hochmüthig herabsieht, ist mir zuwider. Ihr *point d'honneur* stützt sich auf lauter falsche Voraussetzungen; anstatt zu bedenken, daß sie vom Volke bezahlt werden, um es zu beschützen, maßen sie sich an, eine bevorzugte Rasse zu sein, und erlauben sich Alles, wozu ihr Uebermuth sie treibt.

Hat man Dir diese Ansichten in der Ritterakademie beigebracht?

Von Amtswegen gewiß nicht, liebe Tante. Im Gegentheil! Auch will ich Dir gerne bekennen, daß die Mehrzahl meiner Kameraden ganz anderer Meinung ist; ja, daß die Meisten gar kein höheres Ziel kennen, als dereinst die goldenen oder silbernen Tressen eines Garderegiments auf ihrem Kragen glitzern zu sehen. Das ist bekannt.

Du aber schließt Dich einer Minderzahl an?

Ja, liebe Tante!

Die aus Deinesgleichen besteht?

Wir sind so ziemlich von einem Alter.

Darnach fragte ich nicht, und Du weißt sehr wohl, daß ich das nicht meinte. Unter „Deineßgleichen“ versteh' ich, was wir darunter verstehen; und Du verstehst mich auch sehr wohl; nur willst Du mich nicht verstehen.

Hermann erröthete und stand vom Frühstückstische auf.

Die Tante nahm ihr altes, wohlbekanntes Arbeitskästchen von der Kommode und trug es nach dem Fenster hin, wo sie sich in einem Lehnstuhl etablirte. Offenbar schmolte sie. Offenbar wußte sie mehr von ihres Neffen Umgange und heimlichen Verbindungen, als er für möglich gehalten. Woher? Ja, wer konnte das sagen. Tante Barbara kannte alle Menschen in der Provinz; Tante Barbara erfuhr Alles; ihr trug man Alles zu, und ohne sich darum zu bemühen, stand sie mit den verschiedensten Personen in Verbindung.

Hermann ging auf und ab im Zimmer, rannte der Tante alten Niklas, der Kaffeebretter und Geschirr abzuräumen kam, fast über den Haufen; stieß mit ihrer ebenso alten Christiane, welche noch einige heute erst ausgepackte Kleider in den Kasten trug, feindselig zusammen; blieb dann, als er wieder mit ihr allein war, vor der Tante stehen; setzte mehrmals an, brachte es aber nicht zum Reden.

Sie ermunterte ihn auch nicht. Sie gab sich ihrer Arbeit hin, wie wenn von Nähen und Sticken der Erwerb ihres Daseins abhängig wäre, und hob die Augen nicht von dem Weißzeuge auf.

Der Faden des Gespräches war abgerissen. Hermann

suchte ängstlich und verlegen, wo er wieder anknüpfen könne. So erhaschte er endlich das bewußte Arbeitskästchen, welches von der Person der Gräfin Eichengrün unzertrennlich blieb in der Erinnerung eines Jeden, der die Edle kannte; mochte sie nun für ihn vertraulicherweise Tante Barbara, mochte sie ihm fernstehend Frau Aebtissin sein: ohne ihren Arbeitskasten — denn für ein Kästchen zeigte er sich eigentlich zu groß — konnte sie nicht gedacht werden, außer wo sie spazieren ging. Und auch dann mußte ihr, wenn es irgend ausführbar schien, Niklas in einiger Entfernung mit dem unvermeidlichen Möbel folgen. Die Kasten war eben nicht allzu leicht. Massiv aus schwerem Mahagoniholze zusammengefügt, hatte er ein ganz artiges Gewicht und schien durch die Solidität seines Baues der Ewigkeit trogen zu wollen. Seine innere Eintheilung bestand aus zwei gesonderten Räumen: der eine enthielt unzählige kleine Fächer, worin mit kunstinniger Benützung jedes Räumchens alle Instrumente sich bargen, mit denen jemals weibliche Finger zerschnitten, zusammennäheten, stickten, strickten, stückten, trennten, löseten, banden, schnürten und stachen. Die zweite Hälfte bildete nur ein Behältniß für — Seidenfaden. Denn Tante Barbara, welche nie müßig blieb und ihren Händen nicht gern unnütze Feierstunden vergönnte, betrachtete, wenn ihre Augen müde wurden — eine Brille war ihr zuwider — das Fleckenzupfen als erlaubte Erholung. Ihre Stiftdamen wußten ihr keine angenehmeren Geschenke zu machen, als abgetragene sei-

dene Kleider, welche sie ihr zu beliebiger Entfaserung überantworteten.

Hermann hatte als kleiner Junge oftmals mitzupfen dürfen. Der Kasten war ihm ein vertrauter Freund aus der Kinderzeit. An diesen hielt er sich jetzt, um wieder in's Geleise zu kommen mit Tante Barbara. Zwei Buchstaben, in Perlmutter künstlich eingelegt, prangten auf dem Deckel: ein N. und ein O. Er hatte sie tausend Mal gedankenlos angeblickt; nicht einmal war ihm in den Sinn gekommen, nach ihrer Bedeutung sich zu erkundigen. Heute fragte er: willst Du mir sagen, Tanten, was das sagen will? Dabei legte er den Zeigefinger darauf.

Sie antwortete: „N — O — no!“

Ist das englisch gesprochen, Tante? Soll es Nein heißen? Und Du willst mir die Bedeutung nicht erklären? — So bist Du böse auf mich?

Das kann ich nicht sein, Hermann, weil ich Dir zu gut bin. Aber eben so wenig befind' ich mich in der Laune, Dir den Sinn dieser Initialen zu erklären. Er möchte Dir Gegenstand des Spottes werden, und das würde mich kränken.

Ich über Etwas spotten, was Tante Barbara gehört?

Es wäre doch möglich! Wer in der Akademie den vertrauten Umgang Derjenigen sucht, die gegen uns Partei nehmen, der kann über meinen Wahlspruch — denn von diesem sind N und O die Anfangsbuchstaben, — nur lächeln.



Tantchen, was redest Du da!? Gegen wen wird Partei genommen? Und von wem?

Tout simplement: von den Demokraten gegen den hohen Adel. Von Deinen Freunden gegen uns, und folglich, wie toll es auch klingt: von Dir gegen Dich! Oder willst Du es etwa ableugnen, daß Ihr einen Lehrer habt, der Euch förmlich einweihet in diese Gleichmachungstheorien? Daß Ihr Euerer Sechs oder Sieben hinter dem Rücken des Directors bei diesem Phantasten heimliche Versammlungen haltet?

Hermann konnte sein Staunen und seine Verlegenheit nicht bergen. Hast Du dem Vater davon gesprochen? stotterte er leise.

Ich habe mich wohl gehütet! Das hätte eine unabhsehbare Geschichte gegeben. Ich habe ihn nur bedenken lassen, daß Du auf deutschen Universitäten sehr leicht in Verbindungen verwickelt werden könntest, zu denen eine noch kindische Unbedachtsamkeit Dich hinzieht, die aber Deiner Stellung und Deinen Pflichten widersprechen.

Meinen Pflichten? rief jetzt Hermann mit einem Ausdruck von Hestigkeit, daß die Tante erschreckt zusammenfuhr. Meinen Pflichten? Meiner Stellung? Die Stellung eines jüngeren Grafen, dem sein Vater nicht einmal den bescheidensten Landsitz sichern kann oder will, ist doch nicht von der Art, daß sie große Pflichten auferlegen sollte; mein Bruder mag mit seinen Aussichten auch bedeutende Rücksichten zu verbinden haben, das sind' ich begreiflich. Doch warum ich ein Joch tragen müßte, welches man kaum zu versilbern — von vergolden ist

gar nicht die Rede — der Mühe werth findet, das sich nicht ein. In unsern Zeiten hat der Adel ohnehin keine Bedeutung mehr; fehlt es ihm nun auch gar noch an Mitteln, sich durch einen gewissen Glanz hervorzu-  
thun, so bleibt ihm ja gar Nichts. Was ist denn ein armer Graf, daß er dieses leeren Titels halber seine Menschenrechte aufzuopfern gezwungen wäre, die jedem Bürger-, jedem Bauernsohne gesichert sind? Was ist denn Graf Hermann Eichengrün auf Habenicht's?

Er ist der Sohn seiner Väter, der Sproß eines edlen Stammes. Er ist ein Cavalier. Er ist geboren mit dem Namen hoher Ahnen und hat vollauf zu thun, will er diesem keine Schande machen!

Tante Barbara sagte das in einem so feierlich ernstesten Tone, wie Hermann nie zu keiner Zeit von ihr gehört. Das setzte ihn um so mehr in Erstaunen, weil sie nicht selten sich allerlei scherzhafte Redereien über leeren und nichtigen Adelshochmuth erlaubt und den Kastengeist, der in der Provinz sich hier und da regte, zum Gegenstand ihrer witzigen Bemerkungen gemacht hatte. Er versuchte auch jetzt eine versöhnlich heitere Wendung. Doch vergeblich. Sie saß wieder mit eiserner Festigkeit über ihrer Hände Arbeit, keine Silbe mehr erwidern. Hermann fand sich unheimlich in ihrer Nähe. Er stahl sich leise davon, mit der Hoffnung, sie nach Verlauf einer Stunde zugänglich und mittheilend zu finden, wie immer. Doch kaum trat er in den Garten, so überkam ihn die Besorgniß, die theuere und geliebte Gönnerin ernstlich erzürnt zu haben, — zum

ersten Male in seinem Leben! Dieser Gedanke stimmte ihn sehr traurig; inniger Wehmuth voll suchte er den alten Wiesner auf. Es verhieß ihm Trost, mit diesem von Tante Barbara plaudern zu kennen. Dem Gärtner kam er nun gerade wie gerufen; wir erinnern uns ja der Aeußerung, welche der weißköpfige Verehrer der Aebtißin gestern gethan, und wie er sich vorgenommen hatte, seines Grafen jüngsten Sohn einzuwöhnen in ein Geheimniß aus Barbara's Leben.

Wiesner steckte im Ananashause, als Hermann ihn fand. Die Temperatur einer solchen Anstalt wird Jedem, der nicht durch langen Beruf daran gewöhnt ist, unerträglich. Doch das empfand Hermann in seiner augenblicklichen Stimmung nicht, und der Gärtner dachte noch weniger daran. Er hatte just die letzte der heurigen Früchte, ein Prachtstück, das er für die „gnädige Frau Tante“ reservirt, abgeschnitten und hielt sie dem Eintretenden entgegen, damit dieser den billigen Tribut von Bewunderung zolle, den Wiesner über seinen Jahresgehalt stellte. Hermann sog den Duft ein und versicherte, dieser sei ihm das Liebste von der Ananas. Das meint die gnädige Frau Tante nicht, sagte der Gärtner, die mag gern ein paar Scheiben davon essen; 's ist die einzige Näscheri, mit der ihr beizukommen ist. Und da waren sie denn Beide, wohin sie zielten: bei Tante Barbara. Wie wenn er vorher gewußt hätte, was Wiesner im Schilde führte, fragte Hermann: Wenn ich nur erfahren könnte, warum die Tante unvermählt geblieben ist. Sie muß hübsch gewesen sein!

Hübsch? Sie sagen „hübsch,“ Graf Hermann? rief der Alte aus und schwenkte dabei die große Goldfrucht, an der Krone festgehalten, drohend um sein Haupt, wie wenn es ein Streitkolben wäre, den Gegner damit niederzuschmettern! Hübsch? nur hübsch? Schön müssen Sie sagen, junger Herr; mehr als schön, erhaben, überirdisch!

Hermann mußte lächeln. Wiesner, sprach er, allen Respekt vor Deinem guten Geschmack und meiner Tante Schönheit; aber entweder sie hat sich in den letzten fünf- undvierzig Jährchen bedeutend verändert, oder sie kann auch als fünfzehnjähriges Mädchen nicht ätherisch gewesen sein!

Sagt' ich „ätherisch,“ Graf Hermann? Ich glaube kaum, daß ich dieses Wort gebrauchte, denn die Wahrheit zu gestehen, ich kenne es nicht in solchem Sinne. Es müßte doch von Aether abgeleitet werden, und dabei denke ich nur an den Aether, worin unsere Mama Erde sich herumtreibt, — und an die Krampftropfen, die meine Alte, Gott hab' sie selig, immer bei sich trug. Meines Wissens hab' ich auf Tante Barbara den Ausdruck „überirdisch“ angewendet, der jedoch auch noch nicht der richtige gewesen sein muß, weil er Ihnen ein Lächeln verursachte. Lassen wir das Wort beiseite und halten wir uns an die Sache. Comtesse Barbara denn so wurde sie damals genannt, war keine dünne, gebrechliche, verzärtelte Stubenpflanze. Sie glich einem schlanken, kräftigen Baume, — wenn ich in meinen Vergleichen reden darf. Ueberirdisch war sie darum doch.

Eben auch wie ein Baum, der auf Erden feststeht, mit Zweigen, Blättern und Blüthen emporsteht. Ich kann's nicht so deutlich machen, wie ich's empfinde.

Jetzt versteh' ich Dich, Wiesner.

Das ist mir lieb, Graf Hermann. So werden Sie auch verstehen, was ich Ihnen erzählen wollte.

Von ihr?

Von ihr! Sie wäre die Letzte, die zu Ihnen darüber eine Silbe äußerte; und weil sonst Niemand darum weiß, als ich, so muß ich's Ihnen hinterlassen, will ich's nicht mit mir nehmen in's Grab. 's wär' ja ewig Schade, ginge solch' ein Beispiel für die Jugend verloren. Warum sie unvermählt geblieben, fragten Sie; ich kann darauf Antwort geben. Sie war schon so gut wie verlobt, wenn auch noch nicht öffentlich. Sie nannte den Fürsten Bräutigam, und er nannte sie theuerste Braut. Das hab' ich im Drangenhause mit eigenen Ohren vernommen. Ein herrlicher Jüngling, der Fürst, von freundlichem Angesicht und hoher Gestalt; um einen Kopf höher als die Comtesse, die dazumal für eine Dame auch nicht klein war; sie ist erst späterhin ein Bißchen eingegangen. Das bringt das Alter mit sich, man schrumpft zusammen; ich spür's an mir. Der Fürst schrieb sich aus dem Polenlande her. Sie meinten hier bei uns zu Lande, 's wär' mit seiner Herkunft nicht allzu weit her und nur, was man so eine jüngst inoculirte oder gar nur gepelzte Fürstkrone in einen wilden Stamm nennt; weiß nicht, war mein geringster Kummer, und der Comtesse ihrer gleichfalls. Wenigstens war die Impfung geschickt und glück-

lich von Statten gegangen, denn er trug sein Fürstenthum, wie wenn es seinen Ur-Ur-Großeltern schon von Hause aus eingewachsen gewesen wäre. Dabei leutselig und liebevoll mit Mensch und Vieh und Blumenwerk. Der sah Alles, was lebte und blühte, aus sanften Augen an. Sein Diener konnte ihn auch nicht genugsam loben. Ging viel mit mir um, der gute Mosje Zephyrin, bis auf seinen possierlichen Namen ein ganz netter Kerl. Aber ich rief ihn kurzweg Zephir; auch, wenn wir Schabernak trieben, Boreas. Nun der vertraute mir wohl, daß es mit dem, was sie „Apanasche“ nennen, — bei unser einem heißt es Geldbeutel — sehr schwach bestellt sei um den durchlauchtigsten Herrn Ddo. Seine fürstlichen Eltern nagten gleichsam das Hungertuch und hatten ihn auf Reisen geschickt, eine gute Partie zu machen, die auch ihnen aufhelfen sollte. Nun hatt' er schon ein hübsches Stück Welt durchzogen, war doch aus allen Reizen, die reiche Erbinnen ihm und seinem Titel gestellt immer ent schlüpft, weil er sich nicht verkaufen und ohne Liebe nicht heirathen wollte. So versicherte mein Freund, Zephir hundert Mal und setzte immer hinzu: hier wird's Ernst, hier bleiben wir hängen! — Wer konnte auch daran zweifeln? Man durfte nur einen Blick auffangen, den die zwei Liebenden sich zuwarfen — das war wie Wetterleuchten, was die ganze Umgebung hell macht, wenn's auch noch so finster ist. Ihr Herr Großvater, unser seliger Graf, hatte auch bereits eingewilligt. Das wußte Groß und Klein im Schlosse. Aber nun sing das Brieffschreiben an. Hin und her. Und die Geldverhand-

lungen, das unglückliche Mein und Dein, was schon so viele Menschen dahin gebracht hat, über dem „Mein“ ihre Nächsten hintenan zu setzen, — und endlich auch sich selbst. Mögen wohl von da drüben her gefährliche Anforderungen gestellt haben, und ist Seiner hochgräßlichen Gnaden unserm Herrn zu viel geworden; hat sich üblen Ausganges versehen! Oder hielt vielleicht die Ahnenprobe nicht Stich? Wer weiß!? Denn in diesem Punkte verstand Ihr Großpapa keinen Spaß, Graf Hermann! Na, das ist seine Angelegenheit und hat er's vor Gottes Thron auszufechten. Genug, eines Tages flüsterte mein Freund Zephir mir zu und ließ die Flügel dabei sinken: Traurige Geschichten, Freund Wiesner; die Heirath zerschlägt sich. War mir's doch nicht anders, als gäb' mir Einer den schönsten Messerstich in mein Herz hinein. Konnt's gar nicht glauben, daß die Zwei nicht Eins werden sollten, wie's in der Schrift steht: ein Leib. Doch kam der Glaube mir in die Hand. Noch an dem nämlichen Abend! — 's war im Winter. Dasselbe Plätzchen im Drangenhause, wo unter den dicksten und ältesten Stämmen Tisch und hölzerne Sessel stehen, war dazumal nicht anders wie jeztund. Da saß ich gern während der Dämmerungsstunde zwischen vier und fünf Uhr, guckte durch die Fenster, ehe ich meine Strohmatte davor aufzog, noch einmal in die Schneelandschaft hinaus und freute mich an dem saftigen Grün unserer Bäume, wobei ich wohl dachte: sind doch die schönsten im Lande. Und nicht weil ich meines Vaters Sohn bin, aber wahr ist wahr, und schönere Drangerie giebt es weit und breit nicht,

und Sie wissen, Graf Hermann, in unserer Familie vererbte sich's von Vater auf Sohn, wie Citronen- und Pomeranzenbäume auf's Beste gedeihen. Da saß ich denn Abend für Abend und bildete mir schrecklich viel ein auf meinen italischen Zauberwald im deutschen Schneegestöber. Wie denn ein dummer, eitler, junger Kerl solche hochmüthige Einbildungen hegt. Jetzt sind sie mir wohl längst vergangen, der Himmel sei gelobt! — Und plötzlich hör' ich die Thüre gehen von der kleinen Treppe, die aus dem Speisesaale in die Glashäuser führt, und denke mir sogleich: das muß die Comtesse sein! Ich, wie ein Ual, von meinem Sessel zwischen die großen Kübel, kau're mich nieder und verberge mich; die Dämmerung kam mir auch zur Hilfe. Richtig, sie war's. Wird einen Gang im Grünen machen wollen, darf sie nicht stören in ihren Betrachtungen! So bleib' ich hocken. Währt aber keine fünf Minuten, stürzt Fürst Odo durch die große Eingangsthür herein, mit Schneeflocken bestreut, keinen Hut auf dem Kopfe, offenes Kleid und Weste, bloßen Hals, sein treues Gesicht vom Weinen verschwollen, daß man's im Dunkel röthlich schimmern sah. Und nun ging's los. Ja, wie soll ich's Ihnen beschreiben? Wo sollte ich armer Erdenwurm die Ausdrücke hernehmen? Das kann überhaupt gar kein Mensch nicht wiederholen, diesen Jammer, diese Heftigkeit, diese Anklagen und Beschwürungen von ihm; — und hernach wieder diese Ruhe, diese Ergebung, diese Frömmigkeit und flehende Bitten von ihr. O mein Jesus, Graf Hermann, wenn ich alle Predigten, die ich seit klein auf



von den Ranzeln gehört habe, in Eins durcheinander  
 siebe und ziehe den Extrakt in einen einzigen Kessel zu-  
 sammen, so hab' ich immer noch nicht den Balsam für  
 jeglich' Weh und Leiden, den die paar Tropfen von ihren  
 Lippen gegeben. Es muß sein, Odo, hat sie endlich ge-  
 sagt; die Pflicht erfordert's. Als Tochter und Schwester  
 kann ich nicht anders; als geborene Eichengrün darf  
 ich nicht anders. Und dann brach sie noch ein paar  
 Worte aus, die ich nicht verstand; sie klangen wie franzö-  
 sisch. Du liebst mich nicht, schrie er dazwischen. Das  
 richte Gott, sagte sie wiederum. Du wirst eines Andern  
 Gattin sein, schluchzte der arme Fürst. Und wie er das  
 mit einem so jammervollen Tone herausbrachte, daß es  
 mich in meinem Verstecke ordentlich durchrieselte — da  
 theilte sich im Nu das Schneegewölk, und die blasser  
 Mondscheibe sah wie eine Nonne durch weiße Schleier.  
 — Nun hören Sie, was geschah. Sie umarmte den  
 Prinzen, sie zuerst, ihn! Wärest Du eines Bauern Sohn,  
 und ich wäre frei, frei als Tochter und Schwester, —  
 Nichts würde mich von Dir trennen. Doch eines Andern  
 werd' ich nie. Ich sterbe als Jungfrau, das schwör' ich  
 Dir bei Gott. Dieser Kuß ist der erste und letzte, den  
 ich einem geliebten Manne gegeben habe. Da küßte sie  
 ihn, ja Graf Hermann, sie küßte ihn, küßte den weinen-  
 den Fürsten auf den Mund, hielt ihn lange umschlun-  
 gen, dann richtete sie sich auf, daß er vor ihr stand, wie  
 ein Knabe vor einer Königsfrau, und flüsterte so sanft, ach  
 Gott! so leise und doch so gebieterisch: morgen mit Tages-  
 anbruch, mein Fürst, werden Sie Eichenau verlassen.

Leben Sie wohl! Gott sei mit Ihnen! — Und er stand noch ohne Bewegung, ohne Regung, als sie schon lange durch die kleine Thüre verschwunden war. Nach einem guten Weilchen that er einen schweren Athemzug, ermannte sich und ging hinaus, wo er hereingekommen. Nur daß das Schneegeflöber nachgelassen und der helle Mond sich Bahn gebrochen hatte. — Am andern Morgen hieß es im Schlosse: unsere Comtesse hat dem Fürsten Odo einen Korb gegeben. Wie's gekommen, wußte Niemand außer mir; und ich hab' es weiter Niemandem vertraut außer Ihnen. Weil Sie ihr Liebling sind, lieber Graf Hermann — und meiner auch. — Aber mein Himmel, wie sehen Sie aus; als ob Sie der Schlag rühren wollte!? Das macht die Hitze hier im Hause. Gehen Sie in's Freie. Und wenn Sie Tante Barbara sehen, bestellen Sie's ihr, daß der alte Wiesner heute eine schöne Ananas zum Dessert auf die Tafel schickt.

Ich werd's ihr bestellen, Wiesner, sprach Hermann und reichte dem redlichen Diener freundlich seine Hand. Dann begab er sich geraden Weges zu Tante Barbara.

---

### Viertes Kapitel.

---

Er fand sie noch, wie er sie verlassen, bei ihrer Arbeit, von der sie emporblickte, da er hastig eintrat. Mein Gott, rief sie ihm entgegen, wie glühst Du; was ist Dir

geschehen? Was hast Du vorgehabt? Wo kommst Du her?

Aus dem Ananasshause, liebe Tante.

Hast Du Dich wollen treiben lassen? Ich denke, Du bist groß genug für Dein Alter. Welch' ein Einfall, sich in diese Schmorpfanne zu begeben!

Ich soll Dir melden, daß Wiesner eine herrliche Ananass für Dich bewahrt, die Du heute ganz allein aufzehren darfst; denn Vater ist nicht da, und ich cedire meinen Antheil.

Und zu dieser Mittheilung bedurfte es einer Stunde? Deshalb ließeſt Du Dich ſieden und braten?

Wiesner hat mir eine Geschichte erzählt.

Die muß sehr interessant gewesen sein, daß Du in solcher Umgebung dabei ausgehalten.

Leider kennt er selbst sie nicht in ihrem innersten Zusammenhange; er vermochte nur Bruchstücke zu geben.

Und wen betraf sie denn? wenn anders keine Indiscretion in dieser Frage liegt.

Zwei Liebende, die sich trennen mußten, obgleich schon mit einander verlobt, oder doch nicht weit davon. Die Gründe der Trennung müssen äußerliche gewesen sein, denn sie schieden mit heißen Schmerzen. Wiesner wurde ohne Absicht Zeuge dieses rührenden Auftritts, der in unserm Fruchthause stattfand. Der alte Mensch hat die letzten Worte, die jene Zwei sich sagten, fest im Gedächtnisse bewahrt. Nur ein paar französische blieben ihm unverständlich. Sind sie Dir vielleicht bekannt, liebe Tante?

Sie ließ die Hände mit der Näherei herabsinken und schwieg gebeugten Hauptes eine lange Weile.

Weinst Du? fragte Hermann besorgt.

Da schlug sie ihre Augen so hell und rein zu ihm auf, und es redete eine so klare Macht aus diesen zwei Seelenfenstern, daß der Jüngling an des Gärtners Bezeichnung vom Blitze denken mußte. Wie er sie ruhig und heiter sah, trug er kein Bedenken, die Frage nach den französischen Worten zu wiederholen.

Sie klappte ihren Arbeitskasten zu und wies auf die beiden Buchstaben, welche heut schon ein Mal Gegenstand der Aufmerksamkeit zwischen Tante und Nefte gewesen waren.

N und O? fragte Hermann halb für sich hin; O könnte Odo bedeuten — (und da er diesen Namen aussprach, ging ein kaum sichtbares Zittern durch Barbara's Glieder), aber was will N sagen? — Ist der Kasten ein Geschenk von ihm, Tante?

Er ist ein Erbstück meiner Mutter. Der Spruch, dessen Anfangsbuchstaben darauf eingelegt sind, war das Letzte, was die Sterbende zu mir sprach, nachdem sie ihr jüngstes Kind, Deinen Vater, meiner Schwesterlichen und zugleich mütterlichen Sorgfalt empfohlen.

Also spricht Ihr immer französisch? Und in dem Klange, den Hermann dieser Frage gab, lag etwas Bitteres, so daß Barbara sich berufen fühlte, recht fest zu antworten: Niemals, mein Sohn! Mutter war eine Kerndeutsche; sie wollte nichts Anderes sein und erklärte jeder Ausländerei den Krieg. Sein Franzosenthum blieb

eins ihrer schärfsten Hätchen wider den großen König. Aber sie war auch weit entfernt, das forcirte Puristenstreben zu billigen, womit Ihr Fingerring Euch zu zieren gelehrt werdet. Was man auf deutsch nicht so prägnant ausdrücken kann, gab sie ohne Gewissensbisse französisch. So diesen Spruch, den ich Dir bei unserm Frühstück vorhielt, in der Besorgniß, Du könntest ihn bespötteln. Das war eine kleinliche Stimmung, in der ich mich befand. Die Erinnerungen, die der alte Gärtner durch Dich in mir wachgerufen, haben mich neu belebt. Anstatt Dir Etwas vorzuenthalteln, will ich Dir lieber Alles mittheilen, was Wiesner nicht kannte, weil er's nicht wußte. Will Dir bei diesem Wendepunkte Deines Lebens ein Beispiel aus dem meinigen vorhalten und will bei dem alten Motto bleiben. Vielleicht machst Du's auch zu dem Deinigen; — brauchst deshalb nicht minder deutsch zu sein!

Sa, einzige Tante; sei wieder gut mit mir und laß Dein Sprüchlein hören. Vielleicht kann man's überlegen?

Das dürfte Dir schwer werden; doch versuch's, gieb mir in zwei deutschen Worten die ganze volle Bedeutung, und ich werde Dich loben. Verspreche Dir sogar, bis zum Tode nur Deine Uebertragung anzuwenden. Wie sagst Du zu deutsch: Noblesse oblige? wollen sehn, was sie Dich in der Ritterakademie gelehrt haben.

Nichts leichter als das! . . . Nur einen Augenblick . . . Gleich, Tanten! Ich hab's schon: „Adel verpflichtet.“ — Wie?

Das liegt freilich sehr nahe; dachte nicht, daß Du Dir's gar so leicht machen würdest, lieber Junge. So weit hätt' ich's in einem halben Jahrhundert etwa auch gebracht. Nur daß keines der beiden Worte, die Du da anwendest, die umfassende Bedeutung der französischen einigermaßen erschöpft. Noblesse heißt freilich „Adel,“ aber es will auch noch gar viel sagen, was Du durch „Adel“ nur wiedergeben kannst, wenn Du ihn mit andern Wörtern verbindest: Seelen-, Herzens-, Erziehungs-, Geburts-Adel würde eine ganze Zeile bilden, wo ich ein Wort verlangte. Eben so wenig drückt „verpflichtet“ mein oblige aus; das letztere begehrt nebst der prosaischen Verpflichtung auch noch den poetischen Hauch eines innern höheren Bedürfnisses, einer ursprünglichen Weihe, welche auferlegter, konventioneller Formen nicht bedarf. Man kann leider von sehr altem Adel sein, ohne wahren Edelmuth (und das sagt zugleich Noblesse) zu besitzen; man kann gewissen Pflichten seines Standes zur Noth genügen, ohne jene erhebende Freudigkeit, die jedes große Opfer bringt, nicht weil sie muß, sondern weil sie nicht anders vermag (und das sagt zugleich oblige), weil die inwohnende aristokratische Natur, nicht der Titel dazu verbindet. Ich fürchte, wenn ich einen Preis aussetzen wollte für Lösung meiner kleinen Aufgabe, Du würdest ihn so wenig gewinnen, als die Schaar Deiner Vorgänger im Uebersetzen von Wahlsprüchen jene Preise erringen konnten, die, für zwei ungleich längere, folglich leichtere, dargeboten, doch niemals in Empfang genommen worden sind.

Und diese waren?

Der eine lautet:

A Dieu mon âme,  
Mon bras au roi,  
Mon coeur aux dames,  
L'honneur pour moi!

und der andere, scherzhafte, den Du häufig, schon als Kind, an Deines Vaters Tafel hörtest, wird gern als Entschuldigung angewendet, wenn durstige Jagdgäste ihre häßlichen Belage nicht zeitig genug beginnen können:

Après la soupe un verre de vin,  
Ôte un ducat au médecin.

Beide hat man in dem Verstande des Originals und gereimt nicht wiederzugeben vermocht, ohne den epigrammatischen Sinn zu verändern oder zu vernichten. Das liegt nun einmal im Eigensinn getrennter Sprachen. Lasse mir also mein französisches adage und thue hübsch nach Deinen Kräften, seine Lehre in deutsches Gemüth und Handeln zu vertiren. Das ist die schönste Uebertragung, ist unter allen Umständen die gelungenste, wofür unser eigenes Bewußtsein auch den höchsten Preis auszahlt. Ich hab' ihn empfangen, Hermann, und genieße jetzt noch die Früchte meines Sieges.

Deines Sieges? Nennst Du das einen Sieg, Tante, wobei Alles verloren geht, was des Menschen Herz begehrt? Du bist unvermählt geblieben! Das ist ja gerade so, wie wenn ein Regent den Frieden erkaufte durch Verlust seines halben Landes? Kann man das einen Sieg nennen?

Wie Du willst, mein Hermännchen; nenn' es eine Niederlage; wenn nur der Friede für Land und Herrscher — ich meine der dauernde Friede für beide Theile — dadurch erkauft wurde, ist's immer ein Sieg. Doch was sollen Gleichnisse, die nicht recht passen? Ich will Dir in gedrungenener Kürze sagen, weshalb ich kämpfte, und wie ich auf meine Weise siegte. Du magst sodann urtheilen. Eh' meine Mutter hinüberging, machte sie mir noch mancherlei Eröffnungen, die für ein Mädchen meines Alters unter andern Verhältnissen kaum verständlich und zweckmäßig gewesen wären; am Sterbebette einer hochverehrten Mutter wird man reifer; die geistigen Kräfte entwickeln sich rasch bei Gram und Schmerz. Auch versicherte mich Deine Großmutter, daß sie in mir stets ihr Ebenbild erkannt, alle Anlagen zu einem festen, ausdauernden Charakter entdeckt habe, die nach ihrer Meinung meinem jüngeren Bruder, Deinem Vater, mangelten, der in Allem wieder mehr seinem Vater glich. Der Großvater war ein edler Mann, doch nicht immer sein eigner Herr! Wie denn gar oft die sogenannten „guten Herzen,“ vor lauter Güte schwach, das Opfer augenblicklicher Regung werden. Meine Mutter fürchtete eine Nachfolgerin auf Schloß Eichenau; sie hatte vielleicht Ursachen, eine solche in einer eben nicht würdigen Dame zu ahnen. Die Besorgniß, daß Deines Vaters Besitz durch Stiefgeschwister beeinträchtigt, der gebiegene Reichtum des Geschlechtes zersplittert, der ehrenvoll erworbene, durch tüchtige Führung zusammengehaltene Güterkomplex zerrissen werden könne, brachte



sie auf die Idee einer Majoratsstiftung. Sie hatte wohl ein Wort dareinzureden, weil ihr Vermögen ebenfalls zur Erweiterung, zur Verbesserung der Herrschaft angelegt worden war. Ich mußte ihr geloben, nach ihrem Tode allen Einfluß, der mir bei ihm zu Gebote stand, auf ihren Wittwer, meinen Vater, anzuwenden, daß er dieses ihr Vermächtniß ehre und in's Werk setze. Ihm selbst nahm sie sein Wort ab, und er gab es unter dem Einflusse schmerzlicher Rührung, welche in den Abschiedsstunden ihn erfüllte. Mir prophezeite sie unter tausend Segenswünschen reiches Glück an der Seite eines geliebten Gemahls, dessen Besitz mich entschädigen werde für die Verluste, die meinem Erbtheil aus der Stiftung eines Fideikommisses natürlich erwachsen müßten. Du bist schön, sagte sie, klug, gut und fromm; die Besten, die Reichsten werden um Deine Hand werben. Doch vergiß niemals meinen Wahlspruch: Noblesse oblige. Das waren die letzten Laute, die ich aus ihrem Munde vernahm. — Mein Vater, so lange die Nachklänge des ersten Schmerzes noch in seiner Brust bebten, traf die nöthigen Einleitungen und Voranstalten zur Erfüllung seines Versprechens. Doch da sich mancherlei Schwierigkeiten der Ausführung entgegenstellten, nahm er diese mit großer Mäßigung auf, zeigte auch wenig Eifer, sie zu beseitigen. Vielleicht waren sie ihm nicht unwillkommen, und die Verzögerung schien ihm erwünscht, weil er gern so lange als möglich ungebunden blieb. Ich wuchs unterdessen schnell heran, und meiner Mutter Prophezeiung erfüllte sich. Von allen Seiten langten

die Freier an. Schloß Eichenau wurde nicht leer von Gästen. Väter trafen mit ihren Söhnen ein, und die Diener empfingen das Rollen jeder durch's Thor fahrenden Kutsche mit der Aeußerung: Die kommen auf Brautschau! Doch wenn mein Vater Nichts that, mich zu einem Entschlusse zu treiben, sondern vielmehr deutlich an den Tag legte, wie ungern er mich, in der er seines Hauses Freude sah, verlieren würde, so schwieg die Stimme meines Herzens ebenfalls. Keiner von Allen, welche mit mehr und minder entschiedenen Absichten sich näherten, erweckte die leiseste Spur einer zärtlichen Empfindung in meiner Seele. Gattin zu werden ohne wirkliche, unwiderstehliche Zuneigung schien mir ein Frevel an mir selbst, an meinem Stolz. Da kam Fürst Odo . . . und der Stolz, dessen ich mich vor mir selbst gerühmt, schmolz in weiche, weibliche, ja weibische Ergebung hin. Ich liebte diesen Mann . . . Doch es ziemt sich nicht, daß die alte Jungfrau Dir, dem Knaben, der kaum die Kinderschuhe vertreten, ausführlich schildere, was damals in ihr vorgegangen! — Mein Vater sah den neuen, den gefährlichen Bewerber nicht günstig an. Leider fehlte es nicht an Gründen gewichtiger Art, womit er seinen zum Theil egoistischen Widerwillen gegen denjenigen, der mich ihm zu rauben drohte, belegen und rechtfertigen konnte. Alle Erkundigungen über des Fürsten Ursprung und heimatliche Verhältnisse lieferten abstoßende Resultate. Der Ruf seiner Eltern war kein tadelloser; seine eigene Vergangenheit halb mysteriös, halb abenteuerlich. Doch als ich, dieser

Holtei, Roblesse oblige. I.

Nebendinge nicht achtend, — denn das schienen sie meiner heißen Liebe, — mich nur an seine Persönlichkeit hielt, die doch auch meinem Vater Achtung abgezwungen, da brachte ich diesen dahin, mit Odo's Eltern einen Briefwechsel zu eröffnen, — und da kam denn allerdings eine niedrige Gesinnung, eine in hochtrabende Floskeln schlecht verhüllte Habsucht zu Tage, die mich mit kaum verhohlenem Grauen, Deinen Großvater mit laut ausgesprochenem Abscheu erfüllte. Doch wiederum genügte das Zweigespräch einer Viertelstunde, — und der Sohn stand vor meinen Augen völlig rein da und frei von jedem Fleck, jeder Schuld aus seiner Heimath. Sollte er für seine Angehörigen büßen? Diese Frage stellte ich meinem Vater. Und der entgegnete: *Thu', was Du willst, ich lege Dir keinen Zwang an. Folge ihm, wenn Du ihn nicht lassen kannst. Dann unterbleibt die Majoratsstiftung, und ich heirathe noch einmal. Allein will ich auf Eichenau nicht hausen! Diese Erklärung hätte mich schon zur Besinnung bringen müssen. Ich hätte an Deinen Vater, an meinen Bruder Ulrich denken sollen, an seine Zukunft, welche durch sein leichtsinniges, kindisches Wesen ihn vielen Gefahren auszusetzen drohte; an die letzten Mahnungen meiner Mutter; an den Namen, an die Ehre des Geschlechtes! — Ach, Hermann, etliche Stunden lang' dacht' ich an gar Nichts, als an Odo! . . . Nein, nein, daß ich nicht lüge: ich dachte nur an mich, dachte nur an die Wonne im Arm der Liebe, dachte nur an den unerträglichen Schmerz, von ihm losgerissen zu sein! Liebe, die Besitz begehrt, ist*

Selbstsucht; Liebe, die zu entsagen vermag, ist Liebe! Das konnte ein feuriges, blühendes, glühendes Mädchen im ersten Augenblicke noch nicht begreifen. Ich gesteh' Dir's ein, Hermann, ich vergaß Vater, Bruder, Herrschaft Eichenau und Alles, was dazu gehört, im Taumel heraufschender Thränenfluth; ich vergaß sogar meiner Mutter Sterbestunde und rannte auf mein Zimmer, dem Geliebten zu schreiben, daß ich die Seinige sei und bleibe, müßten wir auch als Bettler hinausziehen und unter einem Strohdache Zuflucht suchen, wenn ich nur ihn hätte. — Alte, sinnlose, hochtrabende Schwüre, die auf Stelzen zu allen Thoren hinausprahlen, so lange die Welt steht, und mit wunden Füßen durch Staub und Schmutz heimhinken, so lange die Erde sich drehen wird! — Ich suchte nach Papier und Schreibzeug, konnte Nichts finden, weil ich mich blind geweint, da tropften meine wilden Zähren auf dieses Kästchens Deckel und benetzten die zwei Buchstaben N. und O. „Perlen auf Perlmutter-Muschel,“ murmelte ich gedankenlos, und mit meinem Taschentuche wisch' ich sie ab. Auf dem Gipfel des Tuches sah ich die Grafenkrone über der zierlich genähten „Barbara“ eingestickt. Das stammte von meiner Mutter Kunstfleiß her. Und wie die Krone über den weißen Lettern hin und wieder fuhr, sprach es mit alter, wohl gekannter, warnender Stimme: Noblesse oblige! — Ich sank vor dem Tische in die Kniee und betete zu meiner seligen Mutter. Während des Gebetes kam eine jener wunderbaren Ohnmachten über mich, die, nur ein Abscheiden von äußeren Umgebungen, ein Insißeingehen, eine Art

von Hellsen bei ungeheuren Aufregungen, wo Sinnengluth und heftiger Schmerz sich mischen, nicht selten sind. Ich sah mich und Odo im Elend — ich vermag nicht zu sagen, worin dies Elend bestand, dem Phantasiebilde fehlte jeder Vergleich aus dem gewöhnlichen Dasein — es war ein geistiges Elend, ein Seelenleiden, eine moralische Wüstenei, worin wir schmachteten. Wir liebten uns noch, aber wir waren sehr unglücklich. Ich sah das — und wußte zugleich, daß ich vor meinem Tische auf den Knien lag. So deutlich, Hermann, daß ich jetzt, indem ich Dir's erzähle, die Empfindung habe, als wäre es heute geschehen. Und da erweckte mich die Stimme der Mutter mit ihrem Zurufe: Du kannst Dich retten und ihn und die Deinigen, wenn Du Kraft gewinnst über Deine Leidenschaft. Ich glaubte die Stimme so gewiß zu hören, daß ich aufsprang, mich nach der Sprechenden umzusehen. Ich war allein — aber ich hatte mich wiedergefunden! Noblesse oblige! wiederholte ich mir und ging zu meinem Vater, dem ich fest und bestimmt erklärte, wenn er sich mit seinem Ehrenwort verbürge, das Majorat für Ulrich gründen, unvermählt bleiben zu wollen, so sei ich bereit, bei ihm auszuharren bis zu seinem Tode und ihm als fromme Tochter die Augen zu schließen. Tief erschüttert legte er einen feierlichen Eidschwur ab und empfing dafür den meinigen. Wir haben Beide gehalten, was wir beschworen, ich und der Großvater . . . und so kam es, mein Hermännchen, daß Tante Barbara eine alte Jungfer wurde.

Die Gluth, welche Hermann aus dem Ananashause

mitgebracht, war unter dieser kurzen Erzählung von seinen Wangen gewichen, um jener feierlichen Blässe Raum zu geben, die auf des Menschen Anliß gern erscheint, wenn ernste Anlässe und Stimmungen einen wichtigen Kampf im Innern vorbereiten. Er betrachtete die Aebtissin des Stiftes Friedhain mit ehrfurchtvoller Dankbarkeit, wie er nur einen greisen Feldherrn betrachtet haben könnte, der als Commandant eines Invalidenhauses, selbst Invalide, eine kriegerische Laufbahn beschloffe, wenn dessen erste Waffenthath etwa dem Hause Eichengrün Besitz und Dauer gerettet hätte. Ihm kam es nicht in den Sinn, daß ohne Barbara's Opfer wahrscheinlich keine Majoratsstiftung zu Stande gekommen sein, und daß er dann, Miterbe von Eichenau, auch die eine Hälfte der Herrschaft sein nennen dürfte, während nun seinem Bruder Theodor das Ganze gehörte. Er dachte wirklich nicht an sich; er dachte in diesem Augenblick nur an den Heroismus eines jugendlich liebenden Herzens, welches fähig sei, die heißesten Wünsche einer Idee unterzuordnen. In wie schroffem Widerspruche eben diese Idee mit seinen eigenen bisher gehegten Ansichten von Welt und Menschen stehe, verschwieg er sich selbst, voll von Bewunderung für Tante Barbara. Ihr Vorbild nachzuahmen durch ein Opfer, zu dem auch er sich verstünde, schien ihm erhaben. Mit der Schmiegsamkeit, wie sie Jünglingen von lebhafter Einbildungskraft in diesem Alter so leicht wird, warf er sich plötzlich von einem Extrem in's andere, und einige Male wiederholte er mit vieljagendem Nachdruck: Noblesse oblige!

Barbara hätte von ihres Neffen flüchtiger Umwandlung momentanen Vortheil ziehen und mit erneuter Ueberredungsmacht in ihn dringen können, um seinerseits ein bindendes Versprechen zu erwecken, wodurch er sich ihrer Führung anvertraute. Auch hielt sie den jungen Menschen hoch genug, an späterer, consequenter Erfüllung eines einmal gegebenen Wortes bei ihm nicht zu zweifeln. Dennoch verschmähte sie diesen wohlfeilen Triumph. Sie sagte ihm das ganz unverholen: Ueberrumpeln will ich Dich nicht, mein Junge; jetzt bist Du nicht in der Stimmung, ruhig mit mir über Deine Zukunft zu verhandeln. Wir wollen unser Gespräch abbrechen und uns trennen. Ich werde ein wenig umherlaufen, werde meinen alten Wiesner aufsuchen und ihn ausschelten für sein Horchen hinter den Citronenbäumen; Du magst Dir ein Pferd satteln lassen und Dir im Freien wieder Deinen hübschen Dummengentrog holen, der Dich so allerliebste liebt, weil er treuherzig und voll Gutmüthigkeit ist. Dann wollen wir mit einander speisen, und sind wir bis zu der angekündigten Ananas gekommen, auf die ich mich wirklich freue wie ein naschhaftes Kind, dann wollen wir mit erneuten Kräften unsern Strauß wieder aufnehmen. Ehe Dein Vater zurückkehrt, wird er hoffentlich durchgesochten sein, und der Friedensschluß sämtliche Parteien zufriedustellen.

Sie schickte sich an, ihr Zimmer zu verlassen. Hermann machte keine Miene, desgleichen zu thun; er stand noch immer sinnend und ernst. Da kehrte Tante Bar-

bara wieder um, hob den Deckel eines Koffers auf, worin viele Bücher lagen, nahm eines heraus, dessen Einband langjährigen Gebrauch verrieth, schlug, ohne zu suchen, nur einige Blätter um, reichte das offene Buch dem Neffen hin und ließ ihn allein. Dieser las:

„Verlassene, aber Geduldige! Verkannte und Verblühte! Erwinnere Dich der Zeiten nicht, wo Du noch auf bessere Zeiten hofftest, als die jetzigen, und bereue den edlen Stolz Deines Herzens nie. Es ist nicht allemal Pflicht zu heirathen, aber es ist allemal Pflicht, sich Nichts zu vergeben; auf Kosten der Ehre nie glücklich zu werden; und Ehelosigkeit nicht durch Ehrlosigkeit zu meiden. Unbewunderte, einsame Heldin! In Deiner letzten Stunde, wo das ganze Leben und die vorigen Güter und Gerüste des Lebens in Trümmer zerschlagen voraus hinunterfallen, in jener Stunde wirfst Du über Dein ausgeleertes Leben hinschauen; es werden zwar keine Kinder, kein Gatte, keine nassen Augen darin stehen, aber in der leeren Dämmerung wird einsam eine große, holde, englischlächelnde, strahlende, göttliche und zu den Göttlichen aufsteigende Gestalt schweben und Dir winken, mit ihr hinaufzusteigen — o steige mit ihr hinauf; die Gestalt ist Deine Jugend<sup>1)</sup>.“

Jugend — Jugend! sagte Hermann. Ja wohl, jene Jugend, welche die Alten virtus nannten! Mannheit, Männerkraft, Tapferkeit, fester Wille!! Von Tante Barbara können wir Alle lernen, die wir Männer werden sollen. Ein großes Opfer bringen ist Nichts. Aber,

<sup>1)</sup> S. B. Fr. Richter im Hesperus II. Band.



wenn es gebracht ward, viele Jahre lang es so heiter tragen, wie sie, daß kein Mensch ein Klage vernimmt — da liegt's.

Dies gesagt, warf er das Buch hin und eilte durch's Vorzimmer hinaus, wo Niklas und Christiane, erschreckt von seiner Hast, ihm nachstaunten.

Tante Barbara machte einstweilen ihren alljährigen Kursus durch Schloß, Hof, Stallungen, Garten und Gewächshäuser. Niklas, ihr Diener, wohlgeschult und mit aller Pedanterie versehen, die dem Dekorum und der Antichambre einer Abbatissin geziemt, hat schon zusammengerafft und in einen Korb gepackt, was Christiane ihm zureicht an Geschenken, die für Schloß- und Hofgefinde bestimmt sind. Das ist ein hergebrachter Tribut, den Barbara Gräfin Eichengrün ihrem Eichenau darbringt, seitdem sie die alte Heimath nur als Gast betritt. Und sämtliche Bewohner des Schloßhofes wissen das: den Tag nach ihrer Ankunft um zwölf Uhr beginnt die Runde, auf der sie Jeden begrüßt, mit Jedem plaudert, nach den Veränderungen sich erkundigt, die Zeit oder Tod oder Wechsel anderer Art im Personale verursacht haben. Dabei macht sie ihren Ueberschlag und entwirft bereits einen Plan zur schicklichsten Anordnung und Vertheilung der von ihr mitgebrachten Gaben, wobei Eobesam, der Haushofmeister, sie begleitend nicht selten den Ausschlag giebt. Er ist erhaben über Gewinnsucht und Eigennuß der übrigen Dienerschaft. Er ist so gut bezahlt, daß er als Hagestolz — (denn der Ehestand ist das einzige gewesen, worin er seinen Grafen nachzuahmen nicht wagen durfte, weil ihm streng untersagt

wurde, sich zu verheirathen!) — vollauf hat; auch steht er dem Herrn nahe genug, um sämtliche Valetaille vom Salon bis zur Grassammer unparteiisch-vornehm würdigen zu können. Barbara kennt ihn dafür und ehrt ihn als treuen Diener, als der Familie fest ergebenen Pertinenzstück; als honetten Mann, dem niemals an schmutzigen Fingern ein Goldstück kleben blieb von den bedeutenden Summen, die durch seine reinen Hände gingen; — ja, deshalb ehrt und achtet sie ihn, obwohl im Uebrigen ihre Freundschaft nicht die wärmste ist. Sie kennt ihn als den Vertrauten ihres Bruders, und als solchem traut sie ihm, wahrscheinlich nicht mit Unrecht, viel Böses zu, was er mit dem Mantel unbedingten Gehorsams und hingebender Aufopferung bedeckt. Er weiß ganz genau, wo ihr Glaube an seine Redlichkeit anshört, und wo ihr Argwohn gegen ihn beginnt. Mit bewundernswerther Vorsicht und Zurückhaltung weiß er zu vermeiden, was etwa aus einem Gebiete in das andere streifen könnte. Er ist in ihrer Nähe die Decenz in Person; der Superintendent, wenn er auf Kirchen- und Schulvisitation zugegen wäre, könnte nicht feierlicher neben ihr herschreiten, könnte den Stubenmädchen, Küchenmägden, den im Garten ihren Rechen führenden Dorfdirnen kein strengeres Amtsgeſicht, keinen gleichgiltigeren Blick zuwenden. Was ihn heute mit ganz besonderer Ausdauer an Tante Barbara fesselt, ist die Liebe für Grafen Hermann, welche theils in seiner (freilich höchst behutsam verborgenen) Abneigung gegen den Majoratserben Theodor, theils in aufrichtigem Herzen

wurzelt. Eobesam weiß, daß Tante Barbara diese Zu- und Abneigung mehr oder weniger mit ihm theilt. Und da er wohl bemerkt hat, daß sich, Hermann's Schicksal betreffend, etwas Neues vorbereitet, und da dies einer der wenigen Punkte ist, worin er vom Vertrauen des Gebieters ausgeschlossen bleibt; so hofft er durch Tante Barbara Etwas zu erfahren, wenn er sich als einen Bundesgenossen für Hermann entdeckt. Er spricht geradezu aus: sein Graf wäre eigentlich gar kein Mensch, sondern ein Halbgott, mit allen Tugenden und Vorzügen geschmückt, die andern Sterblichen mangelten. Weil aber die himmlischen Mächte unmöglich gestatten könnten, daß ein Erdgeborener schon hienieden den schönsten Grad von Vollkommenheit erreiche, so hätten sie ihm neidischerweise doch einen kleinen Fehler angeheftet, indem sie ihm die Vorliebe für Theodor, auf Kosten Hermann's, eingingaben. Das sei seiner Excellenz einzige Schwäche.

Die einzige? fragte Gräfin Barbara. Nun, dann beruhigt Euch, Eobesam, dann ist Euer Graf ein wirklich vollkommener Mensch; dann ist er fehlerfrei! Denn was Ihr seine Schwäche nennt, ist ein Beweis edelster Kraft. Ich bin fest überzeugt, daß er die Vorliebe, die er für unsern Hermann zeigte, als dieser noch ein Kind war, jetzt nicht minder warm und innig für den Jüngling empfindet; daß er sich aber Gewalt anthut, sich selbst beherrscht, um nicht ungerecht zu werden; daß er den älteren Sohn vorzieht, nur damit er ihn auch gewiß nicht zurücksetze, was erfolgen müßte, wollte er seinem Herzen nachgeben. Meines Bruders scheinbare Härte

ist mir der sicherste Beweis seiner zärtlichsten Gefühle für Hermann, und die Zeit wird Euch Alle belehren, daß ich richtig gesehen habe. Wenn der Wendepunkt eintritt, bin ich gewiß nicht mehr am Leben. Vielleicht bestätigt erst des Grafen Testament meine Behauptung. Dann gedenkt meiner und dessen, was ich jetzt gesagt habe, Lobesam.

O meine gnädige Gräfin, rief der Haushofmeister, wo bin ich dann? Ich sollte unsere Tante Barbara überleben und meinen Excellenz-Herrn? So schwer wird der Allmächtige mich für meine Sünden nicht bestrafen!

Das war keine Heuchelei, als er so redete. Er hatte die Augen voll Thränen, seine Stimme zitterte, sogar die vornehme Haltung, die er als fortbauernde Copie seines Herrn zu fingiren suchte, gab er in diesem Augenblicke auf.

Die Hebtissin lächelte ihm zu: „Ihr seid ein altes *mauvais-sujet*, — aber ein ehrliches treues Fell aus der alten Zeit bist Du doch. Und die Thränen, die Dir da auf Dein graumelirtes *collier-grec* fallen, löschen eine ganze Seite voll Notabene's auf Deinem Schuldenregister aus. Um Euren Grafen Hermann macht Euch weiter keinen Kummer, Ihr Eichenauer! man wird für ihn Sorge tragen, verlaßt Euch darauf! — Und jetzt, Herr Haushofmeister, holen Sie mir den Niklas herbei, daß ich meine Vertheilung beginne. David hat mich bereits im Stalle angekündigt, und sie warten der Dinge, die da kommen sollen.“

Wäre Tante Barbara mit ihrem unbehilflichen Nikolaß und Christianen allein gewesen, so dürfte vielleicht beim Geben und Empfangen der mitgebrachten Geschenke einige Unordnung eingetreten sein, sowohl im Stalle, wie unter dem niedern Gesinde des Schlosses. Doch Lobesam's, des gefürchteten Haushofmeisters, Gegenwart, der wie die lebendig gewordene Wachsfigur des Grafen ungleich mehr Schreck einflößte, als das Original selbst, hielt das Völkchen in Respekt und den kleinen Tumult in Ordnung. Ehe noch sämtliche Ansprüche der Mägde und Stallknechte in Küche, Flur und Schloßhof geregelt, bevor noch die gehörige Anzahl von Danksayungen und unterthänigsten: ich küsse das Kleid, gnädige Frau Tante! erfolgt war; hatte sich Barbara schon verloren und den Haushofmeister bei ihren Leuten und dem großen Korbe zurückgelassen. Sie begab sich nach dem Citronenhause — jetzt freilich leer und wüst, weil die berühmte Orangerie noch im Freien kampirte. Dort ging sie einige Male auf und ab, ihrer Sache gewiß. Es währte auch nicht gar lange, so stellte Gärtner Wiesner sich ein. Dir hätt' ich, rief sie ihm entgegen, Kinderspielwerk mitbringen sollen, Du altes Kind: einen Kopf mit Gelsbohren für's Horchen, und eine rechte Klapper- und Plappermühle, wie Du selbst eine bist!

Konnt's unmöglich mit in's Grab nehmen, gnädige Frau Tante; mußte dem jungen Gräfflein das Exempel hinterlassen. Wer kann heute wissen, was für Zeiten über Herrschaft Eichenau kommen, wenn Graf Theodor Herr ist? Da wird unser Hermann die Erinnerung an

seine Tante Barbara gut gebrauchen können! Und wer sollt' es ihm denn erzählen, außer mir, wenn's kein Anderer weiß? Und hätt' ich nicht gehorcht, wüßst' ich's auch nicht.

Daraus ziehst Du den Schluß, daß ich Dich noch beloben soll? Du alter Horcher und Schwäger.

Beloben? Ach Gott nein; ich verlange kein Lob und verdiene auch wohl keines. Bin gleichfalls ein unnützer Knecht. Nur ein Horcher bin ich für gewöhnlich nicht. Denn dazumalen kam ich hinter meine Baumstämme, ich wußte nicht wie, und mußte zuhören, ich mochte wollen oder nicht. Sonst horch' ich einzig und allein auf die Sprache der Gewächse, der grünen Blätter und bunten Blumen. Was die Menschen sagen, darauf acht' ich schon wer weiß wie lange nicht mehr. Und ob ich ein Schwäger bin, da fragen hochgräßliche Gnaden das ganze Schloß. Mit wem sollt' ich reden, und über was? Von den guten Leuten erfahr' ich nicht, was mir am Herzen liegt; das sagen mir die Pflanzen viel deutlicher, jedwede mit ihrer Zunge. Einmal im Leben gehorcht — und nicht wieder! Einmal vor meinem Tode geplaudert — und nicht wieder!

Du hast vielleicht etwas Gutes gethan, Wiesner. Ich würde mich kaum entschlossen haben, mit meinem Neffen aus eigenem Antriebe von der alten begrabenen Geschichte zu sprechen. Gleichwohl hat sie nun eine günstige Wirkung auf ihn gemacht. Ich habe ihn fortgeschickt, in's Freie. Wie ein rasender Junge ist er hinausgeritten; geliebt's Gott, wird er als verständiger

Mensch zurückkehren. Dann will ich ihn noch einmal in's Gebet nehmen, und der Nachgeschmack von Deiner Ananas soll ihm versüßen, was ich ihm an Bitterkeiten zu verschlucken gebe. Hier, Wiesnerchen, nimm, was ich Dir mitgebracht; die Andern haben ihre Sachen.

Und sie nahm aus dem großen grünen Sammtfack, den sie stets bei ihren Wanderungen um Friedhain herum am Arm trug, den sie auch in Eichenau nicht ablegte, weil er immer angefüllt war mit allerlei kleinen Gaben und Geschenken für Kinder und Große, denen sie begegnete, ein in Pfeffernüsse vergrabenes, von Mehl staubig gewordenes lebernes Gehäuse, dessen solider Bau auf einen werthvollen Inhalt hinwies.

Soll das etwa einen Meerschäum-Pfeisentopf vorstellen? fragte Wiesner besorgt wegen des ungewöhnlichen Umfangs; der wäre für mich doch zu groß.

Nichts da. Der Qualm von Tabak ist mir zu verhaßt, als daß ich solche Geschenke spenden sollte! Nein, Alterchen, ich habe Dir ein Mikroskop ausgesucht, das schärfste, was zu haben war. Du klagtest voriges Jahr über die Abnahme Deiner Augen, und daß Du die kleinen botanischen Studien, die Du an Sonn- und Festtagen treibst, nicht mit rechter Genauigkeit verfolgen könntest. Da dacht' ich, das Ding wird Dir gefallen, wenn Du so einem winzigen Blüthentelslein bis in's Herz gucken und jeglich feinstes Fäddchen und Stäubchen examiniren lerntest. Magst auch die Würmlein wahrnehmen, die da drinnen oder in einem Wassertropfen ihr Wischen Leben treiben und des Menschen Augen sonst unsichtbar

bleiben. Wenn's Dir Spaß macht auf Deine letzten Tage, so macht mir's Freude. Gud' hinein in die Herzen der Blumen! — Hast ja mir in's Herz geguckt ohne Mikroskop, — Du einzig und allein! — Und bei den Blumen für den Sarg hat es sein Verbleiben. Wer den Andern begraben hilft von uns Beiden, steckt in die kalten Hände einen Strauß. Mir ist, als könnte ich sonst nirgends sterben, wie in Eichenau, und als könntest Du nicht sterben, wenn ich nicht gerade hier wäre. Gott wird's schon machen!

Barbara nickte ihm noch einmal freundlich zu und ging; Wiesner hielt das Futteral in beiden Händen, hob es empor und rief ihr nach: Gräßliche Gnaden, Tante Barbara, in die Ferne zu schauen hilft Einem das künstliche Ding Nichts? Nicht so?

Barbara blieb stehen: Natürlich nicht. Willst Du Dich etwa auch zu den Sternen versteigen?

Das nicht. Möchte nur wissen, ob's nicht solche Gläser giebt, — weil sie doch heutzutage alles Mögliche erfinden und alles Unmögliche obendrein, — ob's nicht etwa Gläser giebt, die Einem zeigten, was aus Diesem oder Jenem geworden ist. So zum Beispiel aus einem schönen jungen Fürsten, Odo mit Namen.

Was wird aus Deinen Blumen, Wiesner, wenn sie absterben? Staub!

Wohl wahr! Zu Staub muß werden, was aus Staub wurde. Nur die Art und Weise ist ungleich. Manche welken langsam hin, überleben sich, wie . . . halten zu Gnaden, wie alte Menschen. Andere werden



abgepflückt und sterben so recht mitten im Leben. Noch andere bricht ein Sturm . . . .

Im Sturm! im Sturm der Schlacht, mein Alter! Das Schwert in der Hand, die Kugel in der Brust, kein langes Krankenlager, Gott vor Augen, meinen Namen auf den Lippen, . . . so schrieb sein Freund, der ihn begraben ließ. Staub, lieber Wiesner, Staub und Asche. Dazu braucht's kein Vergrößerungsglas. Das stellt sich unsern Augen deutlich dar. Und was den unsterblichen Theil angeht, da sollen die Gläser noch geschliffen werden — Sterne mögen sie zählen und von ihren Warten in jeder hellen Nacht neue entdecken! Sie haben noch keinen aufgefunden, der darüber Aufschluß gäbe!? Werden ihn auch nicht im großen Weltgebäude finden; den muß Jeder in seiner eigenen Brust tragen; und wohl Jedem, der sich ihn durch Nichts verdunkeln läßt! Und Beiden soll er leuchten bis zur letzten Stunde. Brauchen sie nicht zu fürchten, Wiesner, weder Du, noch ich. Es heißt die letzte Stunde, aber beim Licht betrachtet, wenn der Stern recht hell scheint, ist es die erste: mit ihr beginnt das wahre Leben. Was vorherging, war ja doch nur ein Traum. Heute magst Du träumen, ich hätte Dir ein Mikroskop mitgebracht; ich will träumen, Du hättest mir Deine schönste Ananas aufbewahrt. Und wir wollen's uns Beide schmecken lassen, alter Gärtnermann!

---

## Fünftes Kapitel.

Hermann hat von seinem Ritt rechten Wolfshunger mitgebracht. Eines jungen Herrn Magen ist nicht so empfindlich, daß er durch gewaltsame Gemüthseregungen des Besitzers sich aus gewohnter Thätigkeit bringen ließe. Vielmehr verdoppelt er nach großen Unruhen im Innern so viel möglich seine Anstrengungen, um erforderliches Gleichgewicht zwischen Leib und Seele wieder herzustellen. Lobesam ist nicht zu faul gewesen, in der Küche selbst nachzusehen und dem „freßlieben“ Gräfslein alle Schüsseln und Schüsselchen zu bestellen, die ihm sonst angenehm waren. Tante Barbara steht ihrem Neffen aufmerksam zu, wie er verschlingt, und sagt ihm leise: „Du haust fürchterlich ein!“

Wenn ich Soldat werden soll, Tantchen? erwidert er ihr und verrichtet neue Heldenthaten.

Sie redet wenig, um ihn nicht zu unterbrechen; sie läßt ihn gewähren, weil sie ihn zu beobachten wünscht. Er spricht auch der Flasche fleißiger zu, als er es in Gegenwart des Vaters gewagt haben würde. Doch auch darüber macht sie keine Bemerkung, wenigstens nicht hörbar. Als die vielversprochene Ananas zerlegt wird, mit ihrer Krone das zweifelhige Gastmahl — (denn, streng genommen sind beide Beißer nur noch Gäste auf Schloß Eichenau) — zu schmücken und mit ihrem Parfüm den Speisesaal zu durchduften, erweist sie sich ungenießbar; sie ist inwendig angefault und verdorben,

vom widrigsten Geschmack. Wiesner hat sie zu lange stehen lassen, meint Tante Barbara; ihre Zeit ist vorüber. Aber sag' ihm Nichts davon, daß wir sie nicht genießen konnten. Das würde ihm wehe thun — und er hat's doch gut gemeint. Bist Du satt, lieber Hermann? fragte sie nachher mit einem Tone, der noch einigen Zweifel verrieth.

Ich glaube wohl, beste Tante; wenigstens hab' ich das Meinige gethan, es zu werden.

So begleite mich denn auf die Terrasse. Wir haben noch viel in's Reine zu bringen, ehe Vater da ist. Und jetzt hab' ich Dich und halte Dich fest. Entschlüpfen wirst Du mir nicht. Wenn die Schlange vom Raub gesättigt ist, muß sie stillliegen.

Thust Du doch, als hätt' ich ein Kalb mit Haut und Haar verschlungen, wie die Boa?

Die Häute pflegt man, außer bei Spanferkeln, nicht zu serviren, und Haare wurden in Deines Vaters Küche niemals mitbereitet. Doch was man uns heute dargeboten, hast Du nicht auf die graziosste Weise zu Dir genommen. Darin scheint die Academie eben auch keine Schule feiner Sitten zu sein, was sie doch billig sollte. Oder gehört die Verachtung geselliger Formen mit in Eure neumodische Weltansicht?

Wenigstens kann ich diese Formen nicht anders als unbedeutend finden, und es wäre mir unmöglich, liebe Tante, den Werth eines Mannes darnach abzumessen, ob er die Gabel in der linken, oder rechten Hand führt, ob er große oder kleine Mundbissen nimmt. Du hast

doch gewiß schon sehr nichtige und sogar nichtswürdige Sassen gesehen, die ihr silbernes Besteck tabellos führten?

Ohne Zweifel sah ich solche. Und ich will Dir eingestehen, daß ich sehr zufrieden damit gewesen bin, und daß sie mir so ungleich lieber waren, als wenn sie bei ihrer Nichtigkeit oder Schlechtigkeit auch noch plumpe Manieren gehabt hätten. Uebrigens kann ich Dir Deine Frage zurückgeben: Denkst Du, daß ein in jeder Beziehung edler und bedeutender Mensch dadurch verliert, wenn er sich anständig in der Gesellschaft benimmt? In meinen Augen verliert er am Werthe durch Nichtbeachtung dessen, was man Anstand nennt, weil es den hochmüthigsten Egoismus voraussetzt, die Regeln ignoriren zu wollen, welche die gute Gesellschaft sanctionirt hat. Wo viele Menschen in stetem Verkehr sind, haben sie sich gegenseitige Rücksichten und Aufmerksamkeiten zu gönnen. In den amerikanischen Urwäldern mag weniger gütliche herrschen. Dennoch glaub' ich, daß auch dort, sobald mehrere Ansiedler sich vereinen, gewisse Bräuche sich etabliren, die respectirt werden. Wenigstens lieft man dergleichen. Wirkliche Freiheit kann überall nur gedeihen, wo gegenseitige Beschränkungen durch Achtung gefordert und ertragen worden. Ungebundenheit ist die unerträglichste Tyrannei; und wo Jeder wähnt, thun zu dürfen, was ihm gerade beliebt, ohne auf seinesgleichen Rücksicht zu nehmen, da sind Alle Sklaven der Unsitte, die in Pöbelhaftigkeit ausartet.

Hermann pflichtete diesen Ansichten seiner theuren Tante durchaus nicht bei und brachte vielerlei Ein-

wendungen dagegen vor. Er sagte unter Anderem: was sie da verlange, sei bis jetzt noch etwas ganz Vages, Unbestimmtes, hänge von Zufälligkeiten, von Moden ab und wechsele mit diesen. In dieser Koterie gelte für verpönt, was in jener zum guten Ton gehöre. Und zuletzt ließe es gar darauf hinaus, daß irgend ein alter verschimmelter Ceremonienmeister zu entscheiden habe, ob man sich so oder so benehmen solle. Männer von Geist, Wissen und innerem Werth fragen nach solchen Pappalien sicherlich niemals!

Die Tante wurde durch den etwas heftigen Accent dieser Entgegnung nicht im mindesten aus ihrer heiteren Würde gebracht. Wenn Du Deiner Sache so gewiß bist, hob sie lächelnd an, da kann es nicht schaden, daß ich Dir Etwas erzähle, was hierher gehört. Es ist schon eine hübsche Reihe von Jahren her, seit ich meine letzte größere Vergnügungsreise machte und in Begleitung der guten, kürzlich verstorbenen Baronin Kobelsdorf auch nach Dresden kam. Wir hatten uns vorgesezt, einige Tage dort zu verleben und einige Parteen in jener Miniaturschweiz zu machen, mit welcher man vorlieb nehmen muß, wenn man sich bis in die wirkliche nicht wagt. Du erinnerst Dich ja noch aus Deiner Kinderzeit auf die Baronin, die mit mir auch in Eichenau gewesen ist? Eine liebe, recht gebildete Dame, nur von einer Ueberschwänglichkeit der Gefühle und von einer nervösen Zartheit, daß sie manchmal verhimmeln wollte, und ich unterwegs mehr wie einmal fürchtete, sie würde mir unter den Händen zergehen und sich in Sentimentalität

auflösen, welche nun wieder meine Sache nicht gewesen ist. Deshalb wir Beide, sie und ich, das drolligste Zwillingspaar Jean Paul'scher Verehrerinnen bildeten. Sie badete sich mit seinen Duftgestalten im Aether und verabscheute den Humor, den sie nicht verstand, und das niedere Stilleben, welches sie nicht kannte; während ich, von diesen letzteren Elementen entzückt, wieder nicht mit ihr schwärmen und weinen konnte. Deshalb paßten wir so gut zusammen, weil wir so verschiedener Art waren. Der Hesperus, worin Du heute geblättert, ist noch ein Andenken von meiner lieben seligen Kobelsdorf.

Eine andere ihrer liebsten Dichtungen, die sie auch buchstäblich auswendig wußte, war Tiedge's Urania, aus der sie gern einzelne Passagen citirte, um zu beschwichtigen, was sie in ihrer exagerirenden Sprache verzweifelnde Stimmungen nannte, was jedoch bei ihr so sanft auftrat, daß es keiner Fliege Gefahr drohte. Sie setzte denn auch dem schlechten Wetter in Dresden derlei dichterische Trostgründe entgegen, und dadurch sah ich mich veranlaßt, sie aufmerksam zu machen, daß ihr frommer Poet in Dresden wohne und sich für sein altes Leben gern von durchreisenden Verehrerinnen besuchen und anbeten lasse. Das Theater feierte an diesem Abende, wir beschloßen also, uns bei Tiedge ansagen zu lassen, und ich betraute meinen Niklas mit dieser Umbassade, zu welcher ich ihn durch unsere Visitenkarten ausrüstete. Sonst werden dumme Menschen mit zunehmenden Jahren dümmer. Niklas war in seiner Jugend schon, was er heute ist: ich

habe ihn nie anders gekannt, und deshalb hab' ich ihm auch nie verwickelte Botschaften zugemuthet. Dieser einfachen glaubte ich ihn gewachsen.

Verzeih', Tanten, daß ich unterbreche; weshalb hast Du Herrn Niklas denn nicht schon im ersten Jahre den Laufpaß gegeben?

Weshalb? Weil er mir nicht viel verderben kann; was wichtig ist, besorgt Christiane oder ich selbst. Und was wäre denn aus ihm geworden, hätt' ich ihn fortgeschickt? Das will ja doch auch leben, pflegt Dein Papa zu sagen. Und er ist so zufrieden mit sich, hält so viel von seinem Werthe, ist so überzeugt, daß ich ohne ihn nicht existiren könnte . . . soll ich sein Glück zerstören? 's wäre Grausamkeit. Außerdem liefert er mir prächtige Geschichten, mit denen ich Glück mache, wenn ich sie bei Hofe erzähle. Ich mag nicht undankbar sein. Sogar die Geschichte, die ich Dir jetzt erzähle, wäre nicht möglich geworden ohne ihn. Laß' mir meinen Niklas! Er brachte uns die Antwort: wir würden sehr willkommen sein und würden um sechs Uhr zum Thee erwartet. Wir hielten pünktlich Stunde, ließen uns in zwei Porteschaisen befördern — (ein Behikel, um dessen orientalische Bequemlichkeit ich die Residenz an der Elbe stets beneidet habe!) — und fanden Niklasen schon am Eingange des Hauses, uns den Weg zu weisen, der sich durch eine enge Gasse von Kisten, Fässern, Ballen wand, wie in der Niederlage eines Spediteurs. Oben empfing uns eine Bierzahl von weiblichen Wesen, deren ein Paar den Müttern, das andere den Töchtern gleich, nur daß mir jegliche

genealogische Kenntniß mangelte. Ich fand mich völlig desorientirt. Meine Kobelsdorf stammelte wohl Etwas von der zarten Sängerin „Elisa von der Rede,“ wurde jedoch sogleich zum Schweigen gebracht durch die Worte: „Vater wird bald erscheinen; — Mein Mann war dieser Tage unpäßlich;“ — und dergleichen mehr. So viel ich wußte, besaß Tiedge weder Frau noch Töchter. Wo befanden wir uns denn? — Jetzt öffnete sich eine Seitenthür; eine gekrümmte Gestalt trat herein, und auf dieser saß ein Kopf, dessen edle Schönheit frappirte, ehe er noch den Mund öffnete, uns zu begrüßen. Als dieser jedoch an die stumme Dame in der Sophaecke die Frage richtete: „Geht es Ihnen besser, theure Gräfin?“ wußte ich alles: wir waren bei Ludwig Tieck. Und ich pries meinen Niklas, ohne dessen Dummheit es mir nimmer so gut geworden wäre, meine Reisegefährtin zum Dichter des Phantasus zu bringen, über dessen Haushalt und Familienverhältnisse die wundersamsten Märchen im Gange sind, die er selbst nicht wunderbarer hätte ausfinden können für seine Schriften. Anfänglich schnitt die Kobelsdorf gefährliche Gesichter. Wie aber Tieck seine Lippen rührte und seine Augen leuchten ließ, gab auch sie sich bald in ihr Schicksal und hing an ihm schier verzaubert. Wer Ludwig Tieck sprechen hörte und sah, wird das begreifen — und Du magst es auch noch aus eigener Erfahrung zu erproben suchen, mein Hermännchen, wenn Dich das gute Glück einmal nach Dresden führt. Er las an diesem mir ewig unvergeßlichen Abende nicht vor; entweder weil er sich angegriffen fühlte



von einem kaum überstandenen katarthaischen Fieber, oder auch weil ihm das anwesende Publikum zu klein dünkte für eine seiner künstlerischen Productionen. Dafür suchte er die Bewegung, die der faule Spaziergänger sich allabendlich zur Verdauung vorschrieb, wenn nicht Shakspeare recitirend, doch redend zu machen; denn er sprach viel und herrlich, so daß ich wahrscheinlich mehr davon hatte, wie von einer Tragödie, welche daheim nachzuholen mir Zeit genug blieb. Ich habe mir verschiedene seiner Aeußerungen aufgeschrieben. Eine derselben steht mir fest in der Erinnerung, nicht bloß, weil er sie mit einer wahrhaft noblen Aufwallung zorniger Hestigkeit vorgetragen, mehr noch, weil sie glorreich aussprach, was ich so häufig gedacht hatte. Und um sie Dir zu wiederholen, habe ich jetzt eine so lange Einleitung vorangehen lassen. Er sagte: „Es wäre Unsinn, begehren zu wollen, was nur Wenigen gegeben ward, vornehmen Rang und Reichthum. Doch auch der Geringste vermag sich zu verschaffen, was ich begehre: die Entfernung des Widerwärtigen, Gemeinen, wodurch uns das Dasein so erbärmlich gemacht wird. Den wahren Gentleman wird man, sei er im Gefängniß und in Fesseln, immer noch vom gemeinen Menschen unterscheiden können. Ein Solcher zu werden mag sich ein Jeder bestreben, der die Fähigkeit in sich fühlt. Und gelingt ihm das, dann wird ihm von dieser Seite wenigstens Anerkennung nie fehlen. Ich will meistens über Bosheit und Schlechtigkeit der Menschen, die mir nicht innerlich verbunden sind, bald hinweg kommen. Diese

treffen mich nur, insofern ich mich davon berühren lassen will. Aber jene klägliche, alltägliche Gemeinheit, die sich im Sitzen und Stehen, Gähnen und Sprechen, Schweigen und Schwätzen, Essen und Trinken kundgibt, die sich mir so häufig aufdrängt, die mich elend machen, kann mir die Freude am Leben verbittern. Gute Erziehung, Feinheit des Betragens sind mir immer ein unentbehrliches Element gewesen, um nur zum Bewußtsein zu kommen, daß ich eine Seele im Leibe habe." So spricht Ludwig Tieck, der Sohn eines Handwerkers, der keine anderen Ansprüche an Adeln aufzuweisen hat und keine anderen geltend machen will, als die ihm sein Genie, seine Gelehrsamkeit sicherten. Meinst Du nicht, Hermann, daß der Sohn des Grafen Eichengrün auf Eichenau wohlthun würde, eben so zu sprechen, eben so zu handeln, da ihn seine Geburt recht eigentlich darauf hinweist, und da er — bis jetzt wenigstens — weder Gelehrsamkeit, noch dichterisches Talent, noch irgend andere geistige Verdienste aufzuweisen hat, mit denen er unfeine Sitten bedecken und verhüllen kann? Artigkeit und Keuschheit gegen Jedermann, Beobachtung der Schicklichkeit in geselligen Formen sind die geringsten Eigenschaften eines vollkommenen Kavaliere; deshalb auch die unentbehrlichsten. Wer sich nicht einmal die Mühe giebt, so leichte Pflichten zu erfüllen, wie viel schwerere Vernachlässigungen wird sich der zu Schulden kommen lassen, wo es sich um schwerere Pflichten handelt!? Die Uniform macht den guten Soldaten noch lange nicht, ich weiß es wohl. Dennoch wird man be-

rechtiget sein, im Voraus übel zu denken von allen höhern Eigenschaften des Kriegers, der seinen Anzug vernachlässiget; man wird den Schluß ziehen, er achte seinen Stand nicht, weil er dem Kleide dieses Standes keine Achtung gönnt. Feinheit des geselligen Betragens ist des Adelsstandes Kleid. Daß so Viele, die Adelshochmuth schnauben, dieses Kleid bes Flecken oder zereissen, ist keine der unbedeutendsten Ursachen für die weitergreifende Geringschätzung der Adelligen. Die Herren vergessen ihr ABC; was Wunder, wenn sie dann, anstatt flüssig zu lesen, mühsam und unbeholfen buchstabiren! Ich habe Gott sei's geklagt, heutzutage Schneider- und Schuster, gesellen gesehen, die ungleich bessere Manieren zeigten, ungleich weniger den geselligen Anstand verletzen, als manche Söhne großer Häuser. Soll man's dem sogenannten Pöbel verargen, wenn er Vergleiche zieht und nach verständiger Ueberlegung geradezu ausspricht: so gut wie diese plumpen, rohen, ungeschickten Bengel sind wir zehn Mal. Und dann geht das Volk weiter und gelangt bis zu der Ansicht: mit dem Adel ist es überhaupt vorbei; nicht einmal durch edelmännisches Benehmen zeichnet er sich mehr vor uns aus. Und da läuft der hochgeborene Jüngling durch die Gasse, seine Cigarre im Maul, spricht den nächsten besten Tagelöhner um Feuer an, dampft nach rechts und links wie ein Lohnkutscherknecht und entblödet sich nicht, wenn er mir begegnet, mich anzureden, anzuräuchern, mir auch vielleicht einige Asche auf's Haupt zu streuen, ein halbes Jahr vor Aschermittwoch. Dieses se laissez aller bringt er von der

Gasse in's Haus, aus dem Kreise seiner Gefährten in den Speisesaal, von der Eltern Tafel in den Salon mit und auf den Ball. Zu meiner Zeit tanzte man mit Roswärtern, Stallungen und Focke's nur bei Erntefranzesten auf dem Rasen, dies nur einmal im Jahre. Unsere jungen Fräulein müssen sich's öfter gefallen lassen, und seitdem es auch auf öffentlichen Tanzböden nur noch Fräuleins giebt, werden die Töchter vornehmer Familien wie die ehemaligen Mamsells behandelt, was zartere Aufmerksamkeit und verbindliche Grazie von Seiten ihrer Herren Tänzer und Standes-Genossen betrifft. Ich beschwöre Dich, mein guter Junge, wenn Du noch ein Bißchen Liebe für die alte Tante Barbara im Herzen spürst, thu' ihr das Herzeleid nicht an, die Humanität moderner Philanthropie in der Bestialität plebejer Mäuren zu suchen. Sei Demokrat, wenn Du pour le moment nicht anders kannst, — lange wirst Du's ohnehin nicht bleiben, dafür laß' ich die edlen Volksfreunde selbst sorgen! — aber höre als solcher nicht auf, Dich zu kleiden, zu tragen, zu gehen, zu reden, bei Tische zu sitzen, Messer und Gabel zu führen, wie die Aristokraten. So lange Du Dich benimmst *comme il faut*, brauch' ich Dich noch nicht verloren zu geben.

Aber sich'rer ist sich'rer, denkt mein Tantchen, darum soll ich zweierlei Tuch tragen und zur Fahne schwören!? Nun, ich hab' mir's überlegt. Ich habe jetzt zu Pferde an Deinen Herrn Ludwig Tieck gedacht, ohne zu ahnen, daß Du mir seine Citate so boshaft vorhalten würdest. Ich habe laut gelacht, weil mir eine der verrückten Komö-

dieen einsiel, worin er sich über Alles lustig macht, und wo König Skaramuz auf dem Esel, der für Pegasus gilt, eine Abhandlung über den Nutzen der Familiengemälde reitet. Ich kam mir ein wenig skaramuzzisch vor und ritt eine Abhandlung vom Gehorsam des kleinen Hermann für seine alte Tante Barbara. Du sollst Deinen Willen haben, Vater soll seinen Willen haben, ich will meinen Willen nach dem Deinigen fügen; mache mit mir und aus mir, was Du zu thun für gut hältst. Das aber sag' ich Dir im Voraus, Tante, zur geschürzten Zierpuppe, die auf Taille schwört und als Weste um die Süßigkeiten der *crème de la crème* summt, laß ich mich nicht machen. Einen *danseur de princesses*, wie Bruder Theodor seine Freunde, die Herren Lieutenants, zu nennen pflegte, erzieht Ihr nicht in mir. Ich gehe geraden Schrittes auf den Kriegsminister los und bleibe fern von der *haute volée*. Ein paar gleichgesinnte Kameraden will ich mir schon finden.

Schon recht, mein Junge, darüber wollen wir uns nicht entzweien. In der Nähe mag Dir Manches ganz anders erscheinen, als Du es aus der Ferne gesehen. Kommt Zeit, kommt Rath. Für's Erste sei von Herzen bedankt, daß Du nachgiebst und Dich fügst! Du bist also noch unser guter, treuer Hermann; bist noch der Sohn meines Herzens; vertraust noch Deiner ehrlichen alten Barbara. Sie hat es um Dich verdient und wird nicht aufhören es zu verdienen, wenn Gott ihr das Leben läßt. Sieh, da kommt Vater durch den Garten herauf, steuert der Terrasse zu, und hinter uns schrei-

tet Meister Lobesam aus der Sala Terrina; hat seinen Gebieter schon geahnt, hinter der Thüre auf ihn gelauert, — und wahrscheinlich nebenbei unserm Gespräche einige Aufmerksamkeit geschenkt, denn er besitzt ein scharfes Gehör.

Barbara's Muthmaßung erwies sich als richtig. Denn der Haushofmeister ging alsbald seinem Grafen entgegen, wie wenn er das plaudernde Paar in nächster Nähe weder gehört noch gesehen hätte. Offenbar wollte er der Erste sein, der Tante erfolgreichen Sieg zu verkünden. Und er mußte das auch sehr geschwind und sehr eindringlich gethan haben. Als der Graf die Terrasse betrat, war seine Excellenz voll Zärtlichkeit für Schwester und Sohn.

Es wurde stehenden Fußes beschlossen, daß Hermann gar nicht erst in die Akademie zurückkehren, sondern von Eichenau geraden Weges nach der Residenz reisen werde, wo Tante Barbara, schon vor ihm eingetroffen, Alles für den besten Fortgang der Sache zu thun sich verpflichtete. Es kostet mich, seufzte sie, allerdings meine schönsten Wochen im Jahre; ich muß die himmlische Luft der alten trauten Heimath hingeben für den Sandstaub breiter Gassen; muß charmant sein mit einer halben Armee von Stabsofficieren, die mir, das weiß ich, hinter'm Rücken unzählige „alte Jungfern und langweilige Plaudertaschen“ nachschicken, die aber in's Gesicht doch zukommend sind, weil sie wissen, unser Allergnädigster ist mir gewogen. Bei Hofe darf ich auch nicht fehlen, wenn irgend eine Veranlassung stattfindet, sich dort zu zeigen

... und dies Alles für Dich, Du Undankbarer, der Du Dich dabei anstellst, als brächtest Du uns das größte Opfer. Doch wie ist es denn, Ulrich, sprach sie zu ihrem Bruder gewendet, hast Du mir Briefe oder Aufträge mitzugeben? Ich reise morgen, — denn Du weißt, ich reise nicht schnell, und wenn ich Eile habe einzutreffen, seh' ich mich genöthiget, früher aufzubrechen, als jeder andere vernünftige Mensch. Soll ich Dir einen Auftrag bestellen? Ich bin zuverlässig, dafür kennst Du mich. Ist an Theodor Etwas auszurichten?

Ich habe ihm vorgestern ein langes Schreiben übersendet, erwiderte der Graf.

Doch darin konntest Du ihm noch Nichts von seines Bruders Ankunft melden?

Allerdings nicht, Barbara. Und hätt' ich ... hier unterbroch sich seine Excellenz: ist Lobesam noch bei Wege?

Nein, bester Vater.

So geh' ihm nach, Hermann; er soll Sorge tragen, daß Morgen in aller Frühe ein Küchenwagen vorangehe nach Waldbrand. Wir wollen Deiner Tante das Geleite geben bis an die letzte Grenze der Herrschaft, um dort wenigstens noch mit ihr zu speisen. Nur ein Gabelfrühstück, hörst Du? Und im Freien, in des Verwalters Garten, denn in seinen Wohnzimmern sieht es nicht sehr appetitlich aus. Von dort hast Du noch ein halbes Stündchen bis zur Station, Barbara ...

Hermann war schon gegangen.

Hätte ich, fuhr Graf Eichengrün fort, vorgestern schon

gewußt, welche Wendung Hermann's Zukunft nehmen würde, ich hätte an Theodor darüber dennoch keine Silbe geschrieben. Erstens fürchte ich, es wird ihm höchst gleichgiltig sein, was sein Bruder beginnt, und zweitens wünsche ich gerade nicht, daß sie viel mit einander verkehren.

Wie soll ich das deuten? fragte Barbara. Findest Du den armen Hermann unwürdig, daß er des vertrauten Umgangs mit Deinem Liebling theilhaftig werde?

Sei nicht so boshaft und stelle Dich nicht so naiv und unschuldig an. Erstens weißt Du, was ich gestern über diesen Gegenstand geäußert, und zweitens weißt Du ja auch, wie ich für Hermann empfinde, — und Du weißt auch, weshalb Theodor's Beispiel ihm bei seinem ersten Eintritte in die Welt mehr schädlich als nützlich wäre!

Hm, hm, machte die Aebtissin; das ist mir doch nicht recht klar. Ich habe Dich so häufig Theodor's Lob aus allen Tönen singen hören . . .

Vor Fremden vielleicht. Das ist in der Ordnung. Es läßt sich viel Gutes von ihm sagen. Er ist ein vollkommener Edelmann, und in dieser Beziehung giebt es kein besseres Beispiel für seinen Bruder. Doch in manchen anderen Dingen . . .

Da bist Du, wo ich Dich haben wollte, mein Freund. Ist Graf Theodor, wie Du versicherst, ein vollkommener Edelmann, nach meinen Begriffen . . .

Ja, nach Deinen Begriffen, Schwester! Das ist wieder ein anderes Ding. Die Begriffe einer bejahrten, verehrungswürdigen Stiftsdame, mögen sie die geist-



vollsten und edelsten sein, müssen nothwendigerweise sehr abweichen von den meinigen —

Warum sollten sie das? Es kann nur eine Wahrheit geben!

Nur eine ideale, zugestanden. In der Realität zerfällt sie, den Verhältnissen, den Individualitäten angemessen, in unzählige Unterschiede. Nach Deinen Begriffen wäre vielleicht auch ich nicht, was Du einen Edelmann nennst? wäre auch ich kein „seigneur,“ der das Ideal erreicht?

Deine hohen, herrlichen Eigenschaften freudig anzuerkennen ist Deine Schwester die Erste. Und wehe dem, der es in meiner Gegenwart wagen sollte, einen Zweifel dawider zu erheben! Er würde erfahren, daß eine alte Jungfernzunge schärfer trifft, wie der schärfste Dolch. Entre nous aber will ich Dir nicht verschweigen, daß ich Manches an Dir auszusprechen habe.

Ich kenne das, Barbara, und ich erlasse Dir die Capitulation meiner Sünden. Du begehrst einen Engel zum Bruder. Mache das mit unserm Hergott aus, der auch die Söhne der ältesten Geschlechter als Menschenkinder geboren werden läßt. Warum soll ich besser sein, als alle Wesen von Fleisch und Blut?

Warum? Weil Du vornehmer sein willst als ich! Das ist sehr einfach, Ulrich. Jede Auseinandersetzung darf ich mir sparen. Ich wiederhole nur mein ewiges Noblesse oblige. Bei Gelegenheit vernachlässigter Mantelren an der Tafel sagte ich es heute Deinem Sohne, und ich sage es jetzt Dir bei Gelegenheit gewisser unnenn-

barer Vernachlässigungen (um es nicht schlimmer zu taufen)! Der Adel würde gar keine Feinde haben können, wär' er nicht, jetzt mehr als je, sein eigener Feind geworden. Die Menschheit im Allgemeinen verlangt es gar nicht besser, als verehren zu dürfen; ja, dieses eingeborene Bedürfnis ist so vorherrschend, daß es in Ermangelung würdiger Gegenstände sogar mit unwürdigen vorlieb nimmt. Nur durch die bisweilen totale Versunkenheit großer Herren ist es dahin gekommen, daß einzelne Stimmen gegen den Adel überhaupt Wiederklang im Volke fanden; daß nach und nach die Aristokratie gehaßt — oder verspottet wurde, — je nachdem! Das ist gegenwärtig sehr weit eingerissen, ich geb' es zu. Ein Jeder von Euch trägt sein Stückchen Schuld an diesem Verfall. Und die größte Schuld ladet Ihr Euch dadurch auf, daß Ihr durch hochfahrendes Wesen, durch unzeitigen Hochmuth, durch Exklusivität im geselligen Verkehr zu ersetzen wähnt, woran es sonst fehlt. Ihr meint Euch für den Verlust nach Außen durch übertriebenen Kastengeist nach Innen zu entschädigen und gleichet den Kindern, welche der Gefahr des Gewitters zu entgehen glauben, wenn sie in Kissen versteckt, die Augen dem Blitze, die Ohren dem Donner verschließen.

Von mir gilt das gewiß nicht, Barbara. Ich gehe fast mit Niemand um, der mir ebenbürtig ist. Ich lebe hier auf dem Lande, und . . .

Was wieder zu andern Klagen Anlaß gäbe, — wenn ich nicht vorzöge, darüber zu schweigen. Jene Bemerkungen, die mir wider Willen entschlüpfen, galten nicht

Dir. Sie richteten sich auf jene Kreise, in welche mich jetzt meine Pflicht für Hermann auf einige Wochen zwingen wird. Auch sollten sie mir nur zum Uebergange dienen für eine Behauptung, die ich durchzusetzen den Muth hätte vor jeder Versammlung unserer Standesgenossen.

Und sie lautet?

Mitten unter den aufgeregtesten Elementen widerstrebender Gleichmachungsversuche, im Geschrei der wildesten Demokraten, mögen diese nun von fanatischen Theorien, mögen sie von ganz ordinärem gemeinem Neide angetrieben sein, wird ein wahrer, wirklicher Edelmann, ein Kavalier nach meinem Sinne, nicht allein unangefochtenen, erhabenen Hauptes einhergehen; er wird auch im unverkümmerten Genusse jener Vorrechte verbleiben, die unbedingte Ehrerbietung und Anerkennung seinen Vorfahren in einer zur Unterwürfigkeit mehr geeigneten Epoche sonder Grübeln und Widerspruch darzubringen gewohnt waren. Du selbst verwirklicht meine Ansicht durch die Stellung, welche Du hier einnimmst, schon theilweise; und was daran etwa noch mangelt, entgeht ihr eben nur durch Dich. So redet eine Schwester zu Dir, welche die erste Pflegerin Deiner Kindheit war, unter vier Augen. Ghe sie vor Zeugen derlei Zugeständnisse machte, würde sie sich in Stücke zerhauen lassen. Und davon genug. Den Sinn meiner Worte hast Du aufgefaßt. Weiter zu gehen hab' ich keine Berechtigung. Was aber Deine Söhne anbelangt, so hab' ich auch den Sinn Deiner Worte hin-

reichend verstanden, nachdem ich in vergangener Nacht ernstlich darüber und über die beiden Brüder nachgesonnen. Ich befürchte Nichts mehr von Theodor für Hermann. Sie sind zu gesonderte Naturen, um sich anzuziehen. Theodor wird sich, wie Du sehr richtig bemerktest, nicht darnach sehnen, Hermann zum Beobachter seines großstädtischen Treibens zu machen und sich in Person eines jüngeren, unerfahrenen Bruders ein Bleigewicht anzuhängen; Hermann in seiner Treuherzigkeit wird sich von Theodor's kaltem diplomatischem Wesen, von dieser auf alle Menschen verächtlich herablächelnden Ironie durchaus nicht angezogen fühlen. Jeder wird seine eigenen Wege gehen, und das wird für Beide das Beste sein.

Graf Eichengrün ergriff seiner Schwester Hand: Wie gut Du bist, alte Barbara; wie umsichtig und verständig! Nicht wahr, Du hältst mich nicht im Verdacht, daß ich ernstlich ungerecht gegen meinen jüngeren Sohn, daß er im Vergleich mit Theodor zurückgesetzt sei?

Zurückgesetzt ist er an und für sich durch seine Geburt schon, wie jedweder zweite Sohn eines Majoratsinhabers. Dadurch rückt dem Vater die Pflicht um so näher, den von Haus aus zu kurz gekommenen möglichst zu entschädigen. Und diese Pflicht glaub' ich, erkennst Du innerlich an, liegst ihr im Stillen ob und arbeitest für Hermann's Zukunft mit der That, während Du ihm mit strengen Worten jede Aussicht nehmen zu wollen scheinst. Dabei jedoch schimpfst Du mentalement (denn es laut zu thun, wagst Du nicht vor Andern, am allerwenigsten

vor Deinem Herrn Nachfolger,) auf das löbliche Institut der Majorate, Fideikommiſſe et caetera — wobei auch der armen Schwester Barbara ihre wohlzugemessene Portion an stillen Verwünschungen nicht vor-  
 enthalten wird, weil sie entschieden für die Stiftung dieses Majorates mitgewirkt.

Verwünschungen? O nein, Barbara. Ich weiß genug von dem, was Du für mich, für unser Haus gethan, um Dich bewundernd zu segnen. Auch würde es mich schlecht kleiden, wollt' ich als Gegner der Majorate auftreten, und im Herzen erkenn' ich vollgiltig an, welchen Nutzen sie nicht allein dem Glanze großer Familien, sondern auch dem Staate, dem Ganzen, der Armuth zunächst gewähren. Die abgeschmackte, unpraktische Lehre vom zerstückelten und in einzelne Ackerbeete vertheilten Besitze, wie sie jetzt überall aufduckt, hat an mir wahrhaftig keinen Partisan; ich weiß am besten, was ein großer Besitzer, ein wirklicher Magnat Gutes und Großes für's Allgemeine fördern kann, — und ich hoffe darin meinen Mann gestellt zu haben. Auch bin ich nicht der Thor, darüber zu klagen, daß von mehreren Kindern eines Alles oder doch das Meiste, die Uebrigen nur eine geringe Rente bekommen. Was schadet das? Die Töchter des Hauses wird es lehren, hübsch liebendwürdig zu sein und löblich in holder Weiblichkeit, damit sie Männer um ihrer Eigenschaften willen kriegen. . . (Wenn sie Männer kriegen wollen, warf Barbara dazwischen ein) — — und die jungen Herren sollen ernstlich beherzigen, daß manches braven Beamten oder

Gelehrten, Künstlers, Bürgers Ebhne noch zehn Mal weniger haben, trotzdem ihr Vater nicht als Majoratsherr, sondern tout simplement als armer Mann starb. Ich finde es ganz in der Ordnung, daß die vierte und fünfte Tochter des Grafen Kазengold und der dritte Sohn des Freiherrn Morgenroth nicht einen Pfennig mehr haben sollen, als die Erben des Schulmeisters Hünze und des Käsekrämers Kunze; denn sie haben nicht ein Krümchen größeren Anspruchs auf Erdenglück nachzuweisen, als jener ehrlichen Leute Sprößlinge. Im Gegentheile vielleicht! Aber was ich nicht in der Ordnung finde, ja, was ich für eine schreiende Ungerechtigkeit erkläre, daß Rang und Name nicht dem Majoraterben allein verbleiben, daß auch der jüngere Sohn beides als einen unbequemen, ihn oft belästigenden Schmuck mit auf seinen Hals laden muß. Wir ahmen den Herren Engländern so viele Narrheiten nach; warum denn nicht das Wichtigste im alten Grundbau ihrer Aristokratie? Darin hat unser seliger Vater gefehlt. Er dachte nicht daran, weil er nur einen Sohn hatte, dem Du mit vollen Händen zuwenden halfst, was auch Dir gehörte. Aber wie viel bequemer und besser wär's, hieße unser Hermann ganz kurz: „Hermann Eichen!“ Wie vielen Beschwerlichkeiten, Rücksichten, Reibungen wäre abgeholfen! Wie viel freier und selbstständiger stände er da, — und auch ich, mit meinen aufrichtigen Wünschen und Absichten für ihn!

Vielleicht, Ulrich. Vielleicht auch nicht. Da gibt es viel zu durchdenken . . . und zuletzt halte ich mich an die

Wirklichkeit. Diese zu nehmen, wie sie ist, sie günstig zu gestalten, bleibt unsere nächste Aufgabe. Hermann heißt Graf, er führt einen edlen Namen, er hat diesem Namen Ehre zu machen. Du nennst es einen unbequemen Schmuck, eine Last? Je leichter ein gerader, kräftiger Nacken sie tragen lernt, desto größer der Ruhm, der gerechte, bescheidene Stolz. — Nicht wahr, Hermann — da kommt er, Dich zum Abendessen zu rufen, — nicht wahr, ich habe Recht?

Immer, Tante, Du hast immer Recht.

Und wie heißt der Wahlspruch, über den wir einen ganzen geschlagenen Tag debattiren mußten, bis wir einig wurden?

Noblesse oblige!

Da hörst Du's, Bruder. Setzt zu Tische: Du wirst's nöthig haben nach Deinen Exkursionen.

---

Sie aßen doch wenig und saßen still beisammen. Daß morgen schon Tante Barbara wieder abreisen werde, wußte bereits die Dienerschaft, und eine so ungewöhnliche Abförmung des heurigen Besuches stimmte Alle traurig, vom Haushofmeister bis zum letzten Lakai herab. War es doch auch kein Geheimniß mehr im Schlosse, — denn Niklas wie Christiane hatten es angedeutet, — daß der Nebtissin plögllicher Ausbruch in Hermann's Angelegenheiten unternommen, daß dieser ihr bald folgen, daß er „unter die Soldaten gehen“ werde. Die Sache kam so rasch; es schien so Etwas von: „väterlicher Gewalt“

dahinter zu stecken. Am Ende wohl gar Einflüsse des Grafen Theodor, der den jüngeren Bruder nicht gern in der Nähe seiner Excellenz wisse? — Lobesam hatte gut Stillschweigen zu gebieten, nicht vermochte er das Geflüster zu verhindern, welches immer wieder anhub, sobald ihrer Zwei die Köpfe am Büffet zusammensteckten. Hermann's Ernst, seine fast feierliche Nührung der Tante gegenüber, die inniger als sonst zum Vater gewendeten Augen, Alles, was wir uns zum Besten deuten, worin wir, wie wir dem Laufe des Tages folgten, gemüthvolles Vertrauen lesen, schien den am Tische Aufwartenden das Gepräge einer düsteren Abschiedsstimmung zu tragen. Auf diese Weise ging das Souper zu Ende, die Herrschaft zu Bette, die Dienerschaft auseinander, und über Schloß Eichenau senkte sich das Schweigen der Nacht, nur unterbrochen durch das nie verstummende Geschwäg der Eicha, welche ihren Stamm- und Namensvettern in's Schlafgemach hinauf zuflüsterte: Was macht Ihr Euch doch für unnütze und langweilige Bedenklichkeiten, Ihr Menschenkinder! Wenn ich so sorgsam jedes Steinchen auf meinem Pfade prüfen und mustern wollte, ich käm' ja nicht aus der Stelle! Ueber die kleinen schlüpf' ich hinweg, um die großen hüpf' ich herum! Macht's auch so! Macht's auch so!

Die im Schlosse schlummerten oder im Einschlafen begriffen waren, hörten des vorlauten, fecken Bergbächleins Geflüster. Ein Jeder legte sich's auf seine Weise aus. Dem Excellenzherrs, dem jungen Grafen Hermann, der Tante Barbara, Allen hatte die Eicha das



erste Wiegenlied gesungen. Der vertraute Klang ihrer Stimme wiegte sie auch heute in Schlaf, jede Sorge verschaukelnd. Gestärkt, erfrischt und ermuntert traten sie nächsten Morgens die Fahrt bis Waldbrand zusammen an. Dort erwarteten sie Barbara's Kutsche sammt Christiane und Niklas und das Gabelfrühstück, welches Eobesam so kopiß als möglich angeordnet. Bruder und Schwester nahmen dann wieder auf ein Jahr Abschied. Ihrem lieben Hermann rief Barbara aus dem Wagen zu: In vierzehn Tagen spätestens kommst Du mir nach, mein Junge!

Und wir, sagte der Graf, wir, mein Sohn, wollen diese vierzehn Tage benützen, uns über viele Dinge herzlich auszusprechen und Manches wegzuräumen, was zwischen uns stand. Meinst Du nicht auch?

---

## Sechstes Kapitel.

---

Tante Barbara hat ihre Sachen schnell und gut geordnet. Noch nicht zehn Monate sind vergangen, seitdem wir sie von Waldbrand aus ihre Reise antreten sahen; — sie sitzt längst wieder im stillen Stifte zu Friedhain . . . . . aber durch die Gassen der Residenz bewegt sich leichten, doch festen männlichen Schrittes ein sehr junger Fährndrich, der in Gang, Haltung, Geberde unwiderleglich darthut, welchen günstigen Einfluß die rück-sichtslose Strenge eines alten, mit dem Kreuze gezierten

Exerciermeisters auf seine lange Figur ausgeübt hat. Er hat sich in der kurzen Zeit merklich verändert; dennoch erkennen wir in ihm auf den ersten Blick Grafen Hermann Eichengrün. Offenbar kommt er aus der Militärschule; er trägt einige Feste in der Hand, mit denen er nicht recht weiß wohin. Die Taschen des Uniformrockes haben nicht Umfang genug, die ihm lästigen Papiere zu bergen. Hermann schwankt einen Augenblick, ob er sich ihrer nicht entledigen und sie in seine Wohnung tragen soll. Doch er zieht erst seine Uhr, und wahrscheinlich dünkt ihm die Zeit zu kurz, einen so weiten Weg zu machen. Er fürchtet Etwas zu versäumen. Er entschließt sich kurz und gut. Er wickelt seine Feste in eine Rolle zusammen, umschließt diese mit fünf kräftigen Fingern, deren Druck das unscheinbarste Volumen zusammenzupressen sucht, und greift sodann mit langen Beinen tüchtig aus.

Was muß er vorhaben, der junge Herr? Er wendet sich einer Seite der großen Stadt zu, die seinen Obliegenheiten fern ist, wo er gar Nichts zu suchen hat.

Ei, wir wollen ihm folgen! Müssen doch in Erfahrung bringen, was er treibt, oder was ihn treibt.

Er geht über einige Plätze, durch einige breite Gassen, jetzt schwebt er über jene Brücke, — will er über das Geländer hinab in den Fluß springen? Oder nein, dieser hebende, schwebende Gang ist nur ein Merkmal seiner freudig erregten Seelenstimmung. So geht ein Liebesder! So lächelt die jugendliche, erste Liebe rein und menschenfreundlich in's Straßengewühl, ohne sich durch

hemmende Fuhrwerke, unvorsichtige Kutscher, grobe Lastträger, vorübergehende Rippenstöße im Geringsten aus ihrer Seligkeit bringen zu lassen. Nur Einer, der zum ersten Male liebt und auf die Begegnung dieser Liebe hoffend wonnevoll seinen Pfad wandelt, kann den verfluchten Kerls, die allen Polizeibefehlen zum Troste mit Schlächterkarren oder haushoch vollgepackten Tragen den Bürgersteig verengen, so resignirt das Feld überlassen, ohne auch nur einen leisen Fluch auszustossen. Er sieht ja gar Nichts davon. Er erblickt weder die Trottoir-Frevler, noch ihre Karren und Tragen, noch überhaupt die Vorübergehenden, sollten auch allerliebste Gesichter unter Hüten hervor sich nach ihm wenden, welche sie dem Frühling zu Ehren heute das erste Mal auf den Locken tragen. Was fragt er nach Locken, Hüten und Gesichtern!? Was fragt er sogar nach dem Major, der drüben auf der andern Seite die lange Gasse heraufkommt, schon die Hand nach dem Kopfe führt zu nachlässigem Danke für einen ihm gebührenden respektvollen Gruss und jezt, als dieser ausbleibt, weil der Liebende einen Major so wenig wahrgenommen, als sonst irgend Etwas, zwischen den Zähnen murmelt: Diesem Zähndrich soll ja das Donnerwetter . . . wie mag er nur heißen? (Zum Glück ist Niemand vorhanden, der die Frage beantworten könnte.) und Hermann fliegt weiter, — denn „gehen“ kann man's nicht nennen — und erreicht nun schon minder belebte Stadtviertel. Bald wird es menschenleer auf dem Steinpflaster; nur selten stolpert ein zum Mittagstische mit der Bürgerglocke Heimkehrender über die kleinen scharf-

lantigen Marterwerkzeuge, die damals in jenen abgelegenen, vernachlässigten Gegenden der Residenz den sogenannten Fahrdramm bildeten. Sogar die fußfeindlichen Riesel stören des Fährndruchs stille Wonne nicht, obwohl sie seinen feinen zierlichen Stiefeln grausam zusetzen. Jetzt hat er die Rosenstraße erreicht. Blüht hier die Blume, die er sucht? Nein, noch ist er nicht am Ziele, er verliert sich in einem Quergäßchen und gewinnt die wahlauer Holzgasse, die sich eine deutsche Meile vor ihm hinzuziehen scheint. Da muß es sein: da muß die Blume blühen, denn er giebt den Sturmschritt auf gegen ein langsames, mehr trippelndes, vorsichtiges Tempo, was beim Soldaten „kurztreten“ heißt. Und wie er sich einem Hause nähert, welches von zwei stattlichen Bäumen, — jetzt freilich noch nicht beschattet, nur erst umknospet, — außerhalb der Reihe der übrigen Häuser, durch grünen Rasen von der Straße getrennt, zwanzig Schritte zurückliegt, da richtet er seine Tritte so künstlich ein, daß sie ihn fast gar nicht vom Flecke bringen. Dort also! In jenem klösterlichen Gebäude haben wir die Blume zu suchen? Er sucht sie auch. Er durchbohrt mit den Augen eine dicke Umhüllung blattreicher Topfgewächse, hinter welcher — und nicht, nur dem Zauberblicke der Liebe, der an Hellseherei reicht, — ein Mädchenkopf sichtbar zu werden scheint. Ha, jetzt theilt eine zarte Hand die üppige Pflanzenmauer, — ein paar Augen blitzen einem paar Augen entgegen — aber das ist ja keine Blume, dort hinter jenem kleinen schwebendem Fenstergarten! Das ist ja erst eine Knospe, die täglich erblühen kann, die aber zu wenig

Sonne hat, zu wenig freie, frische Luft. Das Haus da drinnen im Winkel beherbergt eine „Mädchen-Erziehungs-Anstalt.“ Und die Führerin dieses theuren, im besten Rufe stehenden Institutes kennt kein Erbarmen, was strenge Handhabung der Hausgesetze betrifft. Könnte sie ahnen, daß zwischen zwölf und ein Uhr sich ein Fähn- drich vor ihren Fenstern blicken läßt, daß eine ihrer Pfleg- linge dies benützend nach ihm blickt, daß sie sogar mit ihrem Händchen eine Oeffnung durch's grüne Laub zu machen versucht . . . was würde wohl die Folge sein? Höchst wahrscheinlich das Verbot, je wieder an einem Fenster zu nähen, welches auf die Gasse hinausgeht! Deshalb kann ja ein solches unterjochtes Mädchen gar nicht vorsichtig genug sein und nicht zeitig genug den für einen Moment gemachten Euginöland wieder schließen und fein säuberlich mit bergenden Ephen- und anderen größeren Blättern bedecken.

Graf Hermann müßte nicht so eifrig das Studium der Fortifikationskunst betreiben, wie er doch thut, sollte er nicht wissen, daß seine Augen, mögen sie noch so feurig sein, so weit nicht tragen, um Bresche zu schießen durch jenen grünen Wall. Er kennt auch schon die Taktik der Besatzung an diesem einen Fenster — (um andere be- kümmerst er sich nicht, seitdem er weiß, wo ihr Nähtischchen steht!) — daß sie immer nur ein mal und dies nur flüch- tig recognoscirt; daß sodann kein zweiter Aus-, Fern- und Durchblick von dieser Bastion mehr erfolgt. Von Sturmlaufen ist noch lange nicht die Rede; dazu müßte ihm erst einige Kenntniß in dem inneren Bau der Festung

zu Gebote stehen. Bisher hat er sich vergebens um eine Planzeichnung bemüht, oder vielmehr noch gar Nichts dafür gethan; denn auf geradem Wege wird der Kommandant dergleichen nicht verabsolgen, und heimliche Unterhandlungen durch Spione anzuknüpfen, widerstrebt seiner unschuldigen Redlichkeit. — Er begnügt sich mit diesem Dritttheil einer Minute, die Lebensstoff genug enthält, um vierundzwanzig Stunden zu beseelen, um Tag wie Nacht mit weichen sanften Träumen zu bevölkern, zwischen denen ein fleißiger Fähdrich unangefochten den Studien obliegen und dabei ganz glücklich sein kann. Für heute hab' ich, was ich brauche, sagt er zufrieden und schlägt den Rückweg ein. — weniger schwebend; sein Gang, obwohl immer noch leicht und zierlich, nähert sich, wie er vom umgrüntem Fenster entfernt, mehr und mehr dem Gange anderer irdischen Fähdriche. Ehe noch eine Viertelstunde verronnen, salutirt er schon etwaige Stabs-officiere reglementsmäßig.

Wer ist denn nun die Jungfer im Grünen? Ja, mein lieber Leser, Du hast leicht fragen; Hermann weiß davon soviel wie Du. Und das ist nicht viel. Ihm für's Erste hinreichend genug. Und, Dir und mir, so viel wie gar Nichts. Sie ist Pensionärin der Demoiselle Prudent und bildet in der Bildungs-Anstalt den Uebergang von Kindern zu — schönen Kindern, deren kaum ein älteres, doch kein schöneres vorhanden ist im Institute. So weit reicht Hermann's Wissenschaft. Nicht weiter. Nicht einmal bis zum Taufnamen der Lieblichen, des Familien-Namens erst gar nicht zu gedenken! Gesehen hat er sie

zum ersten Male, als er den Tag nach seiner Einkleidung der gen Friedhain heimreisenden Tante Barbara das Geleit gegeben. Er war mit dieser mehr als mütterlichen Freundin ein Stück Weges außerhalb des Thores gefahren und kehrte nun, noch bewegt vom Abschiede, die Brust voll Dank und Liebe für sie, in die Stadt zurück. Er steckte in seiner neuen Uniform, so meisterhaft diese auch vom berühmtesten Militärschneider angefertigt sein mochte, nicht anders als in einem schweren Panzer von Erz, der ihn überall drückte und einengte. Ihm war nicht leicht zu Sinne, und am liebsten hätte er Reißaus genommen, den Wagen der Tante einzuholen und mit ihr die geliebte Heimath wieder zu erreichen. Er sehnte sich kindisch nach den Bergen um Eichenau, nach den Wäldungen, die er, aller Forstleute Liebling, so oft als Knabe mit ihnen durchstrichen. Das kleine, kürzlich erst angelegte Wäldchen vor dem Stadthore mußte ihm armselig erscheinen bei solchen Erinnerungen. Doch siehe, hinter schlanken, jungen Birken bewegte es sich, lachte, schlüpfte in weißen Gewändern zwischen weißen Baumstämmen hin und wieder: Mademoiselle Prudent hatte die ihr anvertraute Kammerherde zu einem Erholungsständchen in's Freie getrieben, und die armen Dinger, seelenfroh, dem Stall entronnen zu sein, sprangen lustig herum. Nur ein Lamm stand abgesondert, allein, wie ein Fremdling daneben. Gestern erst war es eingeliefert worden, fühlte sich noch nicht vertraut mit den Uebrigen und hing den Kopf. Hermann gab sich wirklich keine Rechenschaft darüber, daß dieses unter vielen andern

dennoch vereinsamte Mädchen auch das schönste von Allen sei. Ihm genügte die sich von selbst aufdrängende Bemerkung, dies sei noch ein Fremdling in jüngstbetretenen Lebenskreisen. Sie ist, meinte er, in ihrer Mädchenschule, was ich in meinem Regimente. Deshalb ging er, ohne sich viel nach ihnen umzusehen, doch so langsam weiter, daß sie ihn bald überholten. Erröthend — er wußte wahrlich nicht, weshalb — senkte er die Augen tief zu Boden, als die kleine Schaar an ihm vorüber trippelte. Die Mädchen gingen Arm in Arm, zu dreien oder paarweise. Demoiselle Prudent bildete die Nachhut, an ihrer Seite befand sich Diejenige, die noch kein Freundschaftsbündniß geschlossen. Erst als sie einen weiten Vorsprung gewonnen, schlug Hermann die Augen wieder empor. Er sah, wie die Heerde durch das Gitterpfortlein in den Gartenraum vor dem uns schon bekannten Hause eingetrieben wurde. Er beschleunigte seinen Schritt. Er kam zurecht, einen Blick aufzufangen, den die letzte der Eintretenden aus der Hausthüre ihm zuwarf. Es war eben nur ein Augenblick, in der doppelten und doppelsinnigen Bedeutung dieses Wortes.

Bei solchen „Augenblicken“ ist das schuldlose Verhältniß der Liebenden bis heute stehen geblieben. Weiter sind sie noch nicht gekommen, die beiden Kinder. Dennoch aber hat Hermann unterlassen, in seinen vertrauten Briefen an Tante Barbara Etwas davon zu erwähnen. Nur so viel hat er angedeutet, daß er von allen wilden Zerstreuungen seiner Kameraden zurückgehalten werde durch eine „kleine Neigung,“ von der ihm unbekannt sei, ob sie



irgend Erwiederung finde. Tante Barbara hatte diese Andeutung nicht aufgenommen; somit glaubte der gute Junge, der ihr stets Aufrichtigkeit gelobt hatte, sich weiterer Bekenntnisse, seine Gefühle betreffend, überhoben. Dem Vater jedoch, dem er wieder kindlich näher getreten war durch die im vergangenen Jahre vor der Abreise zur Residenz mit ihm verlebten Tage, dem wagte er, wie fleißig er an ihn schrieb, auch nicht eine Silbe vom Hause in der wahlauer Holzgasse zu erzählen. Denn der Süngling fürchtete zweierlei: entweder daß der in diesen Dingen immer noch etwas ungebundene alte Herr die Reinheit seiner (allerdings höchst unklaren) Absichten verdächtige; oder daß er, was noch schlimmer wäre, sich darüber lustig mache! Ueber die Heiligkeit einer ersten Liebe versteht und liebt man keinen Spaß; wie ein Jeder wissen und gern bestätigen wird, der nicht etwa mit der zweiten gleich angefangen. Es giebt auch Manche, die gar mit der fünften, sechsten, dreizehnten anfangen! Das sind die richtigen, praktischen Lebe- und Weltmenschen, die, falls sie in der Jugend nicht darauf gehen, gewöhnlich wohlhabende, angesehene Männer werden, mit Verachtung auf alles „unnütze Zeug,“ folglich auch auf die Poesie herablächeln und nicht begreifen, wie Jemand Thränen vergießen kann, außer wenn ihm Schnupftabak oder Cigarrenrauch in's Auge kam! Sie sind in ihrem Rechte, denn ihnen gehört die Erde. Mit Anderen müssen uns mit dem Monde begnügen; der wechselt; — mit den Sternen, die sind fern. Hermann konnte sich an jenem Tage, wo wir ihn auf dem täglichen

Wege zu seinem Heiligthume geleitet haben, an Mond und Sterne nicht wenden, denn es war in den ersten Nachmittagsstunden, und er hatte noch Toilette zu machen. Um drei Uhr sollte er bei seinem Bruder, dem Grafen Theodor sein, der ihm gestern geschrieben:

Ich halte es convenable, kleiner Feldmarschall, daß ich Dir auch wieder einmal zu essen gebe, und erwarte Dich morgen um drei Uhr. Nicht später, weil ich um sechs Uhr in der Oper sein muß, die kleinstädtischer Weise hier zu Lande so früh beginnt; nicht früher, weil ich bis drei Uhr andern Besuch habe. Wer sich auf dieser langweiligen Erde nur erträglich amüsiren will, muß sich eine strenge Zeiteintheilung machen und ordentlich besorgen, sonst mengt er Eines in's Andere, und daraus entstehen Geschmacksverwirrungen, die dem Schönheitsinne Eintrag thun.

Theodor.

Hermann hatte über dieses doktrinäre Billetchen gelächelt; wie er denn bisweilen über seinen Bruder, den Diplomaten und künftigen Majorats Herrn, zu lächeln sich erlaubte: doch wohl verstanden, nur fern von Jenem. Denn Aug' in Auge mit ihm wurde er durch eine gewisse Bangigkeit unterjocht, die weder brüderliche Liebe des Jüngeren zum Aelteren, noch Hochachtung, noch Bewunderung, noch Abneigung an und für sich war, jedoch von jedem dieser verschiedenen Elemente Etwas in sich trug. Und insofern war es doch anders geworden, als es der Ansicht gemäß, über welche Tante Barbara und deren Bruder sich im vorigen Jahre nach kurzem Widerspruch

geeiniget, hätte kommen sollen. In ein naheß, inniges und brüderliches Einvernehmen waren die Brüder noch nicht getreten; darin sollten Vater und Tante für's Erste Recht behalten; aber Theodor's Einfluß auf Hermann schien unvermeidlich, sobald Jener es nur der Mühe werth hielt, ihn geltend zu machen. Das war denn bis jetzt noch nicht geschehen. Der Legationsrath begnügte sich, den Fährndrich alle zwei, drei Wochen einmal zum Essen zu bitten, wie eben auch heute.

Theodor's Diners zählten immer nur drei, höchstens vier Gäste, die von einem Tage zum andern wechselten, je nachdem er sie aus der Unzahl seiner Bekannten herausgriff und zusammenstellte. Diese Zusammenstellung geschah nach sehr unterschiedenen Prinzipien. Wenn er, wie er es selbst nannte, in einem weichen Nachhall seiner unschuldigen Flegeljahre, zwischen „Kalb und Nachtigall, zwischen jungem Fleischerhund und Himmelölerche schwankte,“ da lud er mit sorgfältiger Auswahl einige harmlose Leute zusammen, die gut für einander paßten, und mit denen er auf eine hübsche, gemüthliche Abfütterung rechnen durfte. Befand er sich aber in seinen menschenfeindlichen, ironischen Stimmungen, wo er seinen Tischgenossen gern „Tigerkoteletten und saugende Teufelchen, wie Spanferkel bereitet,“ vorgesetzt hätte, da suchte er sich Menschen mit scharfen Zungen und üblem Willen aus, von denen Einer den Andern möglichst verabscheute, und ergözte sich an ihren Bosheiten, um so mehr, je besser sie verstanden, die äußerlichen Formen seiner Gesellschaft dabei fest zu halten. Er betrachtete

dies als eine Hauptwürze seiner Mahlzeiten, denen er selbst, obgleich sein Koch recht geschickt arbeitete, wenig zusprach. Er nahm gewöhnlich nur von zwei Schüsseln, und von diesen, besonders kräftig und nahrhaft bereitet, nur so viel, daß, wie er meinte: kein Stillstand im Magen eintrete! Essen erschien ihm ein niedriges Bedürfnis; mit ausgesprochenem Vergnügen essen, sei gemein; nur naschen dürfe der wahrhaft vornehme Mensch, wie die Götter von Nektar und Ambrosia eben nur gekostet hätten. Sein Nektar war das erste Glas aus der Champagnerflasche; seine Ambrosia eine Kapphuhnflügel, eine Schnitte Rehbraten, und „ein soupçon“ von Gänseleberpastete.“ Dabei gewährte es ihm Freude, bekannte Gastronomen eifrig schlingen zu sehen. Nirgend, behauptete er, lernt man gründlichere Verachtung der Menschen, als wenn man sie fressen sieht. Und da man, um sich vor lästigen Vertraulichkeiten zu hüten, sehr wohl thut, den Pöbel gering zu schätzen, so thut man auch sehr wohl, einzelne Koryphäen desselben bisweilen zum Diner zu bitten. Daß Graf Theodor „den Pöbel“ nicht ausschließlich auf der Straße suchte, sondern ihn wohl auch in der guten Gesellschaft zu finden wußte, geht schon aus obiger Aeußerung hervor. Hohe Geburt schloß seiner Ansicht nach keinesweges davon aus. Er war in seiner Art ein noch strengerer Vertreter des Wahlspruches, den Tante Barbara von seiner Großmutter geerbt, als diese selbst. Nur aber in seiner Art. Und diese hier auseinander zu setzen, ist nicht Raum und Zeit. Wir werden ja den älteren Bruder näher kennen zu lernen Gelegenheit finden,

indem wir den Lebenslauf des Jüngeren, unseres Helden, verfolgen. Wir haben Hermann auf dem Wege nach seiner Wohnung verlassen, wo er sich umkleiden wollte; jetzt sehen wir ihn seines Bruders Vorzimmer betreten, vom Kammerdiener mit jener zwischen Ergebenheit und Herablassung liegenden Protektion empfangen, die ein vereinstiger Haushofmeister eines vereinstigen Majoratsherrn dem zweiten Sohne des Hauses angedeihen läßt, wenn dieser Nichts weiter ist, als ein auf Avancement harrender Fähdrich, und wenn besagter Kammerdiener voraussetzen Ursache hat, daß der junge Herr bei seinem Herrn gerade nicht sehr viel gilt! Dennoch lag in Hermann's Betragen so viel natürliche Anmuth und jugendlich frische Freundlichkeit, daß von ihrem Hauche sogar die in Antichambres unempfindlich gewordene, kalte Seele sich einigermaßen erwärmt fühlte und in den glatten, untheilnehmenden Zügen des Mannes ein fast zutrauliches Lächeln hervorbrachte.

Mit wem dinitren wir? fragte Hermann, der größere Gesellschaft fürchtete.

Sie sind en trois, tröstete ihn der Kammerdiener: nur noch Baron Fach außer Ihnen. Dabei öffnete er die Thür und ließ ihn eintreten.

Theodor reichte seinem Bruder die Hand, ohne sich dabei vom Fauteuil zu erheben, warf einen Blick nach der kleinen, alterthümlichen Stoduhr (die sich in diesem Salon ausnahm, wie wenn sie aus der Eichenauer Ahnengruft herausgesendet sei, eines vergangenen Jahrhunderts längst verflungene Stunden nachzuschlagen!)

und sagte dann: Auf die Minute! das ist löblich; Pünktlichkeit ist die Tugend der Monarchen und ihrer Soldaten. Hierauf stellte er dem „Kammerherrn Baron Fack den Fährndrich“ vor. Die Beiden sahen sich zum ersten Male. Hermann hatte schon oft den Freund des Bruders nennen hören. Jetzt betrachtete er ihn und fand sich sehr frappirt von dem Anblick. Etwas Aehnliches hatte er nie gesehen und auch niemals für möglich erachtet, daß ein lebendiger Mensch von dieser Magerkeit existiren könne. Baron Fack bestand im strengsten Sinne des Wortes nur aus Haut und Bein und that nicht das Geringste, durch täuschende Belleidungsfünfte anders zu erscheinen. Eher zeigte er sich stolz auf seine Fleischlosigkeit, denn er wußte sie durch knappe Tracht erst recht in's Licht zu stellen. Man darf dies als eine Consequenz seiner Ansichten über Mäßigkeit im Essen und Trinken betrachten. Von ihm ging Graf Theodor's schon ange deuteter Abscheu gegen schwelgerische Genüsse dieser Art eigentlich aus. Auch in dieser Richtung hin war der Kammerherr des Legationsrathes Erzieher geworden, wie er dem jüngeren Manne denn überhaupt seine Lebensphilosophie einzuimpfen bemüht gewesen, und insofern mit günstigem Erfolge, als der Graf sich emsig bemühte, sein Vorbild nachzuahmen, und in verba magistri schwur. Daß Hermann heute gewürdiget wurde, beim Tische, den dieses Paar vereinigte, der Dritte zu sein, deutet auf eine bestimmte Absicht hin und dürfte für Nichts weniger als Zufall gelten.

Der arme Junge befand sich seinem Bruder gegen-

über niemals recht wohl und frei; er hatte, wenn Theodor das scharfe Auge über ihn gleiten ließ, immer die Empfindung, als werde er gemustert; nicht etwa wie auf dem Exercierplatze in Beziehung auf äußere Ordnung und Sauberkeit; sondern in Beziehung auf innere Ansichten von Welt und Menschen und auf sein Verhältniß zu beiden. Als wolle der Majoratserbe dem Bruder durch die Uniform in's Herz schauen und lesen, was etwa an Liebe — vielleicht auch an Haß — der kurze Aufenthalt in der Residenz diesem kindlichen Herzen schon eingeprägt haben möge. Auch heute, bei Tische, bohrten sich einige dieser Forscherblicke ein, doch der Kammerherr lenkte sie jedes Mal auf sich durch irgend eine kaum hörbar geflüsterte Aeußerung, welcher dann Theodor sogleich achtungsvolle Aufmerksamkeit widmete und solche mit der Anschauung seines Lehrers begleitete. Es ist wahr, dieser hagere, magere Baron, der, so lange er schwieg, nach gar Nichts ausah, gewann Bedeutung, sobald er die Lippen bewegte. Was er sagte, was er vielmehr hinhauchte, — denn er sprach, wie schon bemerkt, so leise, daß man recht aufmerksam sein mußte, um kein Wort zu verlieren! — war nicht nur geistvoll, es war auch originell; es gab sich als das Resultat vielseitiger Erfahrungen und, wenn gleich einseitiger, doch scharfsinniger Auffassung. Dabei sprach er für gewöhnlich nur wenige Worte hintereinander; lange Reden hatte kein lebendiger Mensch jemals aus seinem Munde vernommen, außer etwa Theodor, bei dem er sich bisweilen „aufknöpfte,“ wie er es

nannte. Sonst ließ er die Andern sprechen, entwickeln, streiten, warf höchstens ein anregendes: „hm“ oder „oh“ dazwischen und hörte aufmerksam zu, bis sie sich erschöpft hatten. Dann gab er den Ausschlag, kurz und bündig. Er liebe es nicht, meinte er, ganze Fluthen von Fleischbrühe zu schlürfen und ziehe vor, die ihm nöthige Nahrung in eine kleine Masse concentrirt zu sich zu nehmen; eben so lasse er gern das breite Geschwätz der Gesellschaft in eine kräftige Sentenz einkochen. Gemein sei es, viel zu plaudern; gemein aber auch, dem Magen derbe Stoffe zur Verdauung aufzubürden. Wie die Conversation nur wenige gediegene Bestandtheile für des Geistes Befriedigung, so enthalte die Speise nur wenige nahrhafte Substanzen für den Körper. Beide wisse der wirklich Bornehme auszuscheiden, und darin bestehe der Unterschied zwischen Menschen und Thieren, — zweibeinige Thiere, Menschen genannt, mit eingeschlossen. Vergebens hatte ein berühmter Nestor aller Aerzte in der Residenz dem Kammerherrischen Sophisten zu beweisen gesucht, daß der innere Organismus jedes Menschen, sogar eines Kammerherrn, außer den feineren Ernährungsstoffen auch eines größeren Volumens bedürftig sei, welches (wie der alte Herr in seinem cynischen Humor sich ausdrückte) „die Funktionen gemeiner Straßenseger auch im freiherrlichsten Darmkanal zu versehen habe; und daß die naturwidrige, nur aus Consommés, Gelées und Crèmes bestehende Nahrung gar leicht mit einer gänzlichen Erschlaffung und Verengung desjenigen Eingeweidess endigen könne, welches



von gewissen Charmanten Thieren entlehnt werde, um die Hülle für eine Fülle zu bilden, die im gewöhnlichen Leben Wurst heiße!

Der Kammerherr hatte auf diese Warnung eines tüchtigen Praktikers nur mit verächtlichem Achselzucken erwidert.

Heute wagte Graf Theodor seinen Gast an den bekannt gewordenen Ausspruch des für unfehlbar gehaltenen Arztes zu mahnen.

Ach bah, hauchte der Baron, *cela raisonne comme un vilain!* Und wenn er Recht hätte, will ich doch Recht behalten. Man muß verstehen, für seine Maximen zu sterben! So oder so. Noblesse oblige!

Diese zwei Worte erregten natürlich Hermann's größte Aufmerksamkeit. In sein Herz geschrieben hatte er sie von Eichenau mitgebracht, und bei jedem Briefe von oder an Tante Barbara, bei jedem Gedanken an sie war die Schrift ihres Wahlspruches im jugendlichen Busen lebendig hervorgetreten, wie jene künstlich bereitete Dinte, die belebender Gluth bedarf, um sichtbar zu werden. Der Wahlspruch — und die geliebte Tante, er konnte die Beiden nicht von einander sondern; daß er jemals von einem Dritten diejenige Devise, die er für eine auf ihn übergegangene, ihm heimlich anvertraute Zaubersformel genommen, würde so gleichgiltig citiren, auf so armselige Gegenstände angewendet hören, hätte er nicht möglich gehalten, und es klang ihm wie Entweihung. Dennoch reizte ihn die Neugier, zu erfahren, welche tiefere Be-

deutung der Baron etwa damit verbinden möge, und er überwand seine schüchterne Abneigung so weit, daß er anfang, sich ein wenig in die Tischgespräche zu mischen. Aber schon die ersten Schritte auf dem Felde erwiesen sich sehr schlüpfrig für ihn. Er vermochte durchaus nicht Gang zu halten neben seinem Bruder und dem Kammerherrn, welche ihre höchst außergewöhnlichen Gedanken in eben so außergewöhnliche Ausdrücke faßten, die Hermann weder in Eichenau, noch in der Akademie, noch von seinen jetzigen Kameraden jemals hatte gebrauchen hören. Die gute Gesellschaft hat eben so gewiß ihr Rothwelsch, wie irgend eine Räuberbande. Und da fand er sich denn eigentlich zwischen den Beiden verrathen und verkauft, und sie ließen ihn mehr oder weniger fühlen, daß er tief unter ihnen stehe. Doch blickte hier und da die Absicht durch, zu versuchen, was sich etwa aus ihm machen, und ob er sich zu ihnen emporziehen lasse. Dies bemerkend, strengte er sich über Gebühr an, vor ihnen zu bestehen und wenigstens hier und da sein Wort einzumischen. Drei Mal schon hatte er ein schüchternes Bekenntniß seiner zarten Liebe auf den Lippen; — drei Mal setzte er wieder ab, gewarnt durch die Befürchtung: er könne sich dadurch vor seinen Richtern lächerlich machen und die Angebetete dem Spotte preisgeben. — Und worauf gründete sich diese Befürchtung? Wer sagte ihm, daß vor dem philosophischen Lehrstuhl des Kammerherrn erste kindliche Liebe keine Schonung zu erwarten habe? — doch nur eine dunkle Ahnung, nur jener eingeborene, aber unbe-

wußte Instinkt, der die junge Taube vor dem Falten sich verbergen heißt, der auch die reine Neigung warnt, sich zu flüchten, daß die Krallen schonungsloser Selbstsucht sie nicht zerreißen.

Deshalb auch versetzte ihn seines Bruders Frage: ob er bereits „Verhältnisse“ habe, wie sie plötzlich im Tone oberflächlichster Gleichgültigkeit an ihn erging, in unverkennbare Verlegenheit. Er wurde roth bis über die Ohren, brachte aber statt einer Antwort nur wenige gestotterte Silben hervor, als: wie so? o ja! — das heißt . . .

Theodor sah seinen Mentor forschend an; dieser machte eine Geberde mitleidiger Geringschätzung und murmelte: Kalbfleisch!

Dann wieder wendete sich Theodor zu seinem Bruder: Oder bist Du noch im Stadium der Sentimentalität? Diese Frage trug Nichts bei, Herrmann's Verlegenheit zu verschuchen. Er empfand das unabweisliche Bedürfniß, sich herauszureißen, und zwar energisch; demgemäß lachte er plötzlich laut auf: Sitz' ich doch hier, als sollt' ich mein Officier-Examen machen!? Ueber die Geheimnisse des Herzens läßt man sich Nichts abfragen, Herr Kammerherr; und auch meinem theuern Herrn Bruder, obwohl ich ihn sonst wie eine Respektperson zu betrachten gelehrt worden bin, erkenn' ich das Recht nicht zu, mich darüber auszuforschen. Ich nehme mir die Freiheit, a propos von Examen, den Herren ein Geschichtchen zu erzählen; weniger weil es hierher paßt, als vielmehr, um ein geringes Kontingent zur geistreichen

Unterhaltung zu stellen, welcher ich heute beizuhocken dürfen. Bei der Prüfung gemeiner Artilleristen, deren einige befördert werden sollten, war General B. anwesend. Dieser nahm lebhaften Theil an der Unwissenheit eines hübschen Burschen, der auch nicht die leichteste Frage genügend beantwortete. Seine Excellenz sagte zum examinirenden Kapitän: Ich kann mir nicht denken, daß der nette Junge so dumm sein sollte, wie er scheint; ich glaube, Sie stellen Ihre Fragen zu wissenschaftlich; man muß ihn zutraulich machen. Dann sprach er zu Jenem: Sieh', mein Sohn, Du mußt vergessen, daß Du hier geprüft wirst! Du mußt denken, wir sind Deine Kameraden und Landsleute und sitzen mit Dir im Bierhaus. Verstehst Du mich?

Zu Befehl, Excellenz!

Also: Der Herr Hauptmann ist Bruder A. Du bist Bruder F., ich bin Bruder B. Und nun frag' ich Dich ganz treuherzig: Sag' mir 'mal, Bruder F., aus wie viel einzelnen Stücken ist ein Fahrzeug zusammengesetzt? Was wirst Du mir darauf entgegnen? Da werd' ich zu Dir sprechen: Bruder B., nach solchen Dingen hast Du einen Quark zu fragen! Seine Excellenz ließen die Prüfung nicht weiter fortsetzen!

Pas mal! rief jetzt Graf Theodor. Dein Geschickchen, mein lieber Hermann, bekräftiget nicht undeutlich den Entschluß, uns Nichts von Deinen Liebchäften anzuvertrauen. Und wenn das auch nicht sehr brüderlich ist, so ist es doch vielleicht ganz klug.

Vielleicht, setzte der Kammerherr hinzu, ergeht es

Ihrem Herrn Bruder, wie jenem hübschen Soldaten, der seinen wohlwollenden Chef deshalb so kurz abfertigte, weil er ihm wirklich Nichts zu sagen hatte!? Ich bin überzeugt, Graf Hermann schmachtet noch für eine ihm völlig unbekannte Schöne, deren Namen er uns eben so wenig anzugeben vermöchte, als der unwissende Artillerist die Bestandtheile einer Kanone. Beide Schweigen aus gleichen Gründen.

Diese eben nur auf gutes Glück hingeworfene Behauptung traf (wie uns wohl bekannt) die Wahrheit so scharf, daß Hermann die Fassung verlor, und daß ihm unvorsichtiger Weise die Worte entschlüpfen: Woher wissen Sie das, Baron?

Hab' ich's errathen? sagte dieser vornehm gleichgiltig. Die Charade war nicht schwer. Doch dies gesagt, schien er nicht abgeneigt, die Sache fallen zu lassen, wie eine ihm sehr unbedeutende.

Anderß Theodor, dem Alles daran gelegen schien, seinen Bruder vertraulich zu machen und das Examen fortzusetzen, wo möglich mit besserem Erfolge, als der General. Das Dessert wurde gerade abgeräumt, der Kammerdiener brachte schwarzen Kaffee. Der Herr vom Hause suchte beim Kammerherrn die Erlaubniß nach, dem jungen Fähdrich eine „Havannah“ zu offeriren, um ihn recht „à son aise“ zu setzen.

Verkaufen Sie nicht mit dem unschuldigen Blute, Theodor, hob der Kammerherr spöttisch an; Sie selbst sind noch befangen in dieser unwürdigsten unserer modernen Sklavereien; Sie selbst sehnen sich noch darnach,

stinkende Wohlgerüche zu verbreiten, trotz meines Beispiels, dem Sie in allen übrigen Richtungen so eifrig nachzustreben behaupten.

Ich will's eingestehen: von Zeit zu Zeit behagt es mir, blaue Wölkchen um mich her schweben zu sehen, ihre aromatischen Düste einzuathmen; denn daß meine Cigarren süßel röchen, können Sie ihnen nicht nachsagen, Baron! Ich rauche die feinsten, die hier zu Lande verkauft werden.

Zugegeben, daß sie nicht süßel riechen, so lange sie brennen. Desto abscheulicher der penetrante Gestank, den sie in Kleidern, Meubeln, Vorhängen hinterlassen. Und alle Raucher sind nicht künftige Majoratsherren, um für eine Kiste solcher Dinger sechs- bis achtzig Thaler wegzuworfen. Auf eine leidliche hat man zwanzig unleidliche zu schlucken. Ich behaupte, daß der Tabaksrauch die Gesellschaft verpestet.

Sie sind ein unerbittlicher Rigorist. Wahrhaftig unerbittlicher, als die Damenwelt, die nach und nach schon gestattet, daß sich ein Raucher bis in's Boudoir wage!

Die Damenwelt! . . . Bester Graf, berufen Sie sich nicht auf die Damenwelt unserer Zeit. Was duldet die nicht? Es giebt eine alte Wachtstuben-Geschichte, und ich hörte sie oft von meinem Onkel, einem zum Pseifenkopf gewordenen Graukopf erzählen: wie und auf welche Weise ein jüngstvermählter Ehemann es nach und nach durchgesetzt, daß seine Frau trotz ihrer ursprünglichen Abneigung ihm nicht nur gestattete, bei ihr zu qualmen,

sondern ihm endlich aus eigenem Antriebe eine Pfeife um die andere selbst stopfte und darreichte. Der Synismus dieser Geschichte untersagt ihre ausführlichere Erzählung in Gegenwart eines platonisch Liebenden. Gewiß aber bleibt ihr Grundthema unveränderlich das selbe, und alle Siege des Meerschaaums und der Cigarre sind nur Variationen darüber. Auf unsern Fortschrittswegen zur Freiheit werden wir, unsern Vorbildern ähnlich, auch Tabak kauen lernen. Voll genug nehmen die Vertreter und Vortreter des Fortschrittes ihren Mund schon jetzt. Dann werden liebende Frauen erst recht Gelegenheit finden, im Kampfe wider Ekel und Grauen die Macht ihrer Opfersähigkeit zu üben. — Von solchen, die bereits ein Pfeisichen schmauchen, red' ich gar nicht; diese schweben bereits auf Ihren „blauen Wölkchen,“ mein lieber Theodor, in der Höhe des Zeitgeistes.

Noch einmal, Kammerherr, Sie sind zu rigoristisch, zu exclusiv!

Noch tausend Mal, mein edler, hochgeborner Graf, Sie und Ihresgleichen, Ihr seid zu inkonsequent. Ihr wollt aus ganz besonderem Zeige geknetet sein und blickt sogar auf ein Freiherrnthum, wie das meinige, als ein apokryphisches hinab, weil irgend ein Skeptiker behaupten wollen, daß unser Stammbaum einige Lücken aufweist. Durch Beweise widerlegen kann ich sie nicht, so hab' ich Sorge getragen, sie mit feinen Sitten und Manieren zu bedecken, und ich gelte bei Hofe wie in der Stadt für einen vollkommenen Cavalier; das müßt Ihr mir eingestehen; ich hätte auch unter Louis quatorze

dafür gegolten. Das Blut, die Race allein sind es unmöglich, worauf die Ansprüche der Aristokratie (gerechte wie ungerechte) sich gründen. Denn wäre dies, so müßten sie ja augenblicklich aufhören, wo fremdes Blut eingeschwärzt wurde. Das thun sie aber nicht. Man erhält sie aufrecht. — quand même! Wie der größte Autokrat keinen Anstand nimmt, seinen Thronfolger einer Prinzessin zu vermählen, deren leiblicher Vater notorisch ein anderer gewesen, als ihrer Mama erlauchter Gemahl, — eben so wenig wird der stolze, angesehene, hochgebildete und sittlich strenge Graf seiner Tochter Hand dem Sohne eines Sekretärs oder Leibjägers versagen, wenn der junge Herr Namen, Rang, Besitz seines Nicht-Vaters gesetzlich erbt und sich dieser Glücksgüter durch adeliges Benehmen würdig zeigt. Worauf bildet sich nun der hohe Adel eigentlich Etwas ein? Worauf darf also Euresgleichen sich wirklich Etwas einbilden? Doch eben nur auf das, was Euch in Wahrheit vor der Masse auszeichnet! Was durch sorgfältige Erziehung gegeben, dann aber durch ausdauernden festen Willen veredelt worden ist. Ein wohlherzogener Kavalier muß jedem andern Menschen in allen Dingen zum Vorbild dienen können; folglich auch in der Anmuth beim Genießen, in der Heiterkeit beim Entbehren. Aber davon wollen die Wenigsten wissen. Sie wähnen, weil sie hochgeboren sind, können pöbelhafte Sitten und Gebräuche ihrer Vornehmheit keinen Eintrag thun. Ich war von jeher anderer Meinung: erst wenn man sieht, daß sie sich wahrhaft vornehm halten und betragen,



wird man sie dafür gelten lassen. Wer sich Nichts versagen will, dem wird die öffentliche Meinung Alles versagen; sie richtet sich nach dem Scheine; sie wird durch den Schein geleitet und bestimmt; also scheint wenigstens, was Ihr wollt, daß man Euch sein lasse.

Diese und ähnliche Anreden, die der sonst so einflüßige, nur über dieses Thema gesprächig werdende Baron Fack an die Brüder richtete, machte auf Beide sehr verschiedenen Eindruck. Theodor nahm sie hin, wie etwas oft Gehörtes, dessen tiefste Wahrheit er zwar demüthig anerkenne, dabei aber eingestehen müsse, von praktischer Ausübung solcher weiser Lehre noch weit entfernt zu sein. Hermann wurde dadurch beunruhiget, weil er unwillkürlich an Tante Barbara dabei denken mußte; wie diese ihm fast das nämliche, fast mit denselben Worten zugerufen, und wie dennoch, was sie gesagt, eine ganz andere Bedeutung gehabt, ein ganz anderes Endziel verfolgt habe. Worin dieser Unterschied bestehe, welcher eine Kluft zwei so gleich lehrende Erzieher von einander trenne? Darüber vermochte er sich keine Rechenschaft zu geben. Doch er empfand, daß er dem Kammerherrn mißtraue, daß er in die Steinheit dieser Lehren Zweifel setze, ebenso zuverlässig wie er an Tante Barbara und die ihrigen geglaubt habe. Dennoch empfand er nicht minder die Gewalt geistigen Uebergewichtes, welches der Freund seines um so viel mehr erfahrenen Bruders auf diesen, folglich auf ihn ausübte. Deshalb war er zufrieden, daß Theodor, nachdem er einige Male fragenden Blickes die Wanduhr zu Rathe gezogen, jene

lange Sitzung aufhob. In peinliches Erstaunen aber brachte es ihn, sich in's Ohr flüstern zu hören: Hermann, sprich dieser Tage bei mir vor; ich will das Examen fortsetzen, Deine Liebchaft betreffend. Du darfst keine dummen Streiche machen.

Hermann umgürtete sich eben mit seinem Schwerte, wodurch er Gelegenheit fand, dem inquirirenden Blicke, der dabei auf ihn gerichtet wurde, auszuweichen. Zu welcher Stunde befehlst Du? fragte er schüchtern.

Früh, eh' ich aufstehe, zwischen elf und zwölf Uhr; was Ihr Mittag nennt. Dann sind wir am ungehörtesten.

Ich werde mich einstellen, sagte der Geängstigte und entfloß eiligst, ohne den gnädigen Gruß zu erwidern, den Herr Paul, der Kammerdiener, ihm gönnte; was diesen veranlaßte, ihm einen „dummen Jungen“ mit auf den Weg zu geben.

---

## Siebentes Kapitel.

---

Der Sommer war da; er war mit dem Frühling zugleich eingetroffen, wie das in manchen Jahren wohl geschieht, wo der Mai schon die wärmsten Nächte bringt, deren eine genügt, auch die letzten zögernden Blattknospen lüppig zu entfalten. Alle Bäume gaben vollen Schatten, alle Vögel sangen, und die wegen ihrer Sandwüsteneien so oft mit Unrecht bespöttelte große Stadt —

mit Unrecht sag' ich, weil sie an Grünem reicher ist wie viele andere, und weil nirgend schönere Pflanzen in kleinen Gärten und vor Fenstern blühen — grünte und blühte, wie wenn sie ein Garten wäre und keine Stadt. Es war Alles „über Nacht“ so geworden, sagen die Leute, um zu bezeichnen, wie schnell die letzten Spuren des Winters verschwunden sind; — man sieht es wachsen! setzen sie hinzu, und schlägt sich ein lauer, ausgiebiger Landregen fördernd auf ihre Seite, so ist dieser Ausdruck keine Hyperbel mehr.

Alles ist gewachsen, ist grün geworden — und unser Hermann scheint die wenigen Wochen, seitdem er mit Baron Fack bei seinem Bruder dинirte, auch gewachsen zu sein. Er trägt seinen Kopf allerdings etwas höher, er tritt wirklich ein wenig sicherer auf; ja, er ist gewachsen; denn er ist, wenn nicht grün, wie die Bäume, doch auch anders — er ist Lieutenant geworden: er hat das Officierexamen mit allen Auszeichnungen bestanden; und der Mai hat ihm eine Blüthe gebracht, die an seiner Seite hängt; die man höchst prosaisch und undeutsch „Porte épée“ nennt, die ihm aber für den Augenblick lieber ist, als eine noch so prachtvolle exotische Blume mit dem gelehrtesten botanischen Namen. Er hat es hinter sich, was ihn bisher bei all' seinem Fleiße, bei all' dem gerechten Selbstvertrauen, dessen er sich rühmen durfte, immer beunruhigte, weil man doch nicht wissen könne — meinten die Uebrigen; auch hätten die Herren Stabsofficiere manchmal ihre Mucken, und fragen sei leichter als antworten.

Nun ist's vorüber. Graf Hermann Eichengrün hat zuvörderst Seiner Excellenz dem Herrn Vater schulbigen Rapport abgestattet; dann hat er einen lustigen, kindisch-frohen Brief an Tante Barbara geschrieben; hat beide Schriftstücke richtig nach Eichenau und Friedhain adressirt; hat seinem Burschen befohlen, sie auf die Post zu tragen, jedoch ehe dieser marschfertig war, sie ihm wieder aus der Hand gerissen und (sicherheits halber) persönlich bestellt; ist sodann zu seinem Bruder gelaufen, den er abermals nicht zu Hause fand, oder bei dem er abermals nicht vorgelassen wurde, was ihm seit jenem von uns beschriebenen Mittagsmahle bei jeglichem Besuche widerfuhr; hat Herrn Paul ersucht, die Meldung zu übernehmen — und sieht jetzt einen freien Nachmittag und Abend vor sich, über den er ganz und gar nach eigenem Gutdünken verfügen darf. Im Zimmer zu bleiben, konnte ihm nicht einfallen, er mußte ja nicht klug sein. Aber wohin denn? Ja, wer die Wahl hat, ist übel daran, wenn kein bestimmter Anreiz ihn da oder dorthin zieht. In's Freie! das steht fest. Doch so allein!? Mit Kameraden? Der Verkehr mit den bisherigen lockt ihn eben nicht; er wünschte schon längst seinen Herren Fähdriehen und Junkern entwachsen zu sein. Hatte er doch keinen Freund unter ihnen gefunden; es war just kein guter „Zahrgang“ gewesen. Und zu den neuen Kameraden, die ihn noch nicht kennen, die er noch nicht kennt, zieht es ihn heute auch nicht. Er möchte — nun was möchte er denn? — Allein möchte er bleiben mit seinen wehmüthig-süßen Empfindungen, die zwischen

äußerlichem Wohlbehagen und innerlicher Sehnsucht nach der Heimath schwanken; die sich theilen in sanfte Erinnerungen und heiße Wünsche. Ja, er möchte allein bleiben, allein umherirren, der Vergangenheit leben, von der Zukunft träumen — und nebenbei auch ein klein Bißchen Gegenwart genießen, im Sinne eines neugebackenen, lebenslustigen Lieutenants, wenn sich letzteres nur in selbstgewählter Einsamkeit bewerkstelligen ließe!?

Ich sehe schon, er wird unschlüssig die schönsten Stunden vertrödeln!

Doch nein, er setzt sich in Bewegung. Er geht — wohin? — Ob ich mir's nicht dachte! Er geht wieder auf die langweilige wahlauer Holzgasse zu. Ach Gott, ja, es ist derselbe Weg, den ich schon beschrieben habe! Dieselben Plätze, dieselben Gassen, dasselbe schlechte Steinpflaster, — nur daß uns heute noch weniger Menschen begegnen als neulich, denn die ganze Stadt ist spazieren gegangen. Mir kommt das Gähnen an! Jetzt steht er vor dem bewußten Hause. Er kann nicht einmal in's Fenster gucken; die Bäume sind so dicht belaubt. . . . Das ist die eigentliche Schattenseite des lieben Sommers, daß er nicht bloß Schatten spendet, wo man ihn sucht; daß er auch Aus- und Einsichten raubt, an denen doch sehr viel gelegen ist. Hermann stößt einige Flüche aus. Ich fürchte, sie gelten den grünen Bäumen, die er doch im Forste so innig liebt! O, er würde diese Bäume auch lieben, wenn sie im Eichenauer Forste ständen, oder in irgend einem anderen, oder auf dem Blocksberge! Nur

gerade hier kann er sie jetzt nicht brauchen, und er sähe sie mit Freuden verdorren! Aber auch dazu ist nicht die geringste Hoffnung vorhanden: sie befinden sich unversehrt wohl; es sind anmaßend gesunde Bäume; sie strotzen von Saft und Körperfülle. Zwar allzu hoch haben sie noch nicht getrieben, strecken sich mehr in die Breite. Aus den Fenstern des zweiten Stockwerks gegenüber könnte man zur Noth über ihre Wipfel hinweg die „Jungfer im Grünen“ sitzen sehen, aus dem dritten nun ganz gewiß!

Er mustert das gegenüberstehende Haus, ob es sich in der That eines dritten Stockwerks rühme. Und nachdem er sich davon überzeugt hat und seinen Blick wieder herabgleiten läßt, bleiben die vom Sonnenglanze geblendeten Augen auf einem Täfelchen hängen, welches wie eine Vermietungsanzeige an der Hausthüre baumelt, von heiteren Zephyren geschaukelt, die sich am großen Hause brechen und dann schnurstracks zu den Bäumen hinüberjäuflern, wo es ihnen unzweifelhaft besser gefallen mag.

Hermann faßt einen kühnen Gedanken — oder vielmehr der Gedanke faßt ihn, und so gewaltig, daß dem angehenden Helden und künftigen General das Herz gegen die neue Uniform schlägt, wie es nur in der ersten Schlacht beim ersten Kanonenschusse thun könnte. Doch kühnen Muthes setzt er über den Straßendamm, erreicht die Hausthür, liest: „Zimmer für einen einzelnen Herrn, mit Möbeln, dritter Stock bei Madame Puselmeyer!“ Und augenblicklich stürzt er hinauf, den Namen „Pusel-

meyer“ Stufe für Stufe wiederholend, wie wenn es eine Heilige wäre, die er um Fürbitte anzusehen hätte!

Ist das Zimmer hier noch zu haben? — Mit dieser in Todesangst herausgeschrieenen Frage wirft er sich durch einen Lattenverschlag und eine finstere Küche in das hintere Gemach der kleinen, ärmlichen Wohnung, so wild und heftig, als ob in den wenigen Sekunden, die ihm für drei hohe, steile Stiegen genügten, irgend ein Nebenbuhler ihm zuvorgekommen sein könnte. Die arme Puselmeyer, die mutterseelen allein, zum Fenster hinaus der Aussicht auf Nachbardächer und Schornsteine froh war und nach schwerer häuslicher Arbeit ihr Vesper-Verdaunstündchen durch solche bescheidene Ergözzlichkeit feierte, erschraf dermaßen, daß sie, ohne sich nur zum Umsehen Zeit zu nehmen, rücklings auf den Stuhl am Fenster hinsank und sinkend ausrief: „Gott in Deine Hände, was giebt es!?“

Der rasselnde Schleppsäbel wirkte so gewaltig auf sie.

Hermann wiederholte seine Frage etwas ruhiger. Der angenehme Klang dieser jugendlichen Stimme brachte sie einigermassen zur Besinnung. Mensch, sagte sie, noch immer bebend, Sie sind mein Tod, mein Kirchhof sind Sie! Wer brüllt denn so entsetzlich und klappert so fürchterlich mit dem Sarras, wenn er nach Schamber garnie fragt? Das Zimmer drüben? Na, natürlich ist's noch zu haben, sonst hinge ja der Zettel nicht unten. Das ist doch klar! Haben Sie's denn so sehr ängstlich?

Ich mieth' das Zimmer, jetzt gleich, führen Sie mich

hinüber, im Augenblick, ich bezahle vorher, auf ein ganzes Jahr, wenn Sie wollen.

So? auf ein ganzes Jahr! und wissen noch nicht, was es kostet! Und haben es noch nicht einmal gesehen! Fragen nicht nach der Einrichtung! Wenn es Ihnen nun nicht gefällt?

Es braucht mir nicht zu gefallen. Ich nehm' es in jedem Falle. Es wird mir aber auch gefallen; das weiß ich schon vorher.

Aber mir gefällt das nicht, Herr Lieutenant, sagte die Puselmeyer und stand auf. Sie war jetzt wieder auf den Beinen. Der Schreck hat sich gelegt. Mir gefällt das nicht, daß Sie schon vorher wissen wollen, wie es Ihnen gefallen wird. Denn daraus kann ich mir abklavieren, daß es Ihnen nicht um's Zimmer zu thun, sondern um 'was anderes; und ehe wir darüber nicht im Reinen sind, nehm' ich keinen Groschen von Ihnen. Ich bin eine arme Frau, und es kommt mir sehr hart an, daß ich seit drei Monaten keinen Miether habe, denn warum, es ist darauf bei mir gerechnet, wenn ich durchkommen soll. Aber ehe ich mein Kind in Schande und Unglück brächte, wollte ich lieber die Stube drüben noch drei Monate leer stehen lassen.

Ja, liebe Frau, sagte Hermann aufrichtig erstaunt, wer Teufel denkt daran, Ihrem Kinde etwas zu Leide zu thun? Ich weiß wahrhaftig nicht, ob Sie ein Kind haben, oder ein Duzend, oder gar keins. Ist mir auch gleichgiltig.

So kennen Sie meine Tochter nicht? Haben das Mädchen nie gesehen?



Machen Sie mich nicht ärgerlich, Madame Pufelmeyer. Was kümmert mich Ihre Tochter? Auf mein heiliges Ehrenwort, ich frage nicht nach Ihrer Stube, nicht nach den Möbeln, nicht nach der Tochter, sogar nicht nach Ihnen. Kurz und gut: ich will nur sehen, ob man aus den Fenstern des Zimmers, welches Sie vermietthen, das sehen kann, was ich zu sehen wünsche! Hab' ich mich davon überzeugt, so fordern Sie — und wir sind einig. Und ich verspreche Ihnen, daß ich weder Ihnen, noch Ihrer Tochter, und wäre sie das schönste Mädchen der Stadt, im Geringssten beschwerlich fallen will. Ich will täglich, wenn es sein kann, nur einige Stunden hier zubringen, ohne Gesellschaft, ganz allein, ganz ruhig, ganz unbemerkt. Es soll sein, als ob Sie gar keinen Miethsmann hätten, was Geräusch und Unruhe betrifft; und Sie sollen Nichts von mir spüren, als das Geld, womit ich Sie bezahlen werde. Und nun, machen Sie weiter keine Umstände mehr und schließen Sie mir das Thor zu meinem Paradiese auf.

Die Pufelmeyer fing an zu begreifen. Sobald nur ihre mütterlichen Besorgnisse schwiegen, sprach das Bedürfniß wieder laut und vernehmlich. Wenn es so steht, meinte sie; und wenn nichts Unrechtes bei mir geschehen soll, keine Rendezvous, keine Saufgelage, kein Skandal zu befürchten ist . . . . das Weitere geht mich Nichts an, und die Polizei nicht, und keinen Menschen. Eine arme Wittve will auch leben, und zum Fenster hinaus gucken ist weder gegen göttliche noch menschliche Gebote. Suche ich doch auch zu meinem Fenster hier

hinaus und gucke in manche Dachkammer, in manchen Hofraum hinein. Was ist dabei? Wer nicht will, daß man ihm in's Fenster hinein sieht, der muß Gardinen vormachen, oder Schalusreen. Zum Sehen hat uns der Schöpfer die Augen gegeben. Ja, Herr Lieutenant, ich verlasse mich auf Sie, daß Sie die Wahrheit sagen; Sie können gewiß nicht lügen; Ihnen glaub' ich. Kommen Sie, ich schließe auf. Proper und reinlich ist, denk' ich, Alles; na, Sammet und Seide kann nicht sein für fünf Thaler monatlich. — Aber Sie sollen nur vier zahlen, weil Sie keine Bedienung gebrauchen. — Damit öffnete sie, und Hermann überschah auf den ersten Blick, daß ein besseres Observatorium für seine Zwecke nicht zu ersinnen sei.

Heute war nun allerdings Nichts zu beobachten, Nichts zu entdecken. Alle Fenster in der weiblichen Bildungsfabrik der Demoiselle Prudent standen sperrangelweit auf. Im Innern ging es bunt über Eck; da wurde gefegt, gebürstet, ausgeklopft, gelüftet, . . . offenbar hatte man die Heerde ausgetrieben, um unterdessen den Stall gründlich zu säubern; wahrscheinlich kehrten die Kämmer erst spät zurück! Hermann erwies sich, sobald er sich nur diese Verhältnisse klar gemacht und logisch geordnet hatte, eines diplomatischen Bruders nicht unwürdig. Er nahm eine planmäßig geleitete Ueberschau sämmtlicher gegenüberstehenden Nachbarhäuser vor und verweilte mit Aufmerksamkeit und scheinbarer Neugier auf dieser steinernen Fronte ungleich länger, als auf dem in Zurückgezogenheit hinter den Bäumen versteckten

Mädcheninstitute. Die Puselmeyer mußte irre werden an ihren zunächstliegenden Vermuthungen. Und auch darüber sprach sie sich ehrlich aus. Sehen Sie, guter Herr Lieutenant, nu sind Sie mir noch drei Mal lieber wie vorerst, nu ich sehe, daß Sie 'was Anderes auf dem Striche haben, als das junge Mädelsvolk bei Prudent's. Denn warum, das hätte mich schenirt, wegen meiner Dore . . . jetzt ist Alles gut. Und dem großmäuligen Rennthier da drüben im zweiten Stock mit seine Spiegelscheiben und Kaktusse dazwischen ist's recht gesund, wenn seine junge Frau ein flottes vis-à-vis kriegt. Warum läßt er sie so viel allein und reitet seinen dicken Wannst überall herum! Kann er nicht einen rechtschaffenen Einspanner daraus machen und das hübsche Weibchen mitnehmen, wo er sich amüßirt? Aber nein, das will seinen Vergnügungen nachreiten und fragt Nichts darnach, ob Madamchen sich zu Hause langweilt, wie der Mops in der Schublade. Reite man aus, Rennthier!

Hermann stellte sich, als ginge er auf die rachsüchtigen Phantastengebilde dieser gegen weibliche Sklaverei streitenden Frau vertraulich ein. Er legte den Finger auf seinen Mund und machte ein möglichst wichtiges Gesicht, um ihr festes, unverbrüchliches Schweigen anzuempfehlen. Es ist ein tiefes Geheimniß, Madame Puselmeyer, flüsterte er. Sie dürfen auch Ihrer Dore Nichts merken lassen.

Na, wo werd' ich denn, Herr Lieutenant? Das bleibt zwischen uns Beiden, und ich nehm' es mit mir in den Sarg. So gewiß . . .

Er legte einige Goldstücke auf den Tisch unerachtet ihrer Weigerung. Mein Bursche wird einen Korb voll Bücher bringen; weiter brauch' ich hier Nichts. Ich beabsichtige hier zu lesen. Hören Sie wohl? Nur um ungestört von den Besuchen seiner Kameraden hier den Studien obliegen zu können, hat Lieutenant „Hermann“ dieses Absteigequartier gemiethet. Nur deshalb, beste Madame Puselmeyer. Und nun leben Sie wohl und nehmen Sie den Miethzettel von der Hausthüre weg; vergessen Sie das ja nicht.

Hier haben Sie einen Schlüssel, rief sie ihm nach; stecken Sie ihn bei, goldenstes Leutnantchen. Es könnte geschehen, daß ich nicht „bei mir“ wäre, wenn Sie justament absolut rechte Lust zum Studiren hätten, und durch's Schlüsselloch geht's nicht, mag Ihre Taille noch so dünn sein.

Er stieg die Treppen hinab, des Bewußtseins voll, daß er eine große That gethan habe! War es doch seine erste, und er hatte sie klug und glücklich vollbracht. Aufjauchzen hätte er mögen, so zufrieden fühlte er sich. Welchen schönen Stunden sah er entgegen! Unten angelangt, vermochte er einem Ausbruche seiner freudigen Gefühle nicht zu gebieten. Er zog den Säbel, spießte den verhängnißvollen Wohnungsanzeiger auf, holte ihn herab und steckte ihn in die Tasche als fühlbares Zeichen kühn errungenen Glückes. Dann ging er weiter; planlos zwar, doch darum nicht minder angezogen von einer unwiderstehlichen Macht, die ihn jenem Bälldchen zuführte, in welchem er schon einmal die prudentischen

Schülerinnen gefunden. Kinderei! Als ob sie heute, wo ihr ganzes Haus umgedreht wird, und sie einen schönen langen Tag vor sich haben, sich so dicht vor dem Thore aufhalten würden! — Aber man ist so dumm. Bleibt es auch noch in späteren Jahren, wenn man doch schon durch Erfahrung klug geworden sein sollte. Immer knüpft man süße träumerische Erwartungen, unmögliche Hoffnungen an Plätze, wo dereinst eine entzückende Begegnung zufällig stattfand. Und man starrt eine Rasenbank, eine Laube, eine Straßenecke traurig an, weil man sie leer findet.

Beer fand er nun das Wäldchen nicht. Es wimmelte von Kindern darin; doch keinesweges von schönen. Sie schüttelten Maikäfer, die wilden Sprößlinge einer übelberufenen Vorstadtbevölkerung, und lärmten dabei so furchtbar, daß sie den Liebenden gar bald verschreckten aus diesem frevelhaft durch sie entweihten Haine. Er schlug sich rechts und gelangte an's Ufer des Flusses. Hier hielten mehrere Gondeln, deren Inhaber ihre Dienste zu einer Wasserfahrt anboten. Die Wellen zogen weich und lockend dahin; die Sonne wärmte noch, aber sie brannte nicht mehr; wie schön, im kleinen Rahn zu schwimmen und dem Strome zu folgen, ohne Ziel und Endzweck; wie schön, die Gluthen des Innern sanft verkühlen zu lassen auf dunklen Wogen! Wie reizend, aus ihrer Tiefe feuchte Bilder emporzutauchen und wieder verschwinden zu sehen im Gewühle der Fluth! Das rechte Bild beschaulichen Lebens, wechselnden Daseins, undurchdringlicher Zukunft.

Hermann bestieg ein zierlich gebautes, grün ange-  
strichenes Fahrzeug, dessen Führer, ein hübscher Junge  
seines Alters, in grauleinernem Beinkleid, barfüßig, ein  
buntes Hemd und kleinen Hut aus grobem Stroh  
geflochten trug, von dem wimpelgleich das breitestte rothe  
Band wehte.

Wohin, Herr Obristleutnant? fragte der Junge mit  
dem Tone gutmüthiger Neckerei, die allen seinen Lands-  
leuten eigenthümlich, so leicht in verletzenden, scharfen  
Witz ausartet, wenn sie schroff behandelt wird, die aber,  
bei freundlichem Entgegenkommen in den Grenzen be-  
lustigender, oft witziger Vertraulichkeit bleibt.

Wohin Du willst, mein Junge, sagte Hermann  
lächelnd und streckte sich bequem aus, so weit es der  
spärlich zugemessene Raum ihm gestattete. Dabei gerieth  
der Kahn in bedenkliches Schwanken.

Viel Manövers dürfen wir nicht machen, rief der  
Schiffer; so weit wie der Exercierplatz ist mein Drei-  
master nicht, und wackeln thut er auch ein Bißchen.  
Bleiben Sie man liegen, wo Sie cimal liegen, sonst  
schütten wir um; und so'n junger Feldmarschall verkauft  
geschwinde. Oder haben Sie auch „zu Wasser“ ge-  
schworen?

Natürlich, erwiderte Hermann; zu Wasser wie zu  
Lande! Und schwimmen kann ich auch.

Na, dann dürfen wir keine Bange nicht haben, rief  
der Ruderer vergnügt und stieß tüchtig ab, mitten in's  
Fahrwasser hinein.

Der Fluß, — oder, wenn wir verbindlicher und aus-

drücken wollen: der Strom zeigte sich trotz des heißen Tages nicht allzu belebt. Eher legt der Residenzler voreilig seine „frühen weißen“ an, unbekümmert, ob noch zurückgeschlagene Fröste tückisch hinter den Blüten lauern, als daß die Residenzlerin sich vor wirklichem Eintritt des vollen Sommers zu Wasserparteen drängen sollte. Nur ausnahmsweise begegneten Hermann und sein schelmischer Gondolier einigen größeren Räthen, worinnen meist junge Leute beiderlei Geschlechtes saßen, denen Ersterer sehnsuchtsvoll und nicht ohne Neid nachblickte, denen Letzterer allerlei anzügliche Bemerkungen nachschickte, von denen die gesungene: Das Schiff streicht durch die Wellen, Fridolin; drinn sitzen zwei Mamsellen — wer kauft Rien? noch eine der harmlosesten war.

Es ist nicht zu leugnen, die meisten der aufgeputzten Frauenzimmer erwiesen sich durch die Röthe ihrer entblößten Arme und durch ihr ganzes Benehmen als „endimanchirte Küchendragoner“ — denn warum sollten wir sie nicht auch an einem Wochentage so nennen dürfen, da doch dieser für sie ein „Ausgeh.“ folglich Sonntag zu sein schien?

Und weshalb ließ Hermann Graf Eichengrün diesen ihm höchst gleichgiltigen Damen seine von Zauberthau der Wehmuth umschleierten Blicke folgen? Weshalb seufzte er bei jeder ähnlichen Begegnung, sobald sich wieder eine Gondel näherte?

Der Schifferjunge fand bald die richtige Spur

Bester Herr Leutnant, sagte er pfffig, nachdem wieder ein schwerer Seufzer über die Wässer fuhr, wissen Sie, wie ich heiße?

Wie soll ich das wissen?

Na, rathen Sie mal!

Wird wohl so was sein wie August, Wilhelm oder Friße?

Meiner Seele, Friße ist getroffen. Aber mit Vaters seinen Namen?

So weit versteig' ich mich nicht, Friße! Vaternamen giebt es zu mannichfaltige.

Meiner heißt Merk. Merken sie was?

Nicht das Geringste, Friedrich Merk!

Ich aber! Hurrieh! Ich merke Alles, ich merke, daß Sie jedes Mal tief Athem holen, sowie uns eine Ladung Mädchen in die Quere kommt. Und sind doch kleine Schiffchen, wo nicht viele Platz drin haben, so leichte Waare es auch sein mag. Nun hab' ich auch bemerkt, daß heute früh eine von unsern größten Gondeln abgesegelt ist, wo ein halbes Schoß Fräuleins drin 'rumzapelte, lauter Backfischens, mit höchstens zwei oder drei Stück alte bemooste Karpfen 'mang. Sind hinunter gefahren, stromab, mit vier Matrosen, und ich sagte noch zu August, August sagt' ich, da möcht' ich bei sein. Sehn Sie, Herr Leutnant, das ist eine alte Regel hier auf dem Wasser: was Vormittag stromab fährt, das kommt Nachmittag oder Abend stromauf retour. Wenn's Ihnen nu vielleicht nicht so sehr um Nase und Gächte zu



thun wäre, auch nicht um Krebse, — als vielmehr um Backfischhens . . . . und ich hätte richtig bemerkt . . . ,  
Nee, es ist aber graulich, was Sie für Augen machen!

Friedrich Merk, merk' auf. Wenn wir mit der Familiengondel, von der Du erzählst, zusammentreffen, oder wenn Du mich an einen Ort bringst, wo die jungen Damen ausgestiegen sind, und wo ich aussteigen kann . . . . kennst Du diese gelbe Münze?

Das ist, was man einen Fridebor nennt, mit unserm Alten seinem Porträt drauf; hat noch einen höllischen Zopf, der Allergnädigste, aber ist solide so'n Rechenpfennig; solide wie unser Alter, und hält festen Kursch wie der: Fünf Thaler zwanzig Groschen, wie die Semmel beim Bäcker!

Der ist Dein, wenn geschieht, was ich wünsche!

Ist schon mein. Der Herr Leut'nant müssen mir aber nicht drein reden und mir's Kommando übergeben. Ich hab' meinen Plan fertig. Jetzt kann's losgehen! — Und Fride gab seiner Rußschale kräftige Hilfen mit dem langen Ruder. Sehen Sie, sprach er dazwischen, ich rechne so: auf hinunter ist das fix gegangen, und sie haben Gil' gehabt, auf die grüne Wiese zu kommen und Reifen zu schlagen. Dann haben sie gefuttert, im Haidekrug; dann haben sie Maiblümchen gesucht und Sträuße gewunden, oder so was. Dann sind sie wieder eingestiegen in die Fregatte und haben sich auf die Rücktour begeben. Aber da stuckert's. Wie mein seliger Vater immer sagte, ich war noch ein kleiner Junge, wenn er mir mit der Hand über's Gesicht fuhr: hinunter' geht's

prächtigt, aber hinauf geht's schwer, von wegen die Nase! Stromauf will's was wissen! Na da lehren sie erst im Fischerhäuschen ein und schlabbern Koffeh. Wenn sie hernach wieder einsteigen, da wird gebettelt: jetzt noch ein Bißchen auf den See! Und sind sie erst auf dem See, so legen sie auch am Kirchhofe an und betrachten sich die Gräber. Unterdeffen ist's kühle geworden, und ihre Aufseherinnen und Lehrerinnen kriegen's mit der Angst, daß sich die Backfische auf dem Wasser den Schnupfen holen könnten; da, hast Du nicht gesehn, auf die Betne gemacht und per Achse nach Hause gereiset; wie die jungen Rebhühner hinter der Henne her. Und die Dore bleibt in der Gondel bei der Bagage. Die Dore fürchtet sich nicht vor dem Schnupfen und ist überhaupt nicht furchtsam. So war's im vorigen Frühjahr bei der großen Wasserfahrt von der prudent'schen Anstalt, und so wird's heuer auch sein, denk' ich. Also denk' ich, wir spielen uns langsam bis an den Kirchhof . . . und der gelbe Schwede, den Sie mir gezeigt haben, wird verdient sein.

Wer ist die Dore, die bei der Bagage bleibt?

Na, wer soll denn die Dore sein? Das ist ein Kaufmädchel, ein Schicketan, eine Aushelferin bei Prudent's. Des Morgens geht sie hin, hilft im Hause, in der Küche, macht Bestellungen, und Abends rückt sie wieder bei ihrer Mutter ein, bei der alten Puselmeyer. Ich und die Dore wir kennen uns schon von Kindesgebeinen an. Wir sind zu gleicher Zeit Gassenjungen gewesen, sie und ich. Jetzt giebt sie's ein Bißchen höher, wenn sie das zimmetbraune Umschlagetuch um hat, was sie ihr vorigen

Weihnachtsabend geschenkt haben, die Backfische alle zusammen; denn sie ist so gewissermaßen Vertraute von Allen und holt ihnen zu naschen, hinter der Prudent ihrem Rücken; deswegen haben sie ihr viele Geschenke gemacht zum heiligen Christ, und das Zimmtbraune ist nicht bitter. Aber stolz ist die Dore darum doch nicht und kennt ihre alten Freunde von der Gartenstraße noch immer.

Wie sich das so fügt und trifft! murmelte Hermann. — Sodann erfolgte eine feierliche Stille, nur durch Friße's plätscherndes Ruder unterbrochen. Auch dieser hing stillen Gedanken nach. Ob sie Doren galten? Wer weiß? Wohin Hermann die seinigen richtete, das ist uns wohl bekannt. Zunächst gingen sie auf den Kirchhof, der denn auch bald erreicht war.

Es ist ein kleines Kirchlein, welches da einsam steht, von einem heimlichen Fleckchen Erde umgeben, von einem Halbinselchen im großen, blauen Landsee. Die meisten Inschriften über grünen Grabhügeln reden von Opfern, die der See gefordert. Der kühle See, der sie erquickend angelächelt, der ihnen aus träuselnden Wellen lüftern zugelißpelt: steigt hernieder in meinen Schooß, rettet Euch vor der Gluth des Tages in mein frisches, belebendes Reich; ich verheiße Euch wonnige Labung. Mit weichen Armen will ich Euch umfassen, liebevoll Euch tragen und wiegen; alle Lust Euch spenden! . . . Und sie folgten der verführerischen Lockung. Warnenden Bitten vom Ufer, die ihnen die Tüfchen der wandelbaren Fluth, die Pannen der Unterirdischen vorhielten und

mahnend auf die Gräber deuteten, stellten sie in ihrer Begierde kühnes Vertrauen auf eigene Kraft entgegen; riefen ihnen fröhlich zu, daß sie mit gewandten Gliedern schlimmeren Gefahren, reißenden Strömungen Trotz geboten. Sie warfen sich jauchzend kopfüber in den See, — ein Schrei, — ein krampfhaftes Zucken, — sie waren verschwunden, — sie waren sein, er behielt sie, und erst, wenn er ihrer überdrüssig wurde, warf er die entseelten Leichname wieder aus, wie böse Kinder den todtten Vogel wegwerfen, den sie quälten, bis er starb.

Manches Vaters Hoffnung und Stolz, mancher armen Mutter einzige Freude modert hier im feuchten Sande. Die Grabschriften sagen's. Sie sind eben so viele Zungen, die da in's Lebens hineinrufen: Traut den schmeichlerischen Wogen nicht!! — Vergeblich! Jahr um Jahr verschlingt der Unerfättliche neue Opfer.

Frize machte sein „bestes Leutnantchen“ aufmerksam auf eine Gedächtnistafel, die den Namen eines jungen Malers trug; Wilhelm R., den hab' ich, sagte der Bursch mit Thränen im Auge, untergehen und ertrinken sehen; acht Tage später hab' ich ihn helfen herausziehen, eine halbe Stunde weiter da unten. Und wie er da aussah — hu — gruselig! Und war so schön gewesen, — so schön wie Sie, Herr Leutnant, nicht viel älter wie Sie. Es waren ihrer ein Dreißig, Vierzig und mehr. Feierten ein Künstlerfest, wie sie's nannten, einem alten Deutschen zu Ehren, ich hab' den Namen vergessen; am zwanzigsten Mai vor zwei Jahren. Wir hatten auch so heißes Wetter wie heuer, und drüben im Gasthause war tüchtig

geblügel worden, und sie kochten wie die Dsentöpfe um Mittagszeit. Mitten auf dem See riß sich der Wilhelm die Kleider vom Leibe und stellte sich zum Steuer hin, hielt eine lange Rede von deutscher Kunst und Vaterland, und daß er einen Preis erworben hätte zur Reise nach Rom; aber dort auch wollt' er ein Deutscher bleiben, und als großer berühmter Mann wollt' er nach drei Jahren wieder zurück kommen, so gewiß, wie er jetzt in's Wasser spränge und an's Ufer schwämme. Spring' nicht, Wilhelm, schriean die Andern, Du bist erbt, kannst den Tod davon haben . . . da war er schon drin! Einmal tauchte er wieder herauf, ein ganzes Stückchen fort, — und hob den Arm — gleich wieder weg. Donnerwetter, sagte mein Vater, der versauft. — Wie wir mit den Rähnen hinkamen, fanden wir nicht die Probe von einem Maler. — Hier liegt er, Herr Leutnant, und ist nicht nach Rom gereiset, und ein berühmter Maler ist er auch nicht geworden. —

Hermann ging von einem Grabkreuze zum andern. Um einige hingen frische Kränze, die erst gestern oder heute von der Hand der Liebe gewunden sein konnten. Auch um Wilhelm's Namen schlangen sich grüne Blätter und bunte Wiesenblümchen. Die hätte ein junges Mädchen gebracht, versicherte Friße.

Mir würde Niemand einen Kranz flechten, wenn ich hier läge, murmelte der Graf.

Aber vielleicht wenn Sie hier säßen? — meinte der Schiffer; es sitzt sich ganz gut auf einem Grabe, im Sommer, bei Mondschein. Und da schwimmt ja stament

eine Compagnie herüber, wo jedwede Blumen und Zweige in der Hand hält. Die sind auf Grasung gewesen, sehen Sie man. Das ganze Prudent'sche Mädelvolf; und singen thun sie auch.

Sa, sie sangen, die lieben Kinder, einen hellen, hübschen Chor, der sich gar anmuthig über die glatte Oberfläche des tückschen Sees erhob und wie ein Gruß erster, innigster, reinsten Liebe zu Hermann's Herzen drang. Wähnte er doch ihre Stimme herauszuhören!?

Groß und klein durcheinander, sprach Frize; wie's der Hirte austreibt. Und die den großen Freßkober hält, wo aber Nichts mehr drinnen steht, das ist Dore, Herr Leutnant!

Zunächst würdigte Hermann die Tochter seiner neuen Freundin Puselmeyer keiner allzu verbindlichen Aufmerksamkeit. Er suchte einen andern Gegenstand für seine Feuerblicke und fand ihn bald heraus, mitten aus dem Gefühl der ungeduligen Mädchen, die es kaum erwarten konnten, den Begräbnißplatz mit ihrer lärmenden Anwesenheit zu beehren. Jetzt stieß der Schnabel des Fahrzeuges an's Ufer, der vorderste der vier Ruderer reichte der Kleinsten im Schiffe seine Arme und warf sie wie einen Ball auf festen Boden. Ihr folgten sichernd einige Andere.

Der räumt geschwinde auf, äußerte Frize und nickte dabei Doren zu, die den Gruß erwiderte, dann aber sogleich den leeren „Böker“ vor das schamröthliche Angesicht hielt; was Frizen veranlaßte zu flüstern: Bange machen gilt nicht!

Mittlerweile trat im Ausladungs-Geschäft eine Stotlung ein. Die schönste von den schon halb erwachsenen Pensionärinnen der Demoiselle Prudent — (und wir sprechen es aus im Selbstgeföhle des befriedigten Biographen, daß diese keine Andere gewesen, als Hermann's „Jungfer im Grünen;“ doch ihren Namen kennen wir noch nicht!) — hatte schon den einen ihrer zierlichen Füße in der Schwebe, um sich auf festes Land zu schwingen, . . . da that sie einen leisen Ausruf des Schrecks, oder der Freude, und fuhr wieder in's Schiff zurück. „Mais qu'avez vous donc, Mathilde?“ fragte Demoiselle Prudent. —

Mathilde, — ha, nun wissen wir den Namen, und Graf Hermann weiß ihn auch, denn Demoiselle pflegte, wie die meisten Erzieherinnen, sehr laut und eindringlich zu fragen und zu lehren, damit man eine Viertelmeile im Umkreise Gelegenheit finde, zu hören, wie musterhaft sie erzog! — Mathilde hütete sich sehr, zu antworten, daß sie plötzlich den jungen Herrn in zweierlei Tuch erblickt habe, den bis dahin die Grabkreuze gedeckt und ihrer Wahrnehmung entzogen. Sie stammelte eine ungenügende Entschuldigung, worauf Demoiselle ihre Brille zurecht rückte und die Halbinsel mit bewaffnetem Auge observirte. Die Folge davon war eine retrograde Bewegung sämmtlicher Flotillenbesatzung, welcher sogar ein Befehl folgte, die bereits an's Land gesetzten leichten Vorposten wieder einzuziehen; denn die weiblichen Admirale konnten ja nicht gut stehen, ob nicht vielleicht hinter ver-

schiedenen Denkmälern noch verschiedene Officiere steckten, und was solche in solchem Hinterhalte etwa beabsichtigten.

Hermann, allen zum ersten Male Liebenden ähnlich, wie mit Blindheit geschlagen für jede Warnehmung, welche nicht die Geliebte selbst betraf, konnte nicht begreifen, was da vor- und weshalb die Ausseiffung zurückging.

Friz hatte die Einsicht für ihn. Die riechen Lunte, sprach der schlaue Sohn der Residenz; sie fürchten sich vor Ihnen, Herr Leutnant. Die Prudent's sind höllisch hinterher, daß ihnen kein Wolf nicht zwischen die Heerde kommt.

So laß uns das Feld räumen; ich will nicht verhindern, daß die jungen Damen hier an's Land steigen. Mathilde könnte sich erkälten, wenn sie länger auf dem Wasser bliebe in den Abend hinein.

Friz sprang in sein Schiffchen, band es los und ergriff das Ruder. Hermann hing den Puselmeyer'schen Miethzettel an ein Grabkreuz auf den Nagel, der einen welken Kranz trug. Dann folgte er seinem Schiffer — und sie stießen rasch vom Ufer mit aller Eile hochachtungsvoller Rücksicht für die bedenkliche Zögerung der Lehrerinnen.

Alsobald begannen diese wieder die Entlcerung ihrer großen Gondel zu fördern.

Hermann sah sich scheidend fast die Augen nach Mathilden aus, und ob sie sich etwa dem Grabe nähern werde, über welchem er seine Totintafel befestigt. Doch



dies geschah nicht. Die zarte Jungfrau hielt sich dicht zu ihrer Gouvernante Brillen.

Dore jedoch — und Frize gab dieser That seinen Beifall zu erkennen — stibigte das ihr bekannte Blatt weg und brachte es in den Versteck ihres leer gegessenen Magazins, ehe ein anderes Auge es hätte entdecken können.

Sie hat's, versicherte Frize, und vor Schlafengehen weiß Mathilde, was auf dem Liebesbrieft steht, da können der Herr Leutnant Gift darauf nehmen.

Nimm einstweilen den Friedrichsd'or, sagte Hermann; wer seine Schulden bezahlt, verbessert seine Umstände.

Und meine auch, guter Herr Leutnant!

---

## Achtes Kapitel.

---

Graf Theodor hatte wahrscheinlich ganz vergessen oder war durch die Zerstreuungen der großen Welt, worin er sich bewegte, verhindert worden, darauf zu achten, daß er seinen Bruder ausdrücklich aufgesordert, einem der nächsten Levers beizuwohnen. Jetzt, wie Paul ihm erzählte, Graf Hermann habe sich als Leutnant melden wollen, fiel dem diplomatischen Majoratserben von Eichenau Alles wieder ein; auch, daß er die Absicht gehegt, „über des Jungen Inclinationen sich zu informieren.“ Er gab daher Befehl, Hermann solle vorgelassen werden, das nächste Mal wo er sich einstelle; müsse man

dadurch auch den süßen Morgenschlaf des Erstgeborenen stören.

Doch Hermann stellte sich nicht ein. Der hatte ganz andere Sorgen, ganz andere Geschäfte, als seinem Herrn Bruder den Hof zu machen. In dem Puselmeyer'schen möblirten Zimmer war er bald heimisch geworden, und was er zuerst wie einen Vorwand gebraucht, daß er dort ungestört lesen und sich allerlei Studien widmen wolle, gestaltete sich schon in den ersten Tagen zur Wirklichkeit. Sein bekanntes, anerkanntes, officiellcs „zu Hause“ befand sich in belebter Gegend der Stadt, mitten unter den Wohnungen der Kameraden, unweit ihrer Regimentskaserne, welche auch mehrere derselben beherbergte. Von seinem stillen Zufluchtsorte wußte außer dem Burschen, der ihn bediente, Niemand das Geringste, und diesem Vertrauten war tiefes Schweigen auferlegt. Der Kerl hätte sich eher die Haut vom Leibe, als ein Wort des Verrathes aus dem Munde ziehen lassen, so fest ergeben hing er an seinem Grafen seit der ersten Stunde, daß er um ihn gewesen. — Und da fiel es denn weiter nicht auf, daß Graf Eichengrün, der schon vorher für einen jungen Sonderling gegolten, sich auch als Lieutenant isolirte und mit Seinesgleichen keinen vertrauten Umgang pflegte. Bedeutende Zulage schien er nicht zu haben, machte keinen Aufwand, vermied jede unnütze Ausgabe, kontrahirte keine Schulden und stieß durch sein wissenschaftliches Streben diejenigen zurück, die nur in zeittödtenden Zerstreuungen Vergnügen fanden. Diese suchte er auch eben so wenig, als den Verkehr mit der übrigen vornehmen Welt, obschon

ihm, dem Sohne solchen Vaters, dem Neffen der Gräfin Barbara, viele vornehme Häuser offen gestanden hätten.

In jenen Regionen mußte man kaum von ihm, und Graf Theodor that seinerseits nicht das Geringste, an ihn und seine Anwesenheit irgendwo zu erinnern.

Er (Hermann) hatte der Tante sein heiliges Ehrenwort gegeben, keine Verbindung anzuknüpfen, die ihn auch nur dem Anscheine nach in Kreise bringen könnte, wo moderner Adelshaß die Lösung wäre. Dies Versprechen erfüllte er gehorsam. Doch weiter ging er auch nicht und bewahrte auch noch immer jene liberalen Gesinnungen, die er als werdender Jüngling eingesogen; die seinen humanen Gefühlen auf's Innigste entsprachen.

Deshalb befand er sich allein, bei lehrreichen oder Geist und Gemüth anregenden Büchern am wohlsten, bedurfte keiner anderen Unterhaltung. Deshalb auch gewährte ihm sein kühles Asyl bei heißen Sommernachmittagen eine stets erwünschte Labung, mochte schon von den Voraussetzungen, die er gewagt, als er es miethete, bis jetzt keine sich bewährt haben. Denn Mathilde zeigte sich jetzt sehr selten an ihrem Fenster, und wenn sie dort saß, verwendete sie keinen Blick mehr von ihrer Hände Arbeit oder von dem Buche, in welches sie versenkt blieb, als gäb' es nichts Erquickliches wie eine französische, englische, vielleicht auch italienische Sprachlehre.

Ha, kein Zweifel: Dore hatte ihr die mütterliche Vermietungsanzeige nicht vorenthalten; hatte nicht ermangelt, zu bestätigen, daß der „Officier vom Kirchhose am See“ (denn diesen poetischen Beinamen trug Hermann

in den Plauder-, vielmehr Flüsterminuten prudent'scher Pensionärinnen) nun wirklich bei Madame Puselmeyer eingezogen sei und wenn auch nicht die Morgen und Nächte, doch gewiß die bis zum Abende sich verlängern- den Nachmittage dort zubringe! Ja, gewiß war Mathilde davon unterrichtet! Und wahrscheinlich weil sie es war, gab sie nicht das leiseste Zeichen.

Und wendete sich denn Hermann nicht an die Dore, die seit einiger Zeit unglaublich oft herüberkam, „nach Mattern zu sehen?“ Viel, viel öfter denn sonst? An Doren, die nur so darauf brannte, ausgefragt zu werden, Rede zu stehen und wohl auch einen Bruder des runden gelblichen, für seinen Umfang gewichtigen Goldstückes zu erwerben, welches ihr Freund aus der Gassenjungenzeit, der gegenwärtige Schiffspatron Friedrich Merk, ihr zur Ansicht und Bewunderung vorgewiesen, — so gewiß! Ja, Dore hielt sich überzeugt, hier sei auf „ganz anständige Art“ ein Friedrichsd'or zu verdienen, wenn der schöne stumme Leutnant nur ein allereinzigstes Mal das Maul aufsperrten wollte. Sie konnte doch nicht anfangen! Das hätte sich nicht geschickt.

Doch Hermann fing noch weniger an. Ihm wär's ja Entweihung seines Heiligsten gewesen, mit einem Mädchen wie Dore von Mathilde zu reden, von den wunderfeligen Schmerzen, die ihn mit unbegreiflichen Ahnungen durchbebten, wenn er diesen Namen nur dachte! In dieser Andacht, deren Selbsttäuschung der reifere Mann zu verspotten pflegt, die aber den gläubigen unerfahrenen Jüngling lieblich kleidet, vermied er sogar,

mit der Dore Pufelmeyer auf dem Flure oder auf der Treppe zusammenzutreffen. Er kam und ging schleichenden Trittes, um sich nicht bemerkbar zu machen. Und wenn auch bisweilen eine halbe Woche verstrich, bis er Mathilden, oder vielmehr ihr glänzendes Haupthaar — (denn viel mehr sah er nicht von ihr) — hinter den Blumen entdeckte, war er schon glücklich und zufrieden. Freilich wurde ihm bisweilen zu Muthe, als müßte er hinüber in's offene Fenster ihr zurufen: Mathilde, blide auf, ich bin hier! Oder als müßte er, wenn er Dore draußen bei ihrer Mutter hörte, in den Lattenverschlag stürzen, um mit Einer sprechen zu dürfen, die stündlich mit ihr sprechen durfte. Doch diese momentanen Regungen führten niemals zum Ausbruch, und er fand seine Sammlung und bescheidene Ruhe sogleich wieder, wenn er sich besann, welche Verdrüßlichkeiten für Mathilden daraus entstehen könnten. Mitunter kam es ihm doch auch vor, als ob das spröde Kind nach und nach ergriffen würde von der Ahnung seiner unausgesetzt auf sie gerichteten Gedanken; — denn mögen es die schönen Leserinnen nun glauben oder nicht: Graf Herrmann hatte es dahin gebracht, mit Aufmerksamkeit zu lesen, lesend zu lernen und daneben doch an Mathilden zu denken. Wie ist das möglich? hör' ich fragen — Es geht ganz natürlich zu und sei hiermit zu gelegentlicher Nachahmung empfohlen. Er las ihr Alles vor; er setzte sich vor sie hin — nein, daß ich es deutlicher mache: er rückte die beiden Häuser so dicht an einander, daß ihr Kopf und sein Kopf sich nöthigenfalls hätten berühren können,

wosera sie nur ein wenig die Hälse zu strecken vermochten! Und in solcher Nähe mußte sie ja natürlich jede Silbe vernehmen, die er noch so leise sprach. Und wenn eine schöne Stelle kam, hielt er inne, um zu fragen: „Wie gefällt Dir das?“

Oder auch fragte er sie um eine englische Vokabel, um einen neufranzösischen Ausdruck; denn sie mußte das nothwendig am Schnürchen haben. Kurz er war immer bei ihr, und sie immer bei ihm, und er vereinigte die sonst so schwer zu verbindende Nahrung für Geist und Herz. Bis dann die Dämmerstunde kam — da wurde es aber erst himmlisch schön im erbärmlichsten Studentenzimmerchen, welches jemals „Chambregarnisten“ vermietet haben mögen. Denn er verwandelte es vermittelst seiner Phantasie, welcher Dunkelstunden und zugebrückte Augen behilflich waren, in das Eichenauer Citronenhaus. Die Worte des alten Wiesner: wie Comtesse Barbara den Fürsten Odo zum Abschiede geküßt habe, klangen einer wunderbar klingenden Melodie ähnlich um ihn her. Halb war er Hermann, halb war er Odo, und Mathilde war wohl keine Aeltissin, aber sie küßte ihn doch; sie riß sich nicht von ihm los, aber er wagte doch nicht, sie Braut zu nennen; sie weinten nicht, aber es wühlte doch so viel Schmerz in der von Sonne glühenden Brust. Die Drangenblüthen dufteten, fielen herab auf ihn, draußen fiel Schnee, . . . da geschah ihm plötzlich, als träte die Puselmeyer dazwischen und mahnte drohend: Noblesse oblige! — Und es war dann auch gewöhnlich die wirkliche und reale Puselmeyer, welche

leise die Thüre aufklickte, durch die schmale Oeffnung bescheiden fragend: ob der Herr Leutnant etwa Licht befehlen? Eine Frage, welche sich, obgleich täglich verneint, täglich wiederholte und jedes Mal die Zauberwonne der Dämmerstunde verschlechte. Hermann war über die Störung immer nur ein kurzes Weilchen aufgebracht. Hernach besann er sich, daß es ohnedies Zeit gewesen sei, aus dem Reich der Träume in's Gebiet der Wirklichkeit zurückzukehren, und er raffte sich zusammen, schnallte seinen Sarras um und erwiderte stets mit derselben unermüdblichen Geduld: „Sie wissen ja, Puschmeyer, daß ich hier kein Licht brennen will; man soll ja nicht wissen, daß ich hier — studire.“ Worauf sie jedes Mal einwendete: „Wir können ja die Fenster verhängen, daß kein Mensch“ . . .

Das Weitere hörte er nie, denn er war dann schon unten, und wenn es nicht in Strömen goß, rannte er gewiß noch ein Stündchen in die Nacht hinein, um sich Schlafstunde zu holen!

Ein kurioses Leben für einen jungen Officier Namens Hermann Graf Eichengrün! — So einförmig und auf gewisse Weise doch so vielgestaltig. Er entbehrte dabei keinen der Genüsse, deren seine Kameraden bedurften, und vergaß manchmal, daß es außer ihm und ihr noch Menschen gebe. So vergaß er auch seinen Bruder vollständig. Dachte sogar an den Vater und was noch mehr sagen will, an Tante Barbara nicht und schrieb länger als einen Monat hindurch weder nach Eichenau, noch nach Friedhain.

Graf Theodor hatte wohl einige Male gegen seinen Paul geäußert: wo mag Graf Hermann stecken? Doch dabei war es verblieben, und weder Herr noch Diener stellten Nachforschungen an; wie nicht selten in einer großen Stadt vorkommt, daß nächste Bekannte und Verwandte Nichts von einander erfahren. So hätte es denn auch bei des einen Bruders Stimmung und bei des andern Egoismus, der bisher für den Jüngern keine besondere Innigkeit auskommen lassen, wer weiß wie lange fortbauern können, wäre nicht ein Schreiben aus Friedhain in Eichenau eingetroffen, worin Tante Barbara fragte: Bist Du auch so lange ohne Nachricht von unserem Hermann, wie ich? Und wäre durch diese Frage Graf Ulrich nicht veranlaßt worden, wieder einmal an Theodor zu schreiben und seinerseits zu fragen: „Hat denn ein kürzlich aus dem Ei gekrochener Lieutenant so gewaltige Geschäfte, daß er weder an Vater noch an Tante mehr ein Briefchen zu Stande bringt?

Richtig, sagte Graf Theodor zu Paul: wo steckt der Hermann?

Weiß ich's, Euer gräflichen Gnaden? Wo stecken solche jungen Herren? In der besten Gesellschaft schwerlich!

Wir müssen doch nach ihm sehen, sprach der Graf. Das hieß so viel, als: erkundige Du Dich nach ihm, und Paul that dies. Er wählte zu diesem Gange einen Nachmittag, wo sein Herr zum Diner fuhr, und fand natürlich den Gesuchten nicht im Standquartier. Der Bursche hielt lange genug fest, ihr Geheimniß mit allen



Kräften des Geistes vertheidigend. Mit diesen aber griff ihn auch der schlaue Paul von allen Seiten an. Und da war der Kampf ungleich: der pffiffige abgedrehte Kammerdiener des älteren lockte den ungehobelten Bengel des jüngeren Bruders auf schlüpfrigen Boden, dort rang er mit ihm, und der ehrliche Bengel glitt aus, wobei ihm Jener das anvertraute Kleinod entriß. Als Graf Theodor vom ministeriellen Diner heimkehrte, konnte Paul ihm genau angeben, wo eine sichere Pufelmeyer hause, in deren Wohnung Graf Hermann das „Erholungssübchen“ gefunden, in welchem er die Hälfte seiner Tage zubringe.

Ich will ihn morgen dort überraschen, äußerte Graf Theodor, und ihn aus dem Schlamme reißen, in den er gerathen ist. Pufelmeyer! — Psui, wie gemein!

Zu derselben Stunde, als dieser brüderliche Entschluß in einer von jenen Straßen der großen Stadt ausgesprochen wurde, worin die vornehme Welt Haus bei Haus waltet, begab sich in der abgelegenen wahlauer Holzgasse etwas Unerwartetes, was bedeutenden Einfluß auch auf Hermann's ganze Zukunft gewinnen sollte. Dieser gerieth nämlich mit der Dore in's Gespräch, und zwar ohne seine Schuld, ohne bösen Willen. Er hörte das Mädchen, gerade während seiner Traum-Dunkelstunde, draußen im Küchenverschlage der Mutter eine lange, von heftigem Schluchzen unterbrochene Geschichte erzählen, die nach Art dieser Leute, der ergiebigsten Quelle gleich, fortrann und durch hineinfallende Thränen nur immer schnelleren Fluß erhielt. Anfänglich bemühte

er sich, darauf nicht zu achten. Er wollte nicht gestört sein. Nun aber sonderte sich, wie eine Perle aus trübem Wasser, deutlich der Name Mathilde ab und wiederholte sich einige Male. Auch „unser Leutnant“ drang an sein Ohr. Das war mehr, als er ruhig mit anhören konnte. Thränen, für sie vergossen — von denen er vielleicht unbewußt Ursache war? . . . Er sprang auf und lauschte durch die halb geöffnete Thüre. — Augenblicklich stand die murmelnde Quelle still. Dore verstummte und zog sich mit ihrer Mutter in deren Hinterstübchen zurück.

Ahnungschwere, bange Nacht legte sich um des Liebenden Seele. Düsterer Ahnungen voll verließ er das Gemach, das Haus, die Gasse, aus denen er zum ersten Male, seitdem er dort weilte, traurige Gedanken mitnahm.

Was mochte vorgefallen sein? Er hätte doch fragen, hätte das sich gegen Dore auferlegte Schweigen doch brechen sollen! Nun, heute war es zu spät, wieder umzukehren; aber morgen wollte er versuchen . . . Er brachte eine schlaflose Nacht zu; verstört und überwacht ging er an die militärischen Berufsgeschäfte, die ihn ohnehin nicht entzückten; mußte vielerlei Neckereien anhören, die der Blässe seiner Wangen, der fiebernden Gluth seiner hohlen Augen galten; verwünschte innerlich die Convenienz, die ihm den Zwang auferlegte, verletzende Scherze scherzhaft hinzunehmen und freundlich zu sein gegen Diejenigen, mit denen er lieber Kugeln gewechselt hätte. Je näher die sonst ersehnte Stunde rückte, welche

ihn gewöhnlich dem städtischen Lustkulum zuführte, desto bänger schlug sein Herz beim Gedanken an das beabsichtigte Gespräch mit Dore. Wird sie bei ihrer Mutter sein, wenn ich die Treppen hinauf am Pattenverschlage vorüber komme? Wird' ich sie sehen? Wird' ich sie wieder sprechen hören? Wird sich eine passende Gelegenheit finden, zu erfahren, was ich wissen will? Solcher an sich selbst, oder vielmehr an das Schicksal gerichteter Fragen zogen unzählige durch seinen Sinn. Endlich beschloß er, — mit der fatalistisch-abergläubigen Thorheit, der sich zarte und verzagte Liebe so willig und gern zuneigt, — sein Benehmen davon abhängig zu machen, ob ihm das Mädchen, wie es öfters geschehen war, in den Wurf kommen werde. Begegnet sie mir, dann ist's ein Wink, daß ich sie ansprechen soll! Außerdem thu' ich's nicht! In dieses einigermaßen unverständige Resultat liefen zuletzt alle seine Für und Wider hinaus.

Und siehe da, sie begegnete ihm, oder er ihr, sie stand groß und breit unten in der Hausthür. Aber — — — verlasse sich einer nur auf des Schicksals Wink! Es winkt, o ja, es hört gar nicht auf zu winken, leider jedoch in den meisten und gerade in den am meisten verwickelten Zuständen so unklar und zweideutig, daß man es von der perfiden Hinterlist alter Draleinflüsterungen inspirirt wännen möchte! Dore stand allerdings in der Hausthür, und obenein zu einer Tageszeit, wo sie sonst nimmer müßig dazustehen pflegte. Doch sie war nicht allein; sie redete lebhaft zu einem hinter der Thüre Stehenden (weßhalb sie auch der Straße den Rücken

kehrte und den Grafen nicht kommen sah); sie sprach zu Friedrich Merk, dem deutschen gondoliere. Dieser gewährte ihren Miethsmann, zog den bebänderten Strohhut, Dore machte Front und grüßte auch, — und Hermann eilte, Beider Grüße erwidern, vorüber. Da er den Fuß schon auf die erste Treppenstufe setzte, dächte ihm wohl, als riefte Frige leise ihm nach. Er sah sich nicht um und kamm weiter empor. Droben erst bereute er, nicht Halt gemacht zu haben. Doch die Neue sollte nicht länger wahren als der helle Sonnentag. Gegen Abend vernahm er schlürfende Tritte, eifriges Geflüster vor seiner Thür; ein behutsames Klopfen erfolgte; mit zitternder Stimme rief er herein — und Frige erschien, die sich sträubende Dore an der Hand nachziehend.

Das kann Alles Nichts helfen, sagte er, erfahren muß es der Herr Leutnant; denn warum, ohne ihn wärst Du drüben nicht weggeschickt worden, und vielleicht läßt sich noch eine Hilfe finden. Sechs Augen sehen mehr wie viere. Sehn Sie, guter Herr Leutnant, es steht nämlich so. Die arme Dore hat damals den Miethszettel vom Grabkreuze 'runter gerissen und in das große Pompadur gestochen, daß die Prudent nicht sollte Wind kriegen.' So weit wär' auch Nichts dagegen einzuwenden gewesen. Nur darin hat sie's versehen, daß sie das verteuflte Stück Pappendeckel der Mathilde auf ihren Nähtisch praktizirt hat. Wozu? frag' ich. Keiner Unsinn! So was können die Weibsbilder nun einmal nicht bleiben lassen. Und die Mathilde hat das Ding falsch verstanden und hat's unter ihre Stüdmuster gelegt.

Auch wieder Unstinn! Was nützt mir so 'n Schabergarnietzettel? Kann ich mit dem reden? Kann ich dem man einen einzigsten Kuß geben? Heißt das, ja, küssen kann ich ihn, das ist richtig. Aber küßt er retour? Nicht die Probe! Ist ein verflucht schlechtes Vergnügen. Na, das ist ihre Sache und ginge uns weiter Nichts an. Nu muß aber die Prudent ihre Nase mit der Brille drauf in jedweden Quark stecken, mit Erlaubniß, und kommt auch über der Mathilde ihre Stiefmuster, wo sie denn das Zimmer für einzelne Herren im dritten Stock findet, ihr gegenüber und einen Leutnant drin! Wasserfahren, Begräbnißplatz, Uniform, Pappendeckel, eins zum andern! Wo kömmt das her? brüllt sie; die Mathilde verschrickt, verwirrt sich; das ist Natur! Ich glaube, Dorchon hat ihn liegen lassen! Dorchon ist die Tochter von dieser Wohnung, in der Wohnung zeigt sich ein Leutnant am Fenster, der sich schon im Wäldchen draußen und auf dem Wasser gezeigt hat! Da sind böse Absichten hinter; Dore will kuppeln und etzeterra! Dore wird weggejagt. Dore soll sich nicht mehr unterstellen, die Pensionsanstalt zu betreten. Punktum. Nu frag' ich bloß, Herr Leutnant, ob das so stillschweigend hingehen kann, oder ob da nicht ein Donnerwetter d'rinschlagen muß!? Den Dienst verlieren, um so 'n lumpichten Miethszettel, auf dem nicht einmal mit Blei gekritzelt war: ich liebe Dir, Tilde! oder so 'was, Nichts stand drauf, das will ich beschwören, als das vom Zimmer.

Hermann hatte aus Friße's Bericht nur herausge-

hört, was ihn mit unbeschreiblichem Glück durchdrang: Mathilde erwiderte seine Liebe in stiller, inniger Zuneigung; er konnte ihr nicht gleichgiltig sein, sonst hätte sie ja den verhängnißvollen Miethszettel nicht heimlich aufbewahrt. Um Dorens oder deren Mutter Willen war ihr dieß werthlose Papier nicht werth gewesen. Zehnmal ließ er Dore den Hergang wiederholen; zehnmal mußte diese auf's Neue bestätigen, daß auch sie von Mathildens Liebe für ihn vollkommen überzeugt sei. Und ebenso oft setzte Frize hinzu: davon kriegt die Dore ihren Dienst nicht wieder; was hat die von der Mathilde ihrer Liebe zum Militär?

Was sie davon hat? fragte Hermann, nachdem er zuletzt doch den Sinn dieser Frage aufgefaßt. Was hat sie denn drüben gehabt?

Was ich gehabt habe, Herr Leutnant? Drei Thaler monatlich von den Prudent'schen, und ein Thaler hat sich mit Geschenken auch noch zusammen geklappt.

Nun, so geb' ich Dir monatlich fünf Thaler; dann stehst Du Dich um einen besser und hast Nichts dafür zu thun. Denn für jede Botschaft, die Deiner Geschicklichkeit gelingt, falls ich es nöthig finden sollte, diese auf die Probe zu stellen, bezahle ich Dich besonders!

Nicht menschenmöglich! rief Dore ungläubig.

Einem jungen Officier, belehrte sie Frize, ist Alles möglich, wenn er verliebt ist — und hat Geld. Und daß der Herr Leutnant Geld haben, das ist mir schon bekannt!

Hier, mein Kind, sagte Hermann, dem ein ganz

neues Dasein aufgehen wollte, hier hast Du Dein erstes Lohn für den laufenden Monat. Und er warf ihr ein Goldstück auf den Tisch, dessen Klang fröhlich schallte.

In diesem Augenblicke fragte Frize: Wer krabbelt an der Thürklinke?

Mutter wird es sein, entgegnete Dore. — Die Thüre ging auf.

Graf Theodor Eichengrün zeigte sich, begleitet von Madame Puselmeyer, die, ihre Küchenlampe in der Hand, dem mit einem sehr ausländischen, exotischen Orden gezierten vornehmen Herrn vorleuchtete.

Der Eintretende sah gerade noch, wie Dore den Friedrichs'd'or vom Tische nahm. Dann prüfte er ihr Aeußeres durch die Vorgnette und sagte zu seinem Bruder: Pas mal, mon cher Armand; je vous fais mon compliment. Mais qui donc est ce garçon la?

Hermann war so verdußt, daß er mit offenem Munde, ohne ein Wort heraus zu bringen, den unerwarteten Besuch anstarrte.

Fritz und Dore erschrocken heftig über ihres „lieben Leutnants“ Schreck; sie setzten voraus, es müsse wenigstens ein verkleideter Feldmarschall oder gar ein regierender Herzog sein, der den jungen Herrn dermaßen aus der Fassung bringe.

Alle schwiegen. Die Puselmeyer machte ein höchst besorgtes Gesicht; ihr ahnete so Etwas, als könne ihre Unvorsichtigkeit, den Fremden trotz ihres Miethers Verbot eingeführt zu haben, den Verlust des Letzteren nach sich ziehen und ihr Zimmer wieder leerstehen bleiben.

Graf Theodor hob zuerst wieder an: Du kennst wahrscheinlich nicht die köstliche Geschichte von unserer alten trefflichen Gräfin von der Gals? Oder kennst Du sie, Hermann?

Ich kenne weder die Geschichte, noch die Gräfin!

Nun so höre; sie ist sublim. Ein Fest bei Hofe hatte einen Haufen neugieriger Gaffer um jenes Portal des Schlosses versammelt, wo die Equipagen vorfuhren. Als die gute alte Gräfin ausstieg, war das Gedränge so heftig geworden, daß ihr Lakai zurückgestoßen wurde, ohne ihr Beistand leisten zu können, und auch ihr drohte Gefahr. Da sagte sie mit fester Stimme entschieden, aber freundlich: Lieber Pöbel, wollen Sie erlauben, daß ich passire; ich habe nothwendig oben zu thun. Man machte ihr sogleich Raum, und sie gelangte bis an die Treppe.

Was bringt Dich jetzt auf diese Aeußerung der Gräfin? fragte Hermann, der wirklich gar keinen Zusammenhang zwischen jener Anrede und seiner gegenwärtigen Situation entdeckte.

Was mich darauf bringt? Ganz einfach der Wunsch, Du möchtest mir gestatten, Deine hier versammelte Gesellschaft in demselben Style anzureden: „Lieber Pöbel, wollen Sie erlauben, daß ich mit meinem Bruder allein bleibe; ich habe nothwendig mit ihm zu sprechen!“

Ob der Ausdruck „Pöbel“ die Anwesenden mehr verletzte? ob das Wort „Bruder“ ihnen größeren Respekt einflößte? ob sie aus gekränktem Ehrgefühl oder aus Furcht vor dem stolzen Grafen das Feld räumten? das



lassen wir dahin gestellt. Genug sie gehorchten, und Theodor war mit Hermann allein. Das Geschöpf, sprach er, ist in seiner Art ganz nett; aber weißt Du, Freund, daß Du den unverschämtesten Zudringlichkeiten dieser ganzen Bande unterliegen kannst, wenn Du nicht bei Zeiten dekampirst? Wer hat gehört und erlebt, daß ein solches Frauenzimmer einen Helfer ihres Standes mitbringt, um sich bezahlt zu machen? Auf diese Weise rauben sie Dich aus, und Du riskirst über kurz oder lang einen Skandal, der Deine Existenz bedroht.

Von Nichts war wohl Hermann weiter entfernt, als von dem Bedürfnisse, den Bruder zum Vertrauten zu machen. Ein deutliches Vorgefühl verkündete ihm, daß eine Liebe wie die seinige von Theodor höchstens mit höhnischer Nachsicht aufgenommen werden könnte. Doch der jetzt eben gegen ihn ausgesprochene Verdacht, als hätte er sich feiger Weise durch Gesindel den Friedrichs-d'or abtrogen lassen, den Dore eingestrichen, erbitterte ihn zu sehr und, er konnte nicht umhin, sich zu rechtfertigen. Er theilte seinem Bruder den wirklichen Sachverhalt mit, ohne das geringste Faktum dabei zu entstellen oder zu verschweigen. Was er aber doch entstellte, war die Reinheit seiner Gefühle für Mathilden, war die schüchterne Verzagtheit dieser ersten unschuldigen Liebe. Denn er schämte sich, — und so wunderbarlich „mischen sich die Elemente“ in manchen Naturen! — ja er schämte sich des Höchsten und Heiligsten, was ihn bescelte, weil er vor einem Lebemann wie Theodor nicht als unerfahrener Neuling gelten wollte.

Ah, sagte dieser, das laß ich mir gefallen. Parlez moi de cela! Eine primeur, eine junge Demoiselle im Pensionat! Das macht Dir Ehre. Ich glaubte Dich noch nicht so avancirt in der Kunst zu leben, und Du sürprennirst mich! Da kann man wohl anwenden, was der Dichter ausspricht: Es bildet ein Talent sich in der Stille! Wie ich Dir Unrecht gethan habe! Wenn die Sachen so stehn, konservire Dein Absteigequartier und verfolge Dein Ziel. Ich will mich wohl hüten, Dich zu derangiren. Viel Vergnügen, Kleiner! Versäume nicht, mich au fait zu halten. Mir behagen derlei Schilderungen, die ich zwar nicht ohne Reiz höre, die mich dabei doch in eine Zeit zurückversetzen, wo ich noch jung war.

Und was bist Du denn jetzt? fragte Hermann.

Was die meisten jungen Männer meinesgleichen sind: ein ausgebrannter Vulkan. — Doch davon ein ander Mal. Besuche mich jetzt öfters. Fürchte nicht, daß ich moralisiren will; das fällt mir nicht ein, denn ich weiß, es hilft zu Nichts. Doch guten Rath kann ich Dir ertheilen, praktischen. Adieu, mein Junge. Grolle mir nicht wegen meines ungerechten Argwohns. Ich gebe Dir Ehrenerklärung! Und wenn Du Geld brauchst, wende Dich nur an mich. Für solch' pikantes Abenteuerchen steht Dir meine Börse immer offen.

Theodor machte Anstalt, ihn zu verlassen; Hermann erbot sich, ihm das Geleit zu geben. Draußen auf dem Flure ließ sich Niemand blicken.

Die Brüder fanden an der Straßenecke Theodor's Equipage halten. Sie bestiegen den Wagen, und der

Ältere brachte den Jüngeren bis vor dessen legitime Wohnung, wo er ihn absetzte und ihm nochmals dringend empfahl, sich nicht so selten zu machen!

---

Hermann's Bursche, der seinen Lieutenant aus dem Wagen steigen sah, machte sich auf das Schlimmste gefaßt. Schon seitdem es geschehen, bereute er, gegen den Herrn Kammerdiener geschwätzt, das Geheimniß der Wahlaucrgasse ausgeplaudert zu haben; und die gräßliche Equipage war ihm ein fürchtbarer Beweis, daß sein Verrath Folgen gehabt, daß der Herr Legationsrath den Paul nur als Spion entsendet hatte. Er schielte den jungen Gebieter nach der Seite an, mit gesenktem Kopfe, wie ein Vorstehhund, der laut gejagt und das Huhn außer Schuß gebracht hat. Von einer Minute zur andern meinte er: Jetzt wird's losgehen.

Doch Hermann that gar nicht, als wüßte er, daß neben ihm ein Diener walte und räume. Das Theegeschirr ließ er unberührt stehen; dem kalten Fleisch, dem frischen Gebäck gönnte er keine Aufmerksamkeit. Einige Bogen feinsten Briefpapiers suchte er hervor — da fand sich obenauf ein begonnenes Schreiben: Wie lange schon, meine theure, einzig geliebte Tante . . . weiter war es noch nicht gediehen, und er schob es rasch bei Seite. Dann prüfte er verschiedene Federn, und wie er die Beste ausgeprobt, setzte er zu nachfolgender Epistel an: „Jungfräulich“ Kind! Blume unter Blumen! Engelbild von grünen Blättern umkränzt! Sei, wer

Du willst; nie wird aus meiner Seele die Hoffnung weichen, daß Du geboren wurdest, mein zu sein. Daß ich Dich einst erringe, sei's mit dem Schwert in der Hand, sei's mit einer Blume, lieblich gleich Dir! Ja, Du wirst mein werden, wie ich Dein bin auf ewig. Hermann.

Ob es Doren gelingen könne, dies sein erstes Liebesbriefchen, an welchem wir, wollen wir die Form nicht loben, doch die Kürze preisen müssen, sicher und ohne Aufruhr bei Prudent's in Mathilden's Besitz zu bringen? Darüber grübelte der beglückte Autor nicht. Er legte das zierlich couvertirte Sendschreiben vor sich auf den Tisch und betrachtete es fortwährend mit der Andacht eines Kindes, dem man gesagt, daß aus Kernen Bäume wachsen, und welches nun den geheimnißvollen Stein des edelsten Pfirsichs in die Erde stecken will, voll Zuversicht, nach Verlauf kurzer Tage süßeste Früchte zu pflücken. Es durfte, es konnte nicht fehlschlagen: auf solche Zuschrift mußte Mathilde erwiedern. Binnen hier und zwei Mal vierundzwanzig Stunden lag ihre Antwort eben so zierlich vor ihm, wie jetzt sein eigenes Brieflein. Ach, und wie lieblich würde ihn erst das ihrige anlächeln, da das seinige schon die papiernen Falten um's gräßlich eichengrün'sche Wappen herum zum Lächeln verzog! Er schob es, da er endlich zu Bette gehen mußte, an die äußerste Ecke des Tisches, damit es morgen bei Tagesanbruch der erste Gegenstand sei, auf den er von seinem Lager aus die Augen richten könne.

Und dann entschlief er so sanft, so süß so selig, wie

nur die liebende Unschuld, die unschuldige Liebe einschläft: matt von reiner unbeschreiblicher Freude; genügsam im Wünschen, keusch im Begehren, überschwänglich im unbestimmten Hoffen. Um zwei oder drei solcher Nächte wegen, — denn auf mehr bringt es ein armer Sterblicher selten! — Es ist eigentlich doch der Mühe werth, das Erdenleben angetreten zu haben. Vielleicht nur deshalb! denn alles Uebrige, mag der erste Biß noch so sehr den Gaumen kitzeln, schmeckt beim zweiten schon bedeutend nach Sterblichkeit, und beim dritten und weiter ist der moderichte Grabesparfüm gar nicht mehr zu verkennen.

Uebrigens kann unser Hermann kaum begieriger auf die Ereignisse des kommenden Tages gewesen sein, als ich sein würde, wenn ich eine Leserin dieses Buches wäre. Da ich leider jedoch der Autor bin und den Verlauf schon vorher kennen muß, so will ich die schöne Seele, die sich für meinen Helden interessirt, auch nicht unnütz martern und hinhalten. Ich führe sie mit einem Sage lieber gleich in's Monatzimmerchen unserer Mutter Puselmeyer, setze den Leutnant auf's harte Kanapee, stelle Dore ihm gegenüber und nehme ihr den Bericht von den Lippen weg, der in drei Worten ein ganzes Buch voll Weisheit aufwiegt. Dore spricht: Sie hat ihn! Und nachdem sie dies, noch keuchend vom raschen Lauf über drei Treppen, herausgebracht hat, holt sie tief Athem und setzt sich einstweilen auf einen Stuhl dem Kanapee gegenüber, fest entschlossen, nicht eher fortzufahren in ihrem Bericht, bis sie sich erholt hat.

Sie hat ihn! ruft Hermann aus — und neigt sich dem Fenster zu, guckt verstohlen durch die Scheiben — als ob sie sich etwa gleich, den Brief in der Hand, vor ihm zeigen und ihm zunicken würde!

Dore sieht die Albernheit dieser Voraussetzung ein. Doch fühlt sie sich zu erschöpft, um sich ausführlich darüber auszulassen. Sie murmelte bloß: *Ö Gott bewahre!* — Das bringt den Lieutenant zur Einsicht, und er sinkt wieder in die Sophaecke, aus welcher noch einige Duzend geflüsterter: *Sie hat ihn!* hervorsäuseln. Dore merkt ihm wohl ab, daß er vor Erwartung brennt, zu erfahren, wie sie erreichte, was so schwierig schien! Sie ist ein gutes Mädchen, sie läßt ihn nicht harren, sobald sie nur erst wieder „bei Puhle“ ist. Es ist sehr einfach vor sich gegangen und lag so nahe, daß ich mich wundern müßte, wenn's nicht jede aufmerksame Romanleserin ohne mich schon inne hätte. Dore war geraden Weges zu Prudent's eingedrungen, hatte sich unbekümmert um die besorgten Gesichter größerer und kleinerer Schülerinnen zu Mathildens Nähtisch gedrängt, dort die Schublade geöffnet und dann, als Demoiselle Prudent die Reifere wüthend herbeistürzte, fragend wie sie sich unterfangen könne, noch einmal diese Räume zu betreten, mit bescheidener Würde entgegnet: *Nur meiner Mutter Miethszettel brauch' ich; unser Officier muß ausziehen!* — Daß jenes corpus delicti nicht mehr in Mathildens Nähkasten weilte, hatte Dore längst gewußt. Dadurch nun traf sie zwei Fliegen auf einen Schlag: Demoiselle Prudent entfernte sich auf den vierten Theil

einer halben Minute, herbeizuholen, was bereits in der Lade, die sämmtlichen confiscirten Gegenständen gewidmet war, unter heimlich gelesenen Romanen, verschimmelten Räschereien, gegenseitigen Mädchenconfidenzen in Form von Tagebüchern, zerstreuem Spielwerk, verbotenen Federbällen, zufällig eroberten Porträts von Virtuosen, Kunstreitern und Schauspielern, kurz unter jenem Krame steckte, den heranwachsende Jungfrauen in solchen Instituten nicht besitzen sollen und doch immer wieder erhaschen. — Und dieser vierte Theil der halben Minute hatte für Dore ausgereicht, Mathilden zuzulispeln: Es steht ein Briefchen im Schube! — Sodann hatte sie ihre „Abfertigung“ erhalten — und da wäre sie nun, sagte sie triumphirend.

Vortrefflich, Dörchen; Du hast sehr klug gehandelt, sprach Hermann. Nur weiß ich nicht, wie es künftig werden soll. Du kannst jetzt keinen Vorwand mehr ersinnen, bei Prudent's Eingang zu suchen.

Nein, das auf keinen Fall; denn der alte Drache, die tückische Brillenschlange, grölte hinter mir her, wenn ich mich noch ein allereinzigstes Mal 'rin wagte, schickte sie nach der Polizei. Na, und die hab' ich im Magen.

Nun also, Dörchen. Was beginnen wir? Wie soll Mathilde antworten? Wie soll ich wieder schreiben? Denn Du mußt wissen, ich habe sehr viel zu schreiben. Unglaublich viel werden wir uns zu sagen haben, hinüber und herüber! Das sieht bedenklich aus.

Wenn nicht ein neues Kaufmädchen schon meine Stelle hätte! Wenn dieses nämliche Kaufmädchen nicht

per Zufall Friße Merkenß seine leibliche Schwester wäre? Wie? Ree, Prudent's, so dumm sind wir nicht, daß wir uns von Euch einen Zopp machen lassen. Puselmeyer und Merk in Kompagnie, das ist ein solides Haus. Schreiben Sie, schönstes Herr Leutnantchen, schreiben Sie alle Tage drei Mal, Pine bestellt's. Abgemacht, Sela!

Dore, das ist zu göttlich! — Aber halt — noch eins . . .

Noch was? Was denn na nu?

Wenn die Brillenschlange meine Briefe entdeckt?

Darum dürfen Sie keine Bange nicht haben. Sehen Sie, das steht so. Wär' es eins von die andern Mädchens, wo Sie scharmiert wären, da wollt' ich nicht gut sagen, denn warum, die haben bloß Eaden, wo die alten Mamsells ihre Schlüssel auch zupassen. Denn die führen reguläre Dietriche, die Prudent'schen. Die Mathilde hingegen gehört erstens schon zu den ganz Großen, und zweitens hat ihr Onkel ihr zum vorigen heiligen Christ eine leberne Briefftasche geschickt, ein Porto — — na nu weiß ich nicht, wie sie's genannt haben?

Portefeuille?

Richtig, so hieß es. Das ist dick und fest zum Zuschließen; da hat sie alle Briefe drein von ihrem Onkel und ihrer Mutter und Vatern und die ganze Prostemahlzeit. Und ihre Mutter hat ausdrücklich gesagt, wie sie zum Besuche drüben war (denn die ist gewöhnlich auf Reisen!), hat sie zu Mamsell Prudent gesagt: Sie will, daß man ihrer Tochter dies Vergnügen nicht stören soll.



Jedesmal wenn die Verwandten schreiben, — aufgeschlossen und hinein mit, und hast Du nicht gesehen, schnappt das Schloß wieder zu! Den Schlüssel trägt sie an einer Haarschnur um ihren Hals und legt ihn auch nicht ab, so lange sie schläft. Wenn sonst des Herrn Leutnants seine kleine Briefchen ruhig in dem Ledersack liegen und sich mit Mathilden's Verwandten ihren vertragen wollen . . . vor andern Leuten brauchen Sie sich nicht zu fürchten. Durch das Pfundleder kommt keine Brille durch.

Dore, Deine Nachrichten sind Goldes werth. Nur das Eine erkläre mir noch, wie Frize's Schwester Deine Stelle bei Prudent's erlangen konnte, ohne Argwohn zu erwecken? Sie ist doch so zu sagen Deine Schwägerin, oder soll's werden?

Damit hat's noch gute Wege, und auf der Stirne steht's der Pine doch nicht geschrieben, daß sie einen Bruder hat, und so dumm wird sie doch nicht sein, drüben von ihm zu reden. Gleich wie ich weggeschickt war, sagt ich's Frizen, und Frize lief zu seiner Schwester und holte sie, dann haben wir sie gehörig abgerichtet, und heute früh hat sie sich gemeldet: „ob hier ein Posten vakant wäre.“ Wer vor kommt, der mahlt vor. Sie war die Erste, und anständig aussehn thut sie auch. Wir mußten doch für unsern Herrn Leutnant bedacht sein. — Man das möcht ich wissen, ob Sie wirklich ein Graf sind?

Warum das? Hast Du Etwas dagegen?

Und da wird vielleicht aus der Mathilde eine Gräfin? Nicht so?

Wenn es nach meinen Wünschen geht, zuverlässig!

Hernach werden Sie Diensthoten gebrauchen, Herr Graf. Da vergessen Sie nicht auf uns!

Mit dieser Bitte verließ Dore das Zimmer, und Hermann blieb zurück, einem Vogel ähnlich, dem ein Schuß mitten im kühnsten Fluge die Schwingen gestreift hat: er fliegt noch, aber schon senkt er sich. Des Mädchens Hinweisung auf des Hauswesens alltägliche Sorgen riß den Hochbeglückten aus idealen Sphären in's Gebiet der Wirklichkeit zurück. Er gedachte der letzten Unterredungen mit seinem Vater, der Ungewißheit seiner künftigen Stellung, der unzähligen Hindernisse, die noch zu bestiegen sein dürften, ehe er daran denken könne, sich Mathildens offenkundig zu nähern, vor ihren Eltern aufzutreten . . . Und wer waren ihre Eltern? Welcher Familie gehörte sie an? Welcher Name war es, der in dem Namen seines Vaters aufgehen, sich diesem verschmelzen sollte? Wenn nun . . . o welch' trauriges „wenn!“ Wenn nun Tante Barbara ihr Noblesse oblige dazwischen zu rufen Veranlassung fand!? Tante Barbara! Weshalb war er unfähig, dieser theuren mütterlichen Freundin jetzt nur noch anders als mit peinlichem Widerstreben zu gedenken? Weshalb erschien ihm ihr Bild nicht mehr freundlich wie sonst, nur ernst und finster? — Doch zwischen all' diesen Wenn's, Warum's und Weshalb's regte sich immer wieder ein Trost: Morgen find' ich Mathildens Antwort, wenn ich hier eintrete! Und dieser Trost verscheuchte den Trübfinn.

## Neuntes Kapitel.

Fand Hermann, was er so sehnlich gehofft? Ach nein, weder am nächsten, noch an den folgenden Tagen. Vergeblich blieb sein schmerzliches Harren; unerwiedert wie der erste auch alle nachfolgenden Briefe, die er Doren anvertraute, und welche von dieser, wie sie hoch und theuer mit Eiden bekräftigte, zur gewissenhaften Abgabe befördert wurden. Mine sagte aus, daß sie sehr behutsam sein müsse, weil Vieler Blicke auf sie gerichtet wären.

In solcher Ungewißheit, zwischen gerechten Zweifeln und beruhigenden Erklärungen hin- und hergeworfen, empfand der junge Mann das Bedürfniß, gegen seinen Bruder aufrichtiger zu werden. Er gab, wenn er bei Theodor saß, die erkünstelte Heiterkeit eines beglückten Siegers auf, um bisweilen in schwermüthige Klagen zu verfallen. Daraus nahm der Legationsrath, daß hier keinesweges, wie es anfänglich den Schein gehabt, von einer vorübergehenden Frivolität, sondern von einer tiefgehenden, den ganzen Menschen ergreifenden Leidenschaft die Rede sei. Der Kammerherr nahm denn seines Freundes und Verehrers Bruder förmlich in's Gebet, wobei dem Arglosen, ohne daß er es merkte, mit scheinbar harmlosen Fragen und Scherzen das tiefinnerste Herz bis in die verborgensten Falten durchstöbert wurde. Diese Entdeckungen hatten zur Folge, daß der ältere Bruder sich verpflichtet hielt, einen ausführlicheren Brief als gewöhnlich an ihren Vater nach Eichenau zu erlassen.

Graf Ulrich Eichengrün gerieth in Besorgnisse, denen persönlich entgegenzutreten er sich nicht kaltes Blut genug zutraute; auch in Erwägung eigener Jugenderinnerungen befürchtete, durch seine Dazwischenkunft nur Del in's Feuer zu gießen. An wen hätt' er sich in dieser Noth wenden sollen, als an die erprobte Helferin, die aufopfernde Ausgleicherin jeder bedenklichen Familienangelegenheit, an die besonnene, wohlwollende Schwester, die so viel Gewalt über Hermann gehabt? Er schickte Theodor's Schreiben durch Estafette nach Friedhain, ohne etwas Anderes beizusetzen wie nur die zwei Worte: „Barbara, hilf!“

Eine Stunde nach Empfang dieses in antiker Gedrungenheit abgefaßten Briefes saß Tante Barbara im Reisewagen, fest entschlossen, sich kein Stündchen Ruhe zu gönnen, bis ihr Ziel erreicht war. Wer aber meint, sie habe, in der Residenz angelangt, nichts Eiligeres zu thun gewußt, als sich den lieben Frevler herbeirufen zu lassen und mit Fragen und Vorwürfen in ihn zu stürmen, der kennt sie schlecht. Sie reiste unter dem Namen eines ihrer Stiftsfraulein. Sie stieg nicht wie sonst bei ihrer Freundin, der ehemaligen Obersthofmeisterin Ihrer Hoheit der verstorbenen Prinzessin M., sondern diesmal in der bescheidenen Wohnung eines pensionirten Majors ab, dessen Schwester in Friedhain lebte, und auf deren Namen sie eben die Fahrt unternommen; dessen Frau ihr als eine stille, einfach lebende, zuverlässige Matrone bekannt war. Sie hatte, um ihr Incognito sicher durchzuführen, weder Christiane noch Niklas mitgebracht: eine

große Entbehrung für sie auf unbequemer Reise. Nun bat sie nur um ein Kämmerchen — und um Stillschweigen, brachte die Tage bei der Majorin zu, schlich sich gegen Abend weg, kehrte pünktlich Schlag zehn Uhr zurück und zeigte durch Nichts, daß es eigentlich unangenehme Geschäfte waren, denen sie oblag. Nach Verlauf einer halben Woche etwa stellten sich ihre Leute ein. Niklas und Christiane fuhren mit der gewöhnlichen Reiselutsche der Frau Lebtsin vor. Gräfin Barbara nahm dankbaren Abschied von dem braven, discreten Ehepaar und ließ sich nach abgestreiftem Incognito ohne fernere Heimlichkeit zu der Obersthofmeisterin bringen, wo sie ein für alle Mal ihr Zimmerchen bereit fand. Nun erst war Gräfin Eichengrün eingetroffen. Nun erst sandte sie Niklasen ab, den Neffen ihre glückliche Ankunft zu melden. Dieß geschah Nachmittags. Niklas fand Hermann nicht zu Hause; der Officierbursche, den fremden Diener nicht kannte, versicherte nicht zu wissen, wo sein Graf zu suchen sei! Theodor stellte sich sogleich bei der Tante ein. Er hatte keine Ahnung, weshalb sie gekommen; setzte voraus, sie wolle ihre Residenzmonate abhalten, und erwähnte Hermann's Namen nicht. Kaum hatt' er sich empfohlen, so machte sich die Gräfin auf, untersagte dem Niklas, ihr zu folgen, schlug allerlei Wege durch Gassen ein, in denen sie auch schwerlich sonst sich umgethan, wo sie aber jetzt doch Bescheid wissen und eine bestimmte Richtung verfolgen mußte, — denn ehe wir's uns versehen, biegt sie in eine Verlängerung der wahlauer Holzgasse ein, macht links um und geht die

Häuserreihe entlang bis vor den kleinen Rasenplatz, der die prudent'sche Pensionsanstalt vom Straßenpflaster trennt. Dann unterwirft sie die jenem gegenüber liegenden Gebäude einer kurzen Musterung, und ohne sich lange zu besinnen, ruft sie aus: Dort ist's! Sogleich verschwindet sie hinter dem Hausthor, und nicht lange nachher steht sie im Lattenverschlage der Puselmeyer, der sie freundlich zunickt und gütig fragt: Ist mein Neffe hier?

Dore, welche sich eben auch im Verschlage befindet, taucht hinter dem Wasserbehälter in die Tiefe, wie wenn sie im Umgange mit Friedrich Merk dem Schiffer zur Nixe geworden wäre; ihre Mutter jedoch, durch den Anblick einer würdigen alten Dame, die sich als Tante zu erkennen giebt, in bange Schrecken versetzt, deutet stumm wie ein vor einer Pulvermühle aufgestellter Warnungspfehl mit ausgestrecktem Arme nach der verbotenen Thüre, als wollte sie andeuten: auf Deine eigene Gefahr, Tante; ich habe Nichts gesagt.

Wie viel resoluter hatten sich Mutter und Tochter benommen, da Graf Theodor eindrang! Aber es hilft Nichts, auch der stolzeste Mann, und trag' er ein Firmament voll Ordenssterne auf der breiten Brust, imponirt einer Puselmeyer und einer Dore nicht halb so viel, als eine alte Dame mit vornehmen Manieren, in zuversichtlicher Würde.

Hermann durchlebte gerade die schwerste Zeit seiner Liebe. Verlekte Eitelkeit fing schon an die Wehmuth in Schwermuth, die Schwermuth in dumpfen Groll umzuwandeln; was bitter süß gewesen, begann schlechthin

bitter zu werden. Er glaubte sich von Dore hintergangen oder von Mathilde unbeachtet, denn auch nicht ein geringstes Zeichen, weder ein schriftliches noch ein lebendiges, war ihm zu Gesichte gekommen. Die „Jungfrau im Grünen“ benahm sich, wie wenn er nicht ihr vis-à-vis, wie wenn er gar nicht auf der Welt wäre.

Hätt' ich nur eine menschliche Seele, nur ein Herz, dem ich das meinige ausschütten dürfte, so seufzte er: Theodor versteht mich nicht; ihm sind die Empfindungen, die in mir streiten, fremd, und der Kammerherr sieht immer aus, als sänd' er mich seines Mitleids werth. Vielleicht bin ich es auch; nur von ihm mag ich mich nicht bemitleiden lassen. O wäre meine alte Tante Barbara hier! Der könnt' ich's klagen, der möcht' ich mich anvertrauen! Zwar würd' ich mich erbärmlich schämen, und sie mich tüchtig schelten; aber lächeln würde sie nicht, das weiß ich! Und weinen würd' ich; Thränen würd' ich finden an ihrem Halse, wie sonst, wenn Vater böse war, und sie mich tadelte und belehrte, und ich sie dann mit beiden Armen umhalsete, meine liebe, liebe alte Tante . . . .

Da hast Du sie, Hermännchen! — Und schon hatte sie den Schlüssel draußen abgezogen, und innen zugeschlossen, und saß neben ihm auf dem harten Sopha, ehe er zu sich selbst kam.

Da bin ich, mein Junge! Da ist die alte Barbara. Hat sie doch nicht gefehlt, wenn Du an einer Kinderkrankheit darnieder lagst, hat redlich bei Dir ausgehalten mit Pflege, Rath und lustigem Geschwätz; sollte sie jetzt

fehlen, wo Dir das allerärgste Fieber in den Adern tobt? Ich weiß Alles, Hermann. Dein cher frère hat an meinen cher frère rapportirt, diesen Rapport hab' ich brühwarm empfangen, hab' mich aufgemacht, bin schon etliche Tage hier, unangemeldet, nur umhergezogen wie die Fledermäuse entre chien et loup. Wollte erst meiner Sache gewiß sein, mußte selbst sehen, hören und prüfen. Habe auch mit Theodor nicht davon geredet. Mit Dir aber will ich reden, offen und ehrlich. Ich hoffe zu Gott, Du wirst's auch thun; wirst nicht vergessen, wer ich bin, — wirst Dich an unsern Bärner dabei erinnern, und was der Dir von mir erzählt hat. Und was wir dann auf meinem Zimmer mit einander gesprochen haben? Willst Du? Ja, mein Kind, mache Dir Lust, halte Deine Thränen nicht zurück. Es ist vielleicht dem Reglement zuwider, daß ein Herr Lieutenant bei seiner alten Tante weint, wie ein kleiner Schulknaue. Doch da wir ohne Zeugen sind, darfst Du's immer thun. Mir ist das ein Beweis, wie Du noch unverändert geblieben bist in diesem Jahre, und wie ehrlich Du's mit dem meinst, was wir Beide Liebe nennen, was bei den meisten jungen Herren Deines Alters und Standes ganz anders heißen sollte. Dein Vater würde Zeter schreien, wenn er diesen Eingang unseres Zweigesprächs mit anhören könnte, und Freund Theodor nicht minder. Das darf mich nicht kümmern. Sie haben mich aufgejagt aus meinem Neste, auf daß ich zum Rechten sähe! Nun muß ich nach meiner Weise vorgehen, sonst embrouillir' ich die Geschichte, anstatt sie in's Reine zu



bringen. Ehe ich Dich hörte, ehe ich mit Dir sprach, mußte ich das Mädchen kennen, von dem Theodor spöttelnd meldete, daß es Dich par distance verrückt gemacht habe! Ich gehöre nicht zu den Ungläubigen, die derlei Wunderwerke ableugnen. Ich kenne eine sehr glückliche Ehe, die zwei der edelsten Menschen auf solches Erkennen aus der Ferne hin eingegangen sind. Also das Mädchen wollt' ich kennen lernen und die Verhältnisse, denen es angehört. Du weißt, Hermann, ich bin berechtigt, auf solche scheinbare Nebenumstände Werth zu legen. Hier besonders. — Doch bevor ich fortfahre, vernimm wieder ein Artikelchen aus meinem aristokratischen Glaubensbekenntnisse. Wohl verstanden: aus dem Meinigen; denn ich habe nicht das Recht und leider nicht die Macht, es Andern aufzudrängen — zum Beispiel Deinem Papa, der es verwerfen würde, was diesen Punkt betrifft. Dir theil' ich's mit, weil ich will, daß Du mich kennst und erkennest, wie ich bin. Diese Kenntniß wird Dein Vertrauen zu mir befestigen. Mesalliancen, was man im gewöhnlichen Sinne so nennt, dürften gar nicht existiren, wenn ich zu befehlen hätte; das heißt, ich würde keinen Anstoß daran nehmen, daß sie geschlossen würden. In meinen Augen ist's eine weit ärgere Mesalliance für einen honetten Cavalier, die alberne, herzlose Tochter des ältesten Hauses zu heirathen, als die frische, edle, blühende eines armen Beamten, Gelehrten, oder meinethalb Handwerkers. Ja, ich gehe noch weiter: der hohe Adel soll sich auf seine Privilegien und Vorrechte vor der Welt Nichts einbilden, so lange diese nicht dem Erben

eines großen Geschlechtes das naturgemäße Privilegium zugesetzt, Diejenige zu seinem Range zu erheben, die ihn zu ihrer Seele, zu ihrem Herzen erhob; so lange dieses Privilegium nicht durch die That anerkannt wird; und eine solche Gemahlin nicht überall, in jedem Kreise, auch in den allerhöchsten, für ebenbürtig gilt. Ich berufe mich dabei auf die stolze und mächtigste Aristokratie Europa's und behaupte, daß der unsrigen Etwas mangelt, weil es bei uns nicht so ist. — Nachdem ich dies vorausgeschickt, wirst Du mir gerne glauben, daß ich nicht darauf ausging, heraldische Untersuchungen anzustellen und des Mädchens Wappen zu prüfen. Du bist nicht Majoratserbe von Eichenau, der leider durch eine Klausel der Stiftungsurkunde verbunden wird, seiner Gemahlin Ahnen zu zählen und ihren Stammbaum beizubringen; — das machte mir also nicht viel Kopfzerbrechen. Worauf ich jedoch nicht gefaßt war, und was mich (in Deine Seele, mein Hermann) — rebütirt hat — ich finde keinen andern Ausdruck! das ist Mathildens mehr als zweifelhafte Herkunft. Auf Eltern ohne Rang, ohne Namen war ich gefaßt. Aber Eltern mußten es sein; anständige, wohlhabende, bürgerliche Eltern. Nun findet sich ein von seiner Gattin getrennter, längst im Auslande lebender Vater; eine sehr dubiose, gänzlich unbekannte, gleichfalls abwesende Mutter; — und freilich, was noch einigen Halt verspricht, ein nicht allzu weit von allen Grenzen menschlich kultivirter Fluren angeessener Dheim, ein kleiner Gutsbesitzer, über dessen Existenz ich natürlich nie und nirgend Etwas vernahm.

Voilà tout! Sonst war Nichts herauszubringen: man hüllt sich absichtlich in Geheimnisse, und wenn ich nicht sehr irre, hat des Mädchen Mutter dazu gegründete Ursachen, deren näheren Zusammenhang ich übrigens auch bald kennen würde, wenn es die Mühe lohnte, darnach zu forschen. Auf keinen Fall kommt viel Günstiges dabei heraus. — So viel von der Mutter! Was nun die Tochter anlangt —

Tante, unterbrach sie Hermann, der mittlerweile seine Rührung bemeistert hatte, ich danke Dir tausend Mal für die Mühe, die Du Dir gemacht, der jungen Dame Familienverhältnisse aufzuklären. Sie selbst betreffend, muß es mir jetzt fast gleichgiltig sein, wie sie Dir erschienen . . .

Gleichgiltig? Also ist Dir gleichgiltig, Hermann, was ich von einem Mädchen halte, dem Du Dein Leben weihen willst?

„Wolltest,“ darfst Du sagen, Tante Barbara. Ja, es ist mir fast gleichgiltig, welche Meinung Mathilde Dir abgewonnen, da ich die Meinung gewonnen habe, daß ich Mathilden gleichgiltig geworden bin.

Und wodurch gewannst Du diese Meinung, wenn's beliebt, mir das zu erklären?

Durch ihr Benehmen. Sie hat auf meine Briefe nicht geantwortet, sie hat Nichts gethan . . .

Um Dich in Deinen unerlaubten und unschicklichen Zudringlichkeiten zu ermuntern? Das spricht für sie, nicht gegen sie.

Für ihre Sittsamkeit, ihren Gehorsam gegen Demoi-

selle Prudent mag es sprechen; für ihre Neigung zu mir spricht es nicht.

Neigung — Neigung zu Dir! — was sind das für junkerhafte, oberflächliche Ausdrücke! Ein Kind, eine Schülerin, eine klösterlich Beaufsichtigte soll da dem ersten besten Officierchen, das sie mit feurigen Papiertugeln bombardirt, in Liebesbriefen Rede stehn!? Möchtest Du nicht etwa auch als Beweis dieser ihrer „Neigung“ verlangen, daß sie sich aus dem Fenster zu Dir „herüber neigte,“ Dir eine Zusammenkunft um Mitternacht anzutragen, und daß sie Dir dabei den Vorschlag machte, sie zu entführen? Von diesem Schlage ist das Mädchen nicht. Aehnliche „Neigungen“ sind ihr völlig fremd. Und gerade deshalb halt' ich sie einer tiefen, tüchtigen — wenn auch mit einem Anfluge sentimentaler Schwärmerei verbundenen — Gefinnung fähig. Daß sie Dich liebe, wie Du zu lieben meinst, ist nicht wohl möglich; das verbietet ihr Geschlecht, ihre Jugend, ihre Unerfahrenheit, ihre Erziehung, ihre Umgebungen. Sie weiß Nichts von Dir, als was Deine wahrscheinlich überspannten Zuschriften ihr gesagt haben — und das mag weder das Klügste noch das Zuverlässigste sein. Daß sie Dich aber zu lieben wünscht, daß sie Dich ihrer Liebe dereinst würdig wissen möchte, davon bin ich durchdrungen, hab' ich mich überzeugt, aus Allem, was ich von ihr und von andern über sie erfuhr. Daß Du auf dem besten Wege bist, ein reines, jungfräuliches Herz unglücklich zu machen, ja es zu brechen, wenn Du fortfährst, wie Du begannst, ist leider wahr. Mathilde ist ein liebes, kluges, achtungs-

werthes Kind. Was kann sie für ihre Mutter? Sie ist mir theuer geworden; eine Stunde genügte, den seltenen Werth dieses herrlichen Geschöpfes zu entfalten. Ich nehme Partei für sie. Ich bitte Dich, sie zu verschonen, Dich zu beherrschen, männlich zu entsagen. Denke an Deinen Vater, an Deine Zukunft, an des Mädchens (im besten Falle) dunkle Herkunft; an die Unmöglichkeiten, — denn Hindernisse wäre zu wenig gesagt — denen Du Trotz bieten müßtest. Denke daran — nur um Gotteswillen nicht an die Fortführung einer Intrigue, die zu Nichts führen kann, als zu Unglück und Reue: Unglück für das Mädchen, Reue für den leichtsinnigen Urheber ihres Unglücks. Nimm Dir kein Beispiel an Egoisten in Deiner Nähe; sogar an Deinem Bruder nicht, dessen Lehren und Warnungen vielleicht verschieden von den meinigen lauten! Er trägt zwar auch den Namen Eichengrün, doch er hat dabei den Besitztitel auf Eichenau, womit er zu decken mag, was an ihm schadhast wäre. Du hast Nichts als den Namen, Du bist ein armer Graf; sei ein edler, Hermann; sei ein Edelmann im ganzen, großen Sinne; handle nicht wie ein moderner adeliger Reiter, beherrsche Dich wie ein alter, echter Ritter und folge der Devise: Noblesse oblige! Mit einem Worte: gieb diese Wohnung auf, betritt diese Gasse nicht mehr — lasse das arme Mädchen ungeschoren!

Ei, Tante Barbara, verständige, hochachtbare Aebtissin des Damenstiftes zu Friedhain, was hast Du angestiftet! Hast Du Dich nicht bei all' Deiner Klugheit, bei Deiner Herzensgüte, Deinen besten Absichten diesmal

auf einen Boden gewagt, der Dir fremd ist, der einer alten Jungfrau fremd sein muß? Löschten wolltest Du die heiße Gluth, die nur glimmte, und hast sie, fürcht' ich, zur Flamme angeblasen! Warum denn Deinen Liebling nicht in seinen Zweifeln lassen? Warum denn ihm zu verstehen geben, daß Mathildens Zurückhaltung keine Kälte, daß ihr Schweigen keine Gleichgiltigkeit war? O weh, o weh! Das Del, welches Dein Bruder, Graf Ulrich, in's Feuer zu gießen vermeiden wollte, ich Sorge, Du hast es recht bedächtig hineintröpfeln lassen. Betrachte nur Deines Neffen Augen und Wangen: ist's nicht, als wollten sie Funken sprühen?

Ja, er verhehlt es gar nicht; er poltert heraus mit seiner ehrlichen, eichenauer Offenheit: So glaubst Du in der That, sie könne mich lieb gewinnen?

Da haben wir's. So weit hat sie's mit ihrer langen Auseinandersetzung gebracht. Nun wird sie nicht wenig erschrecken über diesen unwillkommenen Erfolg ihrer Sophapredigt!

Doch nein! Sie nimmt des Neffen Frage gleichmüthig auf, wie etwas Unausbleibliches. Sie ruft auch nicht etwa zürnend aus: ist das die Frucht meiner Bemühungen? Gott behüte! Sie fährt vielmehr freundlich fort: ich hätte Dich täuschen, ich hätte Dir vorlügen können, das Mädchen wolle durchaus Nichts von Dir wissen; Du siehst ihr mit Deiner zur Schau getragenen Verehrung lästig. Das wär' ein leichtes Mittel gewesen, Dich mit dem Tranke verletzter Eitelkeit vom Liebesfieber zu heilen. Doch diese Heilung hätte

nur momentan, nur für diesen einzelnen Fall gewirkt. Und damit konnte der Tante Barbara nicht gedient sein, wo es ihren Hermann gilt. Du darfst, indem Du Dich unwillig von Mathilden abwendest, wie ein verschmähter Kurmacher, nicht hinter ihr höhnen: hole der Geier die dumme Gans, die mich nicht zu schätzen wußte! Du sollst, wenn Du in wohlerwogener Selbstbeherrschung mild und freundlich entsagst, wenn Du Dich aus innerer Ueberzeugung dem Nothwendigen fügst, ohne Groll sprechen: Gott segne das gute, unverdorbene Mädchen! So viel erwarte ich von Dir. So viel begehrt' ich von meinem Hermann. O, Dein Vater wußte wohl, weshalb er mich schickte. Um Dich eben nur von einem kindischen Liebeshandel loszumachen, hätte Lobesam genügt. Und nun ist meine Mission erfüllt, ich kehre nach Friedhain zurück. Was ich Dir noch sagen, mit welcher unzähligen Variationen desselben Themas ich ferner in dich dringen könnte . . . ich halte es für unnütz. Ich habe mich an Deinen Edelmuth gewendet, ich habe mein gutes Wort in Deine Brust gelegt. Dort muß es keimen und gedeihen. Weiteres Geschwätz ist vom Uebel. Je länger ich verweile, desto unwirksamer müßten meine Warnungen, meine Bitten werden; ja, meine Gegenwart schiene Dir bald lästig. Vielleicht ist sie es schon? Bin ich aber fort — das weiß ich — dann wird die alte Tante wieder in ihre Rechte bei Dir treten, wird ihre sanfte Macht über Dich ausüben, und was sie Dir gesagt, wird Dir zu denken geben. Mehr braucht es nicht! Sinnst Du erst über Dich und Deine Pflichten

nach, so haben wir schon gewonnen. — Jetzt gieb mir Deinen Arm und führe mich bis zum Hause der Obersthofmeisterin, wie sich's für einen wohlherzogenen Neffen und Lieutenant schickt. Daß ich dies Gemach nicht wieder betreten werde, ist sicher. Hoffentlich betriffst auch Du es nur noch ein Mal, um ihm Lebewohl zu sagen? Wie?

Hermann küßte ihr die Hand: was ich versprache, das müßt' ich halten, Tantchen. Heute kann ich Dir Nichts versprechen, als daß ich ernstlich in mich gehen und Deine Worte durchdenken will. Sobald ich mit mir einig bin, werd' ich Dir schreiben, und mein Brief soll keine Unwahrheiten enthalten.

Gut, Hermann! Und nun genug davon!

Sie gingen mit einander. Barbara wünschte der Pufelmeyer und deren Tochter so gütig gute Nacht, daß Beide sehr froh waren, diesen bedrohlichen Besuch noch huldreich abziehen zu sehen.

Am nächsten Morgen verließ Tante Barbara, ihrem gestern gethanen Ausdruck gemäß, die große Stadt. Als Hermann vom Exercieren dickbestaubt zur Obersthofmeisterin eilte, empfing ihn der Portier auf seine Nachfrage mit der kurzen Entgegnung: schon fort!

So war er denn wieder sich selbst überlassen, hatte Zeit und Weile, jenes Eingehen in sich selbst ernstlich zu betreiben, eine genaue Durchforschung seines inneren Menschen anzustellen und zu prüfen, was an der Liebe zu Mathilden dauernd, was vergänglich sei? Da gerieth er denn zuvörderst auf die Entdeckung, daß die sehnlich-



tigen Wünsche, denen er sich seit des Mädchens erstem Anblicke hingegeben, an deren Reinheit er nie im Geringsten gezweifelt hatte, nicht so ganz uneigennützig, nicht von versteckten Nebenabsichten frei gewesen sein könnten, weil sie doch offenbar nur auf äußerliche Anmuth und Reize gerichtet waren; weil er von der Schönen anderweitigen Vorzügen und Mängeln keine Kenntniß habe; weil sie ihm eine Fremde sei! Und kann, fragte er sich weiter, kann, darf Leidenschaft, die eine Verbindung für's ganze Leben erstrebt, auf Lebensglück hoffen, wo nicht unerschütterliche Achtung und Ehrfurcht neben ihr stehen, die sie festhalten, wenn sie entfliehen, die sie erfrischen, wenn sie verwelken will? Was weiß ich sonst von Mathilden, als daß sie hinreißend schön und lieblich ist, daß ich sie mein nennen, daß ich sie besitzen möchte! Und was heißt „besitzen?“ Was bedeutet dies oft gemißbrauchte Wort? Es knüpft sich eben an die Dauer der Blüthezeit, an die schwelgerischen Entzückungen des Frühlings! Aber dann...? Ja, wer das so vorhersehen, wer der Zukunft den Schleier entwinden könnte? Nehmen wir an, die Besorgnisse der Tante wären unbegründet, erwiesen sich als nichts, Mathilde wäre von guter, fleckenloser Abkunft, besäße sogar wohlhabende Eltern, mein Vater hätte Nichts gegen eine solche Schwiegertochter einzuwenden, ... gleichwohl könnte jetzt von ehelicher Verbindung nicht die Rede sein. Man würde halb und halb eine Verlobung gestatten, die Verheirathung bliebe unmöglich vor drei — vier Jahren. Und würde der Frühling, dessen

Zauberhauch mich jetzt mit heißen Ahnungen erfüllte, so lange währen? Würde ich ihm so lange treu bleiben, unverlockt von — ich weiß nicht welchen Verführungen? Woher kommt es denn, Hermann, daß Du in Mathilden, wie sie jetzt als „Jungfrau im Grünen“ am Fenster weilt, und in Mathilden, wie Du sie heute über zehn Jahre als Dein Eheweib Dir vorstellst, zwei völlig getrennte Personen zu erblicken wähnst? Fehlt da nicht ein unentbehrliches Element, welches die Gegenwart mit der Zukunft vereinen müßte, sollte Deine Liebe die wahre, unerschütterliche, den ganzen Menschen ausfüllende sein? Und ist's edel, ja ist's erlaubt, auf's Ungewisse hin, um Deiner lüsternden Laune willen, den Frieden einer Knospe zu stören, die nur erst beginnt dem Dasein entgegen zu blühen, die sich schüchtern entfaltet? Soll der Mehlthau meiner kühnen, unerlaubten Geständnisse ihre Ruhe vergiften? Tante Barbara hat Recht, hat auch diesmal Recht. Ich schmeichle mir gern damit, besser zu sein, höher zu stehen, als Viele meinesgleichen. Hier ist Gelegenheit, es durch die That zu bekräftigen. Ich gebe es auf, das holde Kind länger zu quälen durch Martern, die ich ihr vielleicht bereite, wo sie zwischen Pflichtgefühl und — nun ja: Liebe schwankt. Ich entsage. Ich scheide von meinen süßen Träumen. Und nicht im Groll; nein, gewiß nicht; in brüderlicher Freundschaft ruß ich ihr hinüber: Gott segne Dich, gutes, unverdorbenes Mädchen! Er mache Dich glücklich! — Dann Lebewohl ihr und meinem Stübchen in der Wahllauer Gasse; dann betret' ich es nimmermehr!

Fast wörtlich, wie es hier angegeben, berichtete Hermann das Resultat seiner Betrachtungen in einem ausführlichen Schreiben an Tante Barbara. Er fügte hinzu, daß er, um die arme Puselmeyer und die gutmüthige Dore, welche Letztere obendrein durch sein Verschulden ihre mäßige Besoldung bei Prudent's eingebüßt, nicht zu kränken, seine Stube nicht aufgekündiget, doch den festen Vorfaß gefaßt habe, keinen Gebrauch mehr davon zu machen, sondern allmonatlich die Miethe durch seinen Burschen bezahlen zu lassen.

Diesen Brief zur Post gegeben, hielt er sich durch Ehre- und Pflicht gebunden, betrachtete jeden Rückschritt für unmöglich.

Nun aber stellten sich bald leere Stunden ein, die er nicht auszufüllen wußte. Vergebens schleppte der Bursche die Bücher, welche sich nach und nach bei Puselmeyer's aufgesammelt hatten, forbweise zurück. Sein Herr Lieutenant war schon so daran gewöhnt, in der Wahlaauer Holzgasse zu lesen, daß er bei sich daheim keine Ausdauer mehr fand. Die Zeit wurde ihm schrecklich lang, er hatte kein Mittel, sie zu tödten.

Jetzt erst fing er an zu vermissen, was ihm bis dahin so entbehrlich geworden: den Verkehr mit umgänglichen Familien. Hatte er doch nirgend Visite gemacht, sich in keinem vornehmen, in keinem bürgerlichen Hause vorstellen lassen. Was blieb ihm endlich, als bisweilen Zuflucht bei Theodor zu suchen? Dieser zeigte zuerst einige Besorgniß, sein Bruder werde ihm Vorwürfe machen, daß er als Verräther stiller Liebe aufgetreten sei.

Noch Hermann beruhigte den Diplomaten zuvor-  
kommend, indem er nicht verheimlichte, welchen Erfolg  
der Tante Besuch gehabt habe. Die Sache ist abge-  
than, sagte er, sie ist zwar noch nicht vergessen, aber sie  
soll vergessen werden. Dazu bedarf ich der Zerstreuung,  
und ich bin noch so ungeschickt, bin noch so fremd in der  
Welt, daß ich mir diese auf anständige Weise nicht zu  
bereiten verstehe. Du klagst Dich an, Theodor, mich  
in Eichenau verklagt zu haben. Ich bin Dir dankbar  
dafür; aber ich werde es Dir doppelt sein, wenn Du  
mir helfen willst, jene Zerstreuungen zu finden, die ich  
brauche und suche. Um eine sentimentale Liebe zu ver-  
winden, giebt es, hab' ich gehört und gelesen, kein besseres,  
zugleich kein angenehmeres Mittel, als eine Liaison  
leichterer Gattung anzuknüpfen! Solltest Du nicht der  
Mann sein, mir zu so Etwas zu verhelfen?

A ce trait je reconnais mon sang, oder vielmehr das  
unseres verehrten Vaters! Das heißt gesprochen wie ein  
junger Herr von Verstand. Hab' ich doch bisher kaum  
gewußt, was ich erwidern soll, wenn man mich fragte,  
Sie haben einen Bruder hier? Weshalb steht man ihn  
nirgend? Man sagt, er sei ein Original, ein Exceptio-  
neller, wohl gar ein Liberaler? Ihr Bruder, ein Demo-  
krat? Fürchterlich! Ich wußte mir dann nicht anders zu  
helfen, als daß ich Deine Rechtfertigung von Seiten guter  
Gesinnung übernahm, daß ich Dich für einen zwar viel ver-  
sprechenden, aber pour le moment für einen im Irrgarten  
der Liebe, c'est à dire der Circe herumtaumelnden Kavalier  
erklärte. Du gißst für den unwider stehlichsten Eroberer

sämmtlicher kleiner Bürgerstöchter in sämmtlichen christlichen Armeen, und dieser Ruf, den Du mir verdankst, wird Dir die neu einzuschlagende Laufbahn sehr erleichtern. Es giebt Nichts, was einen ganz jungen Burschen bei den Weibern mehr in Respekt setzt, Nichts, was ihm zartere Rücksichten verschafft, als ein Parfüm von Ruchlosigkeit, einige Odeurs à la Don Juan, die vor ihm herziehen. Jede macht ihm Avancen; Jede kolettirt mit ihm nach ihrer Art. Eine will ihn so nahe als möglich sehen, wie man einen Tiger neugierig betrachtet. Eine Andere möchte versuchen, ob sie ihn bessern kann. Noch eine Andere wünscht zu wissen, ob das heißt, oder ob es sich apprivoisiren läßt. Und eine noch Andere gesteht ehrlich ein: ich will mich auch erobern lassen!

Du gehst grausam mit dem zarten Geschlechte um, sagte Hermann; sollte es nicht ausnahmsweise auch Frauen geben, die vor einer Renommée, wie Du mir zu bereiten für dienlich fandest, zurückschauern und ihr den Rücken kehren?

Mitunter, ja. Das sind die Prüden, Bangweiligen; die zählen nicht.

Und doch möcht' ich schwören, Du würdest keine Andere heimführen wollen, wenn Du Dich vermähltest!

Wenn ich mich vermählte! — Bist Du ein Tänzer? Wie so?

Wie so? Nun ich meine, wenn Du gern tanzest, so benütze den kommenden Carneval und alle nächstfolgenden, Deine Lust zu büßen; nur hebe Dir's nicht zu

meiner Hochzeit auf. Sonst verlernst Du einstweilen, was Dich der Tanzmeister in der Akademie gelehrt hat.

Du gedenkst Hagestolz . . .

Davon ein andermal. Das ist ein diabolisch ernstes Kapitel, und hier kommt der Kammerherr, der mit mir von der Serviette speisen will. Er wird Nichts dagegen haben, wenn Du bleibst. Du hast Glück, Hermann. Gleich heute, beim ersten Schritte, den Du in die Welt thnn willst, erscheint Dir an der Eingangspforte ein Führer von solcher Bedeutung. Lasse keine seiner Aeußerungen verloren gehen. Er sagt Nichts, was nicht werth wäre, niedergeschrieben zu werden. —

Wir kennen ja schon die kleinen Diners des Grafen Theodor. Heute war der Abend frei, folglich drohte keine Unterbrechung, und die Gespräche konnten sich recht behaglich ausdehnen.

Der Kammerherr belobte den Lieutenant wegen seiner „rupture,“ wie er es nannte. Liebschaften mit Mädchen aus Erziehungsanstalten, sagte er, sind oft gefährlich, immer beschwerlich. Eben so wenig, als ich mich, wenn ich zu meiner Jugendzeit nach Konstantinopel gekommen wäre, mit Haremsintriguen befaßt haben möchte, halt' ich es hier zu Lande für angemessen, die Augen auf Pensionate zu werfen. Wo so viele Frauenpersonen beisammen stecken, giebt es kein Geheimniß auf die Länge, und die Dinge nehmen gewöhnlich einen schlechten Ausgang. Wir werden freilich nicht gespießt, und die allerliebsten Geliebten einer Prudent werden nicht in Säcke genäht und in's Wasser geworfen; doch

fehlt es nicht an tausenderlei andern Verdrießlichkeiten, *Le jeu ne vaut pas la chandelle*. Es ist überhaupt nicht rathsam, sich in Ihrem Alter, Graf Hermann, in ein noch jüngeres Wesen zu verlieben. Es wird nichts Kluges daraus. Für Ernst zu wenig, für Scherz zu viel. Ein Kind soll von einem Manne gouvernirt werden. Ein Mann, der selbst noch ein halbes Kind ist, soll erst seine eigene Schule durchmachen, bevor er mit Geschick und Grazie als Lehrer auftritt. Der Schüler braucht keine Schülerin, eine Lehrerin thut ihm noth. Niemand vermag dem Debütanten auf der großen Welt- und Lebensbühne, auf der es oft sehr verworren hergeht, festeren Applomb, glätteren Schliß beizubringen, als eine schöne Frau, die den Jahren und der Erfahrung nach seine Mutter sein könnte, die sich aber so konservirt hat, daß jede von ihr gewährte Auszeichnung Neid erregt. Ich setze voraus, daß sie nicht verschwenderisch damit ist; daß sie, wenn auch für eine galante Frau geltend, die *déhors* beobachtet; daß sie ihre Stellung in der Gesellschaft zu behaupten weiß. Sie darf sich nicht herablassen, sie muß zu sich erheben.

Und gab' es eine solche für unseren Hermann? fragte Theodor.

Der Kammerherr faltete die Stirne: Bin ich ein *Radoteur*, Graf Eichengrün? Pfleg' ich in's Ungewisse zu schwagen? Wenn ich rede, so hab' ich vorherüberlegt; wenn ich andeute, so ist mir klar, was ich damit will. Lassen Sie sich's gesagt sein, Hermann; je tiens votre affaire.

Das geht über mein Verständniß, rief der Legations-

rath kopfschüttelnd. Mag ich doch sinnen und Revue passiren lassen, wie ich will . . .

Zerbrechen Sie sich den Kopf nicht unnütz, Sie können mich nicht errathen, weil Sie noch nicht wissen, was ich erst auf dem Wege hierher entdeckt habe. Der Prinz ist aus Neapel hier angelangt, unerwartet.

Und die Stjernholm?

Ist vierundzwanzig Stunden vor ihm eingetroffen.

Ah, merveilleux!

Noch einmal, Hermann, je tiens votre affaire!

Baron Fack, entgegnete etwas unwillig Hermann, Sie wiederholen mir das mit der Zuversicht eines Börsenmäcklers, der unsichere Staatspapiere offerirt. Wenn ich nun gar nicht zu kaufen gesonnen, kein Geschäft zu machen willens bin? Wenn mir eben gar nicht darnach zu Muth ist?

Dann schwachten Sie noch unter dem Einflusse zärtlicher Empfindungen für eine Pensionärin? Desto besser! Um so wohlthätiger wird ein Verhältniß ganz verschiedener Gattung auf Sie wirken. Beurtheil' ich Sie richtig, so haben Sie noch gar nicht an sich erlebt, was es heißt, einer geistvollen, brillanten Frau gefallen zu wollen! Glauben Sie mir, Graf Hermann, und lassen Sie sich's von Ihrem Bruder bestätigen, der in diesem Felde. frischere Erinnerungen aufzuweisen hat: wir wissen nicht, wir ahnen kaum, welche Kräfte des Geistes, welche Anlagen und Fähigkeiten in uns schlummern, ehe nicht die heiße Begierde, liebenswürdig zu erscheinen, unser ganzes Wesen in Anspruch genommen,



ehe nicht das Aufgebot an uns ergangen ist, die Mittel anzuwenden, die uns gegeben sind. Wenn sich erst alle Sinne und Gedanken auf das eine Ziel richten; wenn der Jüngling, den holden Flegeljahren kaum entwachsen, anstatt sich wie bisher gehen zu lassen und Allem, was seine Bequemlichkeit derangiren könnte, auszuweichen, sich zusammenraffen muß, weil jeden Augenblick ein strafender Blick auf ihn fallen könnte — o wie aufmerksam wird er da auf sich selbst! Wie tüchtig übt er sich ein im Bereiche dessen, was Anstand und seine Sitte fordern! Und wie gern thut er es, welch' feurigen Willen bringt er mit; denn er darf ja hoffen, durch ermunternde und belobende Anerkennung belohnt zu werden. Es gab zu meiner Zeit eine Oper — leider ist sie ganz aus der Mode gekommen; die Sontag war delizios darin! — sie hieß der „Bögling der Liebe.“ Jeder junge Mensch ist in gewisser Weise ein Sargines, heutzutage besonders. Aber nicht Jeder kann eine Sophia zu finden wäghen, wie die einzige Sontag war. So halte er sich an das, was erreichbar ist, nehme vorlieb mit einer Meisterin, die zwanzig Jahre mehr zählt, wenn sie nur schön ist. Als ich sagte: je tiens votre affaire, wußt' ich, was ich sagte. Und sobald Sie ein Viertelftündchen mit der Dame geredet haben, die ich im Sinne hatte, werden Sie mich nicht mehr mit einem Börsenmäkler vergleichen, dessen Offerten man schnöde zurückweist. Ich gebe zu, daß die Baronin kein solides Staatspapier, kein sicherer Pfandbrief ist, wie etwa der Vormund sucht, der seiner Pflegebefohlenen kleines Ver-

mögen auf lange Jahre zuverlässig anlegen will. Vergleichen Sie meinetwegen das interessante Weib einer Aktie, die täglich im Kurse sitzen kann, — aber was kummert das Sie? Jetzt steht Sie noch ziemlich hoch, und man verlangt von Ihnen kein baares Kapital; nur eine bescheidene Einlagssumme, die Sie lächelnd einbüßen, sobald der Kauf rückgängig wird. Sie sehen, ich ahme Ihnen nach und entlehne meine Gleichnisse der Börse, die ich übrigens detestire, wie sämtliche dazu gehörige Geldaristokratie.

Es ist ein glorioser Einfall, hob Theodor an, ganz Ihrer würdig, Baron, meinen Bruder an die Stjernholm zu fesseln, sei's auch nur auf kurze Zeit. Er wird unendlich profitiren dabei; er wird erringen, was ihm Noth thut, das unentbehrliche Gleichgewicht, woran man einzig und allein den wahrhaft Vornehmen erkennt. Es ist unglaublich schwer, zwischen zuvorkommender Freundlichkeit und adeliger Haltung Maß zu treffen, daß auf keine Seite hin weder zu Viel noch zu Wenig geschehe. Du laborirst noch sehr fühlbar an einer treuherzigen Verbtheit, die nach Eichenau und dessen biedern Bewohnern riecht, und von Deinen jetzigen Kameraden wirst Du nicht viel Brauchbares absehen können. Die Meisten, die sich in Uniform ganz leidlich bewegen, würden in Verlegenheit gerathen, sollten sie ohne Seitengewehr auftreten. Der Wunsch, unserer Baronin zu gefallen, wird Dich beseelen; Du wirst nach und nach Deiner Sache gewiß werden, wirst Dir vertrauen — und sobald Du Dir vertraust, sobald weißt Du zu leben, wie der ...

— Teufel behauptet, unterbrach Hermann seinen Bruder.

Es ist sehr weise von Goethe, sprach Baron Fack, daß er solch' tiefes Wort dem humoristischen Mephistopheles in den Mund legt; von diesem steht zu erwarten, daß auch bei diesem Ausspruch der Schelm im Nacken sitzt. Um zur classischen Sentenz erhoben zu werden, fehlt ihr noch eine Silbe: es müßte heißen: sobald Du Dir vertrauen darfst und so weiter. Denn wär' es einzig und allein mit dem edlen Selbstvertrauen, ohne Berechtigung dazu, abgethan, dann wimmelten unsere Salons von jungen Männern, die zu „leben wüßten,“ was gegenwärtig aber nicht der Fall ist, obgleich sie wissen, daß sie leben, und uns sehr belästigende Beweise ihres Daseins geben.

Hermann hielt es gerathen, was in seinem Herzen vorging, hier und heute nicht mehr zur Sprache zu bringen. Er fühlte sich seinen beiden Gegnern (wenn er seine Gönner so nennen durfte), vorzüglich dem Baron, in keiner Art gewachsen und gab fernerem Streit willig auf. Ich bin schon im Voraus sehr dankbar, sagte er so unbefangen, wie ihm irgend möglich war, daß Sie, meine theuren Herren, mich Ihrer Protektion würdigen und mir den entzückenden Unterricht einer Lehrmeisterin verschaffen wollen. Nur behalt' ich mir vor, die Gerühmte und — wie es scheint — Berühmte vorher zu sehen! Denn reizt sie mich nicht, das sag' ich Dir, Theodor, dann lauf' ich aus der Schule schon in der ersten Lektion.

Zugestanden, mein lieber Graf! — Ihr Bruder gefällt mir immer mehr und mehr. Ich prophezeie ihm,

daß er fähig werden wird, sich meine Philosophie praktisch anzueignen; daß er vielleicht Sie darin übertreffen wird, Theodor!

Und worin besteht eigentlich Ihre Philosophie, Baron, wenn ich so frei sein darf . . . ? fragte Hermann. Der Mensch will doch nothdürftig wissen, wozu er sich bekennt.

Ich kann heute auf keine ausführliche Entwicklung eingehen, denn ich habe erstens schon wieoer mehr geredet in einer Stunde, als sonst in einem Jahre; und zweitens: ich muß Euch allein lassen, Ihr Herren Gebrüder, weil ich bei unserer — Ihrer! — Baronin anklopfen will. Deshalb in aller Kürze: meine Philosophie besteht in einer selbst erfundenen, selbst durchlebten, selbst erprobten eigenthümlichen Verschmelzung und Vereinigung zweier anderer, sich feindseliger, der epikuräischen mit der stoischen. Ein idealisirter Sensualismus, der gern vermeidet, was Schmerzen macht, aber keinem Schmerze unterliegt, weil die Kraft der Idee ihn über die Materie erhebt. Verstehen Sie mich?

Sublim! Sublim! stöhnte Theodor.

Sie, mein lieber Legationsrath, befinden sich noch keinesweges à la hauteur. An Sensualismus hat es Ihnen nie gemangelt, aber die Idee ist dabei häufig zu kurz gekommen. Haben Sie mich verstanden, Hermann?

Halb und halb wohl. Mit Bestimmtheit wag' ich es noch nicht zu behaupten. Aber wie paßt die Baronin, die Sie mir, oder der Sie mich zudenken, in Ihr System? Hoffentlich hält auch sie das juste milieu zwischen Stoa und Epikuräismus, zwischen Idee und Realität.

Der Kammerherr stand auf und legte seine dürre feingegliederte Hand auf Hermann's Kopf: Ich habe nicht lange mehr zu weilen auf dieser Erde, meine Zeit ist gemessen. Aber wenn mich nicht Alles täuscht, werd' ich fortleben in diesem hier!

Etwas Aehnliches haben Sie von mir nie geäußert, rief einigermaßen gekränkt Theodor ihm nach. Und als der Baron, ohne darauf zu achten, das Zimmer verließ, blieb der Zurückgebliebene fast traurig am Tische, nur schwach flüsternd: Ein seltener Mensch! Ein großer Geist!

Ich habe Nichts dagegen einzuwenden! Doch indem ich seine Größe bescheiden anerkenne, kann ich die Befürchtung nicht unterdrücken, daß er mir zu viel Ehre anthut. Mein Magen ist ein zu prononcirter Anhänger des Materialismus, um der idealen Richtung zu huldigen, die der seine verfolgt; und mein Herz wird es nie soweit bringen, jedes wärmere, innigere Gefühl verleugnend, nur einer verfeinerten Sinnlichkeit zu gehorchen. In mir bildet er sich keinen praktischen Erben seiner Weltweisheit heran. Ich muß Dir's nur eingestehen, lieber Theodor, während unseres heutigen Diners ist mir einige Male zu Muth geworden, als müß' ich aufspringen, Euch verlassen und Euren lebensklugen Unterweisungen zum Troß ein Briefchen an Mathilden schreiben, worin ich sie früge, ob sie mir gestatten will, sie als meine Braut zu betrachten? Je mehr der Kammerherr seine Baronin anpries, desto lebendiger stand der ersten Liebe Bild vor mir; und wenn Ihr es wirklich ausführt, mich mit der alten Kokette zusammen zu bringen, so bürg' ich für

Nichts. Es ist schwer genug, den Verhältnissen ein so widernatürliches Opfer zu bringen, wie ich es durch meine freiwillige Entsagung gethan. Macht mir's nicht noch schwerer und wollt mich nicht verkuppeln an eine Person, die Euch sehr liebenswerth erscheinen mag, die mir aber jetzt schon aufrichtig zuwider ist, ehe ich sie noch gesehen.

Gehe Du sie gesehen! Sieh' sie, höre sie — dann urtheile. Doch sei's, wie Du begehrt. Wir nennen für's erste ihren Namen nicht vor Dir, erwähnen sie nicht mehr! Dich verkuppeln? Welch gemeiner Kasernen-ausdruck! — Kehren wir zu Deiner ersten Liebe zurück! Zu Deinem Herzensweh! Ich habe dergleichen nie empfunden. In Deinem Alter hatt' ich längst hinter mir, was Sentimentalität, was süße Schwärmerei gebiert. Ich konnte mich niemals der Sehnsucht ergeben, weil mir niemals zu wünschen übrig blieb. Ohne Deinen Zustand an mir erlebt zu haben, begreif' ich ihn vollkommen; vermag mir sehr gut zu denken, wie Dich alle Sinne und Triebe dahin ziehen, wo Du besitzen möchtest, was Dir einzig und allein genießenswerth erscheint — weil Du es nicht haben kannst. Diese Täuschung hat schon viele dumme Streiche befördert, und die dümtesten, die wildesten, die extravagantesten, die zu Ent- oder Verführung führten, waren nicht immer die Schlimmsten, verglichen mit jenen, welche in unpassende Ehen ausliefen, auf Nichts basirt, als auf die Vermischung der Begriffe. Weil der Knabe wähnte, was ihn heute entzückt, werde ihn nach Jahren noch beglücken, hat der Mann seine Kette hinter sich her schleppen müssen . . .

Man nennt das „sich verplempern,“ Hermann. Es ist auch ein gemeiner Ausdruck, seinem Ursprunge nach; doch ist er mit richtigem Takt aufgenommen worden in's Dictionär der Akademie seiner Sitten, weil er durch seinen rohen Klang an das Rasseln und Klirren jener Fesseln bildlich mahnt. Du wärst kapabel, Dich zu verplempern, Junge! Man sieht Dir's an.

Meinst Du wirklich, Bruder?

Sa, ich glaube sogar, Du hättest gar nicht übel Lust, mir und dem Kammerherrn durch einen Verzweiflungscoup darzuthun, daß Du Dich eigentlich über uns und unsere Warnungen lustig machst. Ich nehme Dir das nicht übel. Was hast Du auch zu verlieren als jüngerer Bruder des Majorats Herrn? Nicht war, so denkst Du? Und denkst ferner: Weshalb soll ich die jugendlichwarmen, natürlichen und sogar edlen Regungen meines Herzens Rücksichten unterordnen, die mir persönlich so viel wie Nichts gelten? Alles prediget in mich hinein; der Vater will nicht gestatten, daß ich den Stand ergreife, der mir einzig zusagen würde! Die Tante ermahnt mich, ihrem alten reinen Adel keinen Fleck zu machen! Nun kommt auch noch mein Herr Bruder, warnt mich vor Verplemperei und macht mir Vorschläge, die dem innig Liebenden indezent erscheinen! Er hat leicht reden! Wenn er sich vor einer Mesalliance hütete, dann wüßte er wohl warum; ihn hätte sie vom Besitz ausgeschlossen. Aber ich . . . und nun juckt und brennt es Dich, und ein Schnippchen zu schlagen; und ohne Deine Pietät für Tante Barbara wär' es schon geschehen. Wir sind keine

Minute sicher vor Dir. Aber das ist ein peinlicher Zustand, welchem ich nicht länger unthätig zusehen darf. Du bist ein Nachtwandler, Hermann, den ein laut ausgesprochenes Wort erwecken soll. So lange Du auf hohen Dächern Deine sentimentalen Mondscheinpromenaden machtest, wagte ich nicht, Dich bei Namen zu rufen, aus Furcht, Du könntest jählings herabstürzen. Heute hab' ich Dich hier auf ebenem Boden, und heute sollst Du erwachen. Was ich Dir jetzt anvertrauen werde, ist ein ernstes, mich verletzendes Eingeständniß. Daß ich es nicht zurückhalte, sei Dir ein Beweis brüderlicher Liebe, deren Du Dich bisher wohl kaum zu mir versehen hast. In Wahrheit habe ich auch wenig oder Nichts gethan, sie Dir zu zeigen. Theils liegen derlei Kundgebungen gar nicht in meinem Wesen; theils hat sich zwischen mich und Dich eine feindliche Macht gestellt, deren Dasein auch Du empfandest, nur mit dem Unterschiede, daß Du mich für den Begünstigten, Dir Vorgezogenen hieltest, während . . . doch vernimm, worin Dein Irrthum bestand. Alle Welt, Tante Barbara an der Spitze, tadelt mich, daß ich nicht heirathe. Wenn unser Vater nicht am Heftigsten gegen mein Junggesellenthum austrat, so unterließ er es nur, weil die Aussicht auf Großvaterschaft ihn bei seinen Ansprüchen an unvergängliche Jugend ein wenig besorgt macht. Aber Alle sind darüber einig, daß ich mich an keine Gemahlin binden mag, weil ich ungebunden sein, weil ich meine Freiheit im Umgange mit Weibern nicht aufgeben will. Ich unterziehe mich der ersinnlichsten Mühe, diese Ansicht



aufrecht zu erhalten, spreche mich überall und gegen Jeden, besonders gegen Jede in diesem Sinne aus — und lasse mich verdammen. Was die Leute von mir denken und schwagen und urtheilen, ist mir höchst gleichgiltig. In dem einen Punkte sprechen sie wahr: ich werde mich nie vermählen. Doch über die Hauptursache dieses Entschlusses sind sie im Dunkeln, und ich fühle nicht den leisesten Antrieb, sie aufzuklären. Du aber wisse: ich bin ein kranker, zerstörter Mensch; ich habe nicht mehr lange zu leben; und wenn ich diese Frist benützen wollte, ein Ehebündniß zu schließen, so würde ich bei meinem Hingange wohl eine Wittwe in Trauer (darum doch keine trauernde Wittwe), in keinem Falle jedoch einen Erben meines Namens und meiner Ansprüche auf die Majoratsherrschaft Eichenau hinterlassen. Daß es so ist, weiß ich, fühl' ich selbst am Besten, und jener große Arzt — derselbe, der unserem Kammerherrn ein von diesem so geringschätzig aufgenommenes Prognostikon gestellt — hätte mir's nicht erst zu sagen gebraucht. Ehe Du, mein lieber Hermann, volljährig wirst, bin ich ein Leichnam, der in unserer Familiengruft modert. Deshalb sah ich Deine frische muntere Jugend nicht ohne Neid an; deshalb blieb ich Dir ferner und fremder, als für Brüder sich ziemt. Ja, ich gestehe es Dir, deshalb ließ ich Dich Dein seltsames Treiben in der wahlauer Holzgasse fortführen, ohne früher einzuschreiten, denn ich hatte — und so erbärmlich steht es um den Menschen — krankhafte Stimmungen, wo eine niedrige Schadenfreude sich meiner bemächtigte, daß Du Dich

leichtfinnig und kindisch um die Vortheile bringen könntest, die mein Tod Dir gewähren muß. Gott sei Dank, das ist überwunden. Ich habe mir klar gemacht, wie unwürdig eines Eichengrün solch' böshafter Neid, solch' gemeine Mißgunst sei, gegen den Sohn seiner Eltern, gegen den leiblichen Bruder. Habe mir ausgemalt, wohin es führen sollte, wenn Agnaten aus fremden Länden, deren Verwandtschaft mit uns schon so weit zu den Vätern hinaufreicht, daß sie nicht einmal zu schriftlichen Höflichkeitserweisungen aufforderte, Ansprüche zu machen kämen an den Sitz unserer Väter, den Du verscherztest, weil Du unbedacht und ungewarnt wider die Bestimmungen der Stiftung verstoßen hättest. Ich erröthete vor mir selbst. Ich fand mich wieder. Jede kleinliche Selbstfüchtelei verschwand vor dem großen Gedanken meines Todes — und der Fortdauer unseres Geschlechtes durch Dich! Ich werde keinen Sohn haben, keinen Erben! Du bist der Erbe, sei Du mein Sohn; sei mein Sohn und mein Bruder! In dieser feierlichen Stunde lege ich, was ich besitzen sollte, was ich (aus eigenem Verschulden) nicht besitzen werde, in Deine Hand! Du bist Majoratserbe von Eichenau! Hermann, Graf Eichengrün, wirfst Du noch schwanken, ob Du Dein Mädchen, die Tochter zweifelhafter Eltern, aufgeben sollst? Oder willst Du im Vertrauen auf mich, meiner Führung Dich überlassend, die letzten Jahre, die ich noch zu leben habe, treu und brüderlich an meiner Seite bleiben, dankbar für diese Stunde?

Ich will, erwiderte Hermann, so heftig erschüttert, daß er kaum sprechen konnte.

Dann Wort um Wort, Hand um Hand: Du gelobst mir Schweigen, bei Deiner Ehre! Niemand, auch unser Vater, auch Tante Barbara nicht, darf erfahren, was Du jetzt weißt.

Hermann gab das verlangte Ehrenwort.

Nur der Baron ist ausgenommen. Er kennt den Ausspruch des Arztes und glaubt daran, bei mir, wie bei sich. Der Protest, den er bisweilen verachtend dagegen einlegt, rührt nicht etwa aus Todesfurcht her, die sich wider solche düstere Vorhersagung zur Wehr setzen möchte. Er hat mit sich abgeschlossen. Aber weil er mir nicht dieselbe Energie zutraut, giebt er sich den Anschein zu zweifeln, damit auch ich zweifeln soll. Er ist der merkwürdigste Mensch, denn ich kenne. Ich habe von ihm lernen wollen zu leben; wahrscheinlich werd' ich von ihm sterben lernen: sein Ziel ist noch kürzer gesteckt als das meinige. Armer Hermann, da wirfst Du mit zwei wandelnden Leichen umgehen, denen der Schreiner schon Maß genommen zum letzten Kleide. Nun, Sorge nicht; wir wollen Rath schaffen, daß die Kälte, die von uns ausströmt, Dich nicht vor der Zeit durchschauere! Ist's nicht die Stjernholm, die Dir Wärme und Freude spendet, so ist's eine Andere. Finde schön, wen Du willst, nur verlasse Dich nicht mehr ernstlich, da Du nun weißt, was auf dem Spiele steht. — Jetzt wollen wir spazieren fahren.

---

## Zehntes Kapitel.

---

Es herbstellte bereits.

Beim Grafen Theodor Eichengrün war eine kleine Gesellschaft versammelt, die sonst, wenn ihre Theilnehmer und Theilnehmerinnen gesondert und zerstreut in weiteren Räumen, in größeren Kreisen sich bewegten, zu den besten und vornehmsten zählte; die aber hier so eigenthümlich gruppirt schien, daß sie fast anrücklich genannt werden dürfte. Die fünf bis sechs Herren und die fast eben so vielen Frauen (denn Mädchen waren nicht anwesend) trugen klingende Titel und Namen. Doch unter den Schönen, deren zwei vorhanden, unter den Alternden, welche den Rest bildeten, befand sich nicht eine Dame, die nicht von schlechtem Rufe gewesen wäre. Bekanntlich hat das gar Nichts zu sagen, wofern nur gewisse Höflichkeiten beobachtet und eklatante Herausforderungen der öffentlichen Meinung vorsichtig und geschickt vermieden werden. Ein leidenschaftliches Weib, welches ihrem Gemahl ehrlich sagt: ich verabscheue Dich, wir trennen uns, ich liebe einen Andern, wird ausgestoßen, als ob es die Pest hätte, und zum Lohne ihrer redlichen Aufrichtigkeit dreht ihr Alles den Rücken, auch Diejenigen, welche der Ärmsten beipflichten. Die Heuchlerin, die Lügnerin aber, die so pfliffig ist, ihren Mann zu täuschen, oder so glücklich, einen blinden oder tauben Mann (ich meine blind und taub für ihre schlimmsten Streiche) zu besitzen, kann und darf mit jedem Monde ihren Liebhaber wechseln, darf sich verschenken, wegwerfen, ja verkaufen . . . sie bleibt, die sie war, und wird nicht erman-

geln, ihre Dosis Gift auf die Ausgestoßene, Verpestete zu spritzen. So war es, so ist es, so wird es bleiben, und da man uns versichert, es sei ganz in der Ordnung, so wagen wir nicht, uns dagegen aufzulehnen, und finden Alles vortrefflich.

Doch darf es uns einigermaßen befremden, daß Graf Theodor, wie wir ihn nun zu kennen meinen, für seine Soirée eine solche Auswahl getroffen. Um so mehr, da es eben keine geistigen Vorzüge zu sein scheinen, durch welche das Fehlende ersetzt würde. Hat er vielleicht sämmtliche übrigen Gäste nur dazu bestimmt, den dunkleren Hintergrund zu bilden, der eine Begünstigte in desto helleres Licht stellen wird? Ich vermuthe so Etwas, denn er ist unruhig, zeigt sich sogar verlegen, insofern ein Mann wie er sich überhaupt verlegen zeigen kann, und hat sich bei jeder einzelnen Dame einzeln entschuldigt, daß die huldreiche Gönnerin, welche großmüthig die Honneurs seines Garçonhaushaltes übernommen, unerklärlicher Weise auf sich warten lasse. Ja, so ist's: Baronin Stjernholm versprach ihm, die Frau vom Hause zu repräsentiren. Ich entnehme dies aus Hermann's Ungebuld. Er wirft penetrante Blicke nach der Thür des Vorzimmers, und jedes Mal, wenn sie aufgeht, und statt der Baronin Paul oder ein anderer Diener sichtbar wird, malt sich bitterer Groll in unseres jungen Freundes Mienen wider die Unschuldigen, die ja nur ihrer Dienerpflicht genügen, indem sie ab- und zugehen.

So hat sich der unerfahrene Hermann wirklich fangen lassen? So haben einige Wochen vertrauteren Zusammenlebens mit Theodor und dem Kammerherrn hinge-

reicht, ihn das berauschende Opiat, welches sie ihm zur Beruhigung verordneten und anempfohlen, für wohlthätige Arznei verschlingen zu machen? —

Nein, so weit sind wir noch nicht. Er hat die Baronin gesehen, gehört, hat sie verführerischer, anmuthiger, (wenigstens dem Aeußeren nach) ungleich jünger gefunden, als er sie selbst nach so übertriebenen Lobeserhebungen sich vorstellt. Er ist hingerissen von ihr; er setzt Alles daran, was ihm zu Gebote steht, ihren Beifall zu gewinnen. Aber lieben kann er sie nicht. Nicht einmal sich in sie zu verlieben vermag er. Es zieht ihn hin zu ihr mit unbeschreiblichem Zauber, und wenn sie kalt, gleichgiltig, wohl gar unfreundlich gegen ihn ist, möchte er sich wie rasend zu ihren Füßen werfen. Doch bei der leisesten, durch sie hervorgebrachten Ahnung, daß sie ihn zärtlich aufheben werde, ist's ihm doch, als geröthne sein Blut zu Eis, lege sich in dicken Reisen um's Herz, und jeder Wunsch verstummt. Ich bin überzeugt, hat er zu Theodor geäußert, wenn ich eine Zusammenkunft unter vier Augen von ihr ersuchte, wenn sie mein Flehen erhörte, wenn ich in stolzem Bewußtsein solcher Auszeichnung vor sie hinträte, und sie empfinde mich mit offenen Armen. . . es würde sich Etwas zwischen sie und mich stellen, ich weiß nicht was. Aber es würde verhindern, daß ich mich ihr näherte, daß ich ihr eine Silbe, eine einzige arme Silbe von Liebe sagte! Und bei all' dem kann ich mich nicht von ihr losmachen, kann nicht gleichgiltig sein, welche Mühe ich mir gebe.

Sei kein Narr, hatte Theodor darauf erwiedert, Dich so unnütz zu bemühen. Besser konnten wir ja die Sache

nicht einrichten, wenn wir sie bei Baucanson, Kempelen oder einem Hoffmann'schen Automatenverfertiger ganz besonders bestellten! Was wollte ich denn mit Dir und ihr? Wollt' ich Dich in die Arme einer — einer Baronin liefern? Wollt' ich Joseph, vielmehr Benjamin, einer Potiphar überantworten? Zerstreuen wollt' ich Dich; auf andere Gedanken wollt' ich Dich bringen; Dir Deine „Jungfer im Grünen“ aus Kopf und Herzen treiben. Nun findet sich's, daß dies gelingt, daß dies Verhältniß Dich vollauf beschäftigt, allarmirt, Dich in Anspruch nimmt, ohne eigentlich ein Verhältniß zu sein. Je ne demande pas mieux. Du ziehst alle möglichen Vortheile von Deiner Bekanntschaft mit der Dame, ohne auch nur einen der Nachtheile fürchten zu müssen, die bisweilen von einer Liaison unzertrennlich sind. Du bist ein Glückskind.

An diese Behauptung dachte Hermann heute Abend immerwährend, doch keinesweges um sie zu bestätigen. Ich wäre ein Glückskind? Um glücklich zu sein, müßte man vor allen Dingen wissen, was man will; müßte mit sich selbst einig sein, sollt' ich meinen. Kein Mensch aber ist weniger im Klaren über sich und seine Absichten, als ich. Ein schönes Glück, das! Steh' ich nicht wie auf glühenden Kohlen, weil sie ausbleibt? Empfind' ich nicht eifersüchtige Nachwehen von dem Gewächse jener einbalsamirten Mumien am E'Hombre-Tisch, die sich so laut wie möglich durch ihre falschen Zähne in die Ohren zischelten: die gute Baronin wird nicht kommen können, hier die Wirthin zu machen, weil sie bei sich zu Hause zu bewirthen hat: der Prinz wird sie überrascht haben! Ging mir

diese Verleumdung nicht durch Markt und Bein? Und steht mir denn Jemand dafür, ob es nicht vielleicht gar keine Verleumdung ist? Theodor und der Kammerherr hüllen die neapolitanische Reise in nebelhafte Entschuldigungen. Mir aber müßte das Alles ganz gleichgiltig sein. Und es wäre mir's auch, hätt' ich ihr nicht doch zu tief in ihre Höllenaugen gesehen. Ja gewiß, das hab' ich. Wenn ich nun wenigstens zum Entschlusse käme! Den erschwing' ich nicht. Es ist nicht wahr, daß ich Mathilden vergessen habe. Es ist nicht wahr, daß meine Liebe erloschen ist. Nie fühl' ich ihre Gluth unter der Asche heißer, als wenn die Stjernholm mich anlächelt, wenn sie mir freundlich antwortet, wenn sie auf eine lecke Frage bedeutsam schweigt und mich nur von der Seite anschaut, als wollte sie prüfen, wie fest sie mich hat. Da wird mir doch manchmal, als müßt' ich laut aufschreien: Mathilde! Ich liebe Mathilde! — Das ist zum Verzweifeln; und ich soll ein Glückskind sein!

Sein Unmuth wuchs von einer Viertelstunde zur andern. Theodor that eben auch nicht viel, die wenigen seiner Gäste zu animiren, die nicht spielten. Der Baron regierte seine Karten mit einer Aufmerksamkeit, als stünden Millionen zu gewinnen. Die Conversation lahmt. Gräfin Rappenheim gab sich unglaubliche Mühe, den Lieutenant zu überzeugen, daß junge Officiere nirgend besser aufgehoben wären, als im Schooße einer Familie, wo man das Militär liebe. Er verstand sie nicht. Und während sie seine Augen suchte, suchten die seinigen die Thür, welche sich unaufhörlich öffnete und schloß, doch immer nur für Paul und Consorten.



Man soupirte hier und da noch, als diese Dinge sich begaben. Es war noch kein Verbrechen gegen den guten Ton, einzugestehen, daß man um zehn, elf Uhr einigen Appetit verspüre, wenn man um drei, vier Uhr dinirt hatte; und daß man bequemen Platz an gedeckter Tafel den Raubzügen auf zu plündernde Büffets, wo nur das Recht des Stärkeren gilt, vorziehe und dem hastigen Verschlingen zusammengestohlener Brocken, die in unheißvoller Mischung, süß und sauer auf einem Tellerchen, durch einander liegen. Doch war die Uebergangsperiode schon eingetreten und so weit vorgerückt, daß ein Festhalten am alten Regime eben nur noch tolerirt wurde. Für so kleinen Circel hatte Theodor gemeint es wagen zu dürfen. Er hatte sehr auf die Baronin dabei gerechnet. Sie sollte in jeder Art präsidiren, und Hermann sollte ihr gegenübersitzen.

Als die Spielpartieen beendet waren, blieb Nichts übrig; es mußte zur Tafel gezogen werden ohne Diejenige, für welche eigentlich servirt war. Graf Theodor gab seinem Paul ein Zeichen. Paul erwiederte dieses Zeichen mit einem höchst auffälligen Ausdruck von Einverständnis, der den Gebieter stutzig machte. Doch es war nicht mehr Zeit, sich die Bedeutung der anspruchsvollen Pantomime erklären zu lassen: der kleine Zug setzte sich schon in Bewegung aus dem Spielzimmer in den Speisesaal. Wer trat ihnen dort entgegen, sie „bei sich zu bewillkommen?“ — Baronin Stjernholm, die vergeblich Erwartete! Hermann that einen Ausruf der freudigsten Ueberraschung, der Gräfin Rappenheim offen-

bar beleidigte, und Theodor begrüßte sie mit Vorwürfen, daß sie so lange auf sich habe warten lassen!

Seid Ihr doch Kleinstädter hier zu Lande, rief sie lachend. Ich habe Ihnen versprochen, Graf, den schönen Damen die Honneurs des Hauses zu machen, und bin Schlag drei Viertel nach zehn Uhr eingetroffen; kann man pünktlicher sein? Kann ich wissen, daß in dieser großen Stadt immer noch zu Bette gegangen wird, wo in Paris oder Neapel die Gesellschaften erst beginnen? Ich war so lange abwesend; muß um Nachsicht bitten, bis ich mich wieder eingelebt. Und meinen guten Willen zu zeigen, ließ ich mich von Freund Paul sogleich an den gedeckten Tisch führen, hier meine Gäste zu empfangen. Ja, ich schrecke sogar vor einem bürgerlichen „Abendbrod“ nicht zurück, nachdem ich den vorhergehenden „Thee“ leichtsinnig versäumt habe.

Sie nahmen ihre Stühle ein. Der Kammerherr wußte es einzurichten, daß er die Rappenheim neben Hermann brachte, wozu er gute Gründe hatte. Er selbst setzte sich an des Lieutenants linke Seite, denn es fanden sich die Damen um ihrer zwei in der Minderzahl, und er wollte, indem er zwischen zwei Herren vorlieb nähme, das Gleichgewicht herstellen, wie er sagte. Seinem Nachbar Hermann flüsterte er zu: Halten Sie sich tapfer, Graf; boudiren Sie die Stjernholm und bewerben Sie sich um die Rappenheim. Ich will endlich sehen, wie „Hase“ läuft.

Ein solches Manöver paßte für unseren Helden nicht im Geringsten. Aber die üble Stimmung des

Abends ließ ihn den Rath wie einen guten annehmen und befolgen. Zu eigenem Erstaunen entdeckte er, daß er nicht ohne Talente sei für gesellige Lüge und galanten Betrug. Die Genugthuung, sich an der Baronin für ihr langes Ausbleiben zu rächen, machte ihn berebt. Die Rappenheim ließ sich's nicht zwei Mal sagen. Siekehrte dem Nachbar zur Rechten den Rücken, um Front zu machen gegen Hermann, den sie sich schon gewonnen wähnte.

Baronin Stjernholm nahm keine Notiz davon. Sie scherzte und lachte nach allen Seiten hin, hatte für Jeden ein passendes Wort, für jede hingeworfene Aeußerung ein verbindliches Gehör, sprach lebendig, machte die Andern sprechen und spendete der Gräfin die unbefangenen Lobeserhebungen ihrer blühenden Schönheit. Ja, sie erwies ihr gar die Ehre, den Grafen Rappenheim in harmloser Neckerei zu warnen vor dem gefährlichen Eroberer, der an seiner Gemahlin Seite saße. Der Graf, berühmt durch die Großartigkeit, womit er seiner „himmlischen Seraphine“ Thun und Treiben ignorirte, fühlte sich sehr geschmeichelt dadurch. Er sagte selbstzufrieden: Ja, sie wird täglich schöner!

Hermann stieß den Kammerherrn unterm Tische mit dem Knie und legte in diesen sanften Druck sein Erstaunen über des Mannes Apathie.

O, ich hasse ihn, murmelte Baron Fack, laut genug, daß Hermann es verstehen mochte; ich hasse ihn gründlich. Nicht weil er die Frau beginnen läßt, was ihr beliebt; denn das wäre noch seine verständigste That. Aber er ist ein Brotknacker!

Was ist er? Ein Brot . . . ?

Und der Kammerherr ging aus dem Gemurmel in lautes Reden über. Ja, er betonte sogar mit erhobener Stimme den Ausdruck: Ein Brotknacker, hab' ich gesagt. Wissen Sie nicht, was Brotknacker ist? Kennen Sie noch nicht aus eigener Erfahrung diese abscheulichste Ausgeburt unserer täglich tiefer sinkenden schlechten Sitten? Nun, dann preisen Sie den Schöpfer dafür. Brotknacker nenn' ich die Menschen, die in gemeiner selbstsüchtiger Rücksichtslosigkeit bei Restaurant, wo Table d'hôte oder à la Carte gespeiset wird, um die Tische herumzuschleichen und mit ihren Fäusten alle Körbe und Körbchen durchwühlen, in denen kleines Weißbrod und anderes feineres Gebäck aufgestellt ist. Sie knicken, knacken der Reihe nach Stück für Stück durch, dasjenige für sich heraussuchend, was ihnen durch scharfes Knistern und Knirschen am besten zusagt; ja, sie entschließen sich nicht eher zu ihrer Wahl, bis der sämtliche Inhalt durch ihre Finger gegangen ist. Das nennt man Brotknacker. Der Eine hat kurz vorher eine Prise genommen, deren Reste noch sichtbar sind; der Zweite hat eine Tabakspfeife von wohlriechenden Delen entleert und sich parfümirt; der Dritte . . . und was diese Herren verschmähten, ist für die andern Gäste dann gut genug. Welche Brutalität!

Wie laut der Kammerherr auch gesprochen, die übrigen Gespräche hatten dadurch keine Unterbrechung erlitten; Derjenige, dem es zunächst galt, hatte am Wenigsten darauf geachtet. Nur die Baronin war aufmerksam geblieben, wie sie es immer war, wenn Baron Fach

eine seiner originellen Diatriben gegen irgend wen oder Etwas ertönen ließ. Wovon leiten Sie, — so fragte sie plötzlich auffspringend — wovon leiten Sie „Brutalität, brutal“ eigentlich her?

Meines Trachtens auf dem geradesten Wege von brutum, das Vieh! Es kann keine naturgemähere Derivation geben, meine Gnädige.

Ich würde es am liebsten für ein souvenir an den hochedlen Herrn Marcus Brutus nehmen, den alle Welt zu bewundern einverstanden ist, den ich aber mir die Freiheit nehme, seine vorzüglichen Eigenschaften beiseite, für ein Vieh zu halten. Denn ein Vieh muß man gewesen sein, ein bloßes blindes Vieh, um so wenig von der Welt zu begreifen; um nicht einzusehen, daß die Zeit der Vielherrschaft vorüber, daß die Monarchie bedingt war; daß sie Cäsar nur erdolchten, um das Vaterland zu zerfleischen. Schiller's grausenhaftes Lied: „Ja, Du bist zum größten Römer worden, da in's Vaterherz Dein Eisen drang,“ würde mich als eine begeisterte Schilleranerin untröstlich machen, wär' es nicht noch zum guten Glücke ein Räuber, den er es anstimmen läßt.

Aber welch' ein Räuber, Baronin! rief Hermann; es waren die ersten Worte, die er heute an sie richtete; sie waren ihm entschlüpft. Die demokratischen Tendenzen, welche Tante Barbara ihm in Eichenau zugemuthet, regten sich augenblicklich in ihm.

Sie stehen noch in der Räuberepoche? Sie sind eben noch sehr jung, Graf Eichengrün der Jüngere! Die Räuber sind es nicht, die mich für Schiller begeistern. Und nicht nur trotz Schiller, auch trotz Shakespeare, der seinen

Brutus ungerecht genug über alle übrigen Mörder stellt, bleibe ich bei meiner Ansicht. Ein geistvoller Franzose, der einige Zeit in des Kaisers unmittelbarer Nähe zubachte, erzählte mir, Napoleon habe einmal gesagt: „Cäsar zu werden, läßt sich nicht erlernen; man muß als Cäsar geboren sein. Aber was sich erlernen läßt, ist ein gesundes Urtheil über menschliche Angelegenheiten. Man soll den Genius verstehen; soll Cäsar zu rechter Zeit anerkennen, anstatt gegen ihn zu deklamiren.“ In diese Schule war Ihr Brutus nicht gegangen.

Sollte der gute Kaiser bei dieser Tirade nicht mehr an sich und seine Widersacher gedacht haben, als an Rom und Rom's Diktator?

Möglich, sehr wahrscheinlich, Graf Hermann. Wir denken Alle an uns, Jeder an sich, sind geborene Egoisten; mögen wir nun Cäsaren sein oder — Brotknacker; Jeder in seiner Art. Was war Cäsar sonst, als eine andere Gattung von Brotknackern!? Nicht wahr, Kammerherr? Was ist eine schöne Frau, die nicht Anbeter genug haben kann, was ist sie sonst, als eine andere Gattung von Brotknackerinnen? Nicht wahr, Gräfin Kappenheim?

Das war zu stark!

Baron Fack gab dem Lieutenant seinen vorherigen Kniedruck wieder und lächelte: Sie ist eifersüchtig; sie hat sich verrathen.

Die Gräfin schäumte vor Wuth; noch fand sie keine Entgegnung, die bitter genug gewesen wäre.

Als jedoch die Stjernholm mit ungestörter Seelenruhe nach rechts und links neue Gespräche entamirte, wie

wenn sie kein Wässerchen getrübt hätte, da raffte die schwerverletzte Gräfin, die im Grunde eine gutmüthige Haut war, das Bißchen Bosheit, worüber sie disponiren konnte, zusammen und erkundigte sich, recht aus der Pistole geschossen: ob Baronin Stjernholm lange keine Briefe von ihrem theuren Gatten gehabt, und wo derselbe gegenwärtig weile?

Sie war schwach genug, durch ihre zitternde Stimme die innere Aufregung zu verrathen, in der sie sich befand, und dadurch verdarb sie den besten Effect. Denn die Baronin erholte sich vom ersten Schreck über diese verpönte Frage, weil sie wahrnahm, daß die Fragerin ihrer selbst kaum mächtig war. Diese Entdeckung gab ihr die volle Besonnenheit wieder, und sie antwortete mit wahrer Engelsmilde: Tausend Dank, schöne Gräfin; Sie sind gar zu gut, an meinen Dökar zu denken. Er weilt noch auf unsern Gütern in Schweden.

Also nach Neapel haben Sie ihn nicht mitgenommen? stammelte nun Gräfin Rappenheim, durch der Baronin heuchlerische Freundlichkeit auf's Aeußerste gebracht.

Ach Gott nein, süße Gräfin. Ich hatte dort ein Rendezvous, daß ich's nur eingesteh. Und nicht alle Frauen sind so glücklich, Männer zu besitzen, wie . . . Graf Rappenheim, waren Sie schon einmal in Neapel?

Der Graf, ohne die geringste Idee von der grimmen Wuth, die da hinter sammetnen Lippen sprühte, gab in seiner Bonhommie ganz ehrlich Auskunft: Nein, Baronin! Ich bin nur bis Rom gekommen; ich fürchtete die

Spize — und den Versuch, der damals gerade Drohungen machte.

Ich fürchte, er ist auf dem Punkte auszubrechen, höhnte die Baronin zu Hermann's Nachbarin hinüber, die so heftig bebte, daß er es an der Lehne ihres Stuhles sah, welche davon erschüttert mitbebte.

C'en est assez, sprach der Kammerherr und rückte den seinigen vom Tische ab; Graf Theodor verneigte sich gegen die Baronin, und diese erhob sich.

Mitternacht war ohnedies vorüber, der Ausbruch allgemein und rasch. Hermann, in sehr begreiflicher Unschlüssigkeit, welche von beiden Gegnerinnen er schließlicher Weise bis an ihre Equipage geleiten solle und dürfe, erwählte das klügere Theil, verlor sich in Theodor's Schlafkabinet und warf sich dort in einen Lehnstuhl, um abzuwarten, bis die Luft rein wäre. Als er den letzten Wagen rollen, das heißt, als er keinen mehr hörte, wagte er sich aus dem Schlupfwinkel hervor, ging in's Gesellschaftszimmer und fand dort die Baronin etablirt, seinen Bruder und den Kammerherrn bei ihr. Sein Erscheinen machte merkwürdige Sensation. Hab' ich's nicht gewußt? sprach der Baron und verrieth dadurch, daß von ihm die Rede gewesen sei.

Nun komme nur, mein Sohn, rief Theodor ihm wohlwollend zu; meine schöne kluge Freundin hat Dir schon verziehen, daß Du Dir heute den Hof hast machen lassen, wie ein Sultan. Du hast mehr Glück wie . . . die Stjernholm unterbrach ihn: Setzen Sie sich zu mir, Hermann, und seien Sie guter Dinge. Sie können für



Nichts. Der perfide Kammerherr hat gegen uns machirt; mich wollte er ärgern, dafür kenn' ich ihn, und auf die arme Gräfin ist das Unwetter gefallen. Ich sah sie fliehen, poule mouillée, und lachte ihr nach. Sie schüttelt's ab, und morgen ist's vergessen. — Graf Theodor klagt Sie an, Sie hätten sich den Hof machen lassen, wie ein Sultan! Das ist ungerecht. Wie ein Sultan gar nicht. Eher wie ein heimlich Liebender, dessen Dichten und Trachten ganz wo anders weilt, als bei der, die ihn zu kaptiviren sucht. Sie sahen aus, wie wenn sie dächten: plaudre nur: ich höre nicht auf Dich. Ja, Sie waren mit Ihren Gedanken weit von der Gräfin.

Drei bis vier Schritte weit, meinte Theodor; auf Tafelbreite.

O nein, weiter! viel weiter!

Dann hat er sich vielleicht gar bis in die Wahlauer Holzgasse verloren.

Die Baronin fuhr auf: Wohin, Graf?

Wo die letzten Häuser stehen, oder doch nicht fern davon! Warst Du wieder bei Mathilden, mein armer Hermann, als Du uns wäghen ließeest, Du seist bei Gräfin Seraphine?

Hermann schwieg. Es wurde nicht deutlich, ob aus Verdruß oder aus Beschämung.

Das muß ich wissen, das müßt Ihr mir umständlich erzählen. Eine erste Inclination. O so Etwas ist ja paradiesisch. Wer ist diese — wie heißt sie? Wer sind ihre Angehörigen? Beichten Sie, Hermann!

Ich habe Nichts zu beichten, Baronin Stjernholm. Eben so wenig ist mir darnach um's Herz, mich verhören.

zu lassen. Verschonen Sie mich mit müßigen Fragen. Als Gegenstand des Spottes zu dienen, ist Mathilde zu gut. Und zum Bruder gerichtet fügte er hinzu: Das ist wider die Abrede, Bruder! — Nicht wahr, Kammerherr? Stehen Sie mir bei.

Der Kammerherr trat wirklich auf seine Seite: Sie begehren eine Indelicatesse, Legationsrätchen, indem Sie uns nach der verlorenen Holzgasse locken wollen. Graf Hermann hat die Kinderei längst hinter sich, und das Mädchen sitzt hinter ihrem Stuhlrahmen oder läßt sich von Demoiselle Prudent französische Exercitien corrigiren.

Wenn sie nicht, wie ich mit größerer Wahrscheinlichkeit vermuthe, jetzt im Bette liegt, wohin wir übrigens auch wohl thun werden uns zu begeben. Gute Nacht, meine Herren! Dies gesagt, empfahl sich die Baronin, und so rasch, daß nicht einmal Theodor Gelegenheit fand, sie hinaus zu begleiten.

Sehr bald nachher hörte man ihren Wagen aus dem Hause poltern.

Was zum Teufel ist ihr in die Krone gefahren? fragte Theodor.\*

Die Mathilde, was sonst als die Mathilde! Gräfin Seraphine war leicht zu verwinden und zu überwinden; mit der nehmen wir's auf, und sind wir sechs Jahre älter, haben wir uns doch um zwölf besser conservirt. Aber solch' eine Pensionärin . . . das ist sehr jung, sehr frisch, das ist eine gefährliche Rivalin. Hermann, empfangen Sie meinen Glückwunsch. Die schönste, geistreichste, belesenste und — kälteste aller galanten Holtei, Roblesse oblige. I.

Damen des Universums ist eifersüchtig auf eine Prudent'sche Schülerin um Thretwillen! Bon soir, Graf Theodor!

Hermann, Du bist ein Glückskind! Träume von lauter Lust und Glück! Ich gönne Dir's, meine Zunge. Ich gehe auf den Lehnstuhl vor meinem Bette, wieder einmal den Kampf mit einer Nacht durchzufechten.

Leidest Du sehr? fragte Hermann herzlich; soll ich bei Dir bleiben?

Wozu, Freund? Ich bin das schon gewohnt! Nicht so, Baron, man gewöhnt sich auch an unsere Nächte?

Gewiß! Aber man redet nicht davon und leidet schweigend. Kommen Sie, Hermann!

---

Unser junger Freund benützte die wenigen Stunden, bis es Tag würde, nicht zum Schlafen. Er wechselte nur Kleider, vertauschte die Uniform mit einem bequemen Schlafrock und überließ sich sodann den höchst verschiedenen Rückerinnerungen des vergangenen Abends. Er gedachte auch lebhaft seines armen Bruders, und wie fern dieser noch sei von praktischer Durchführung Baron Fach'scher Philosophie, welche er zwar seinerzeit in ihren epikuräischen Theilen genügend angewendet haben, deren stoische Hälfte ihm in der Ausübung doch noch nicht recht geläufig sein mochte. Theodor zeigte noch das Bedürfniß, von seinen Qualen zu reden; verschmähte nicht, sich bemitleiden zu lassen. Der Baron vermied nicht nur jede leiseste Anspielung auf seine Zustände, sondern hatte geistige Kraft und festen Willen genug, seine heitere Ruhe, seine gemüthliche Fronie auch in heftigsten Schmerzen festzuhalten. Eines Gentleman sei es unwürdig, erklärte

er dem ihn geleitenden Hermann, anderen Menschen durch Klagen lästig zu werden; ihnen wohl gar zuzumuthen, daß sie ihn, wenn er darnieder liege, besuchen und *bongré malgré* Augen- und Ohrenzeugen unangenehmer, vielleicht ekelhafter Anfälle sein sollten. Wenn er bemerke, daß es mit ihm auf die Reize gehe, und daß der „Anfang des Endes“ eintrete, dann sei er entschlossen, ohne Abschied vom Schauplatz zu verschwinden und in irgend einer abgelegenen Gegend allein zu sterben. Dieser düstere Vorsatz, den der Kammerherr wie etwas höchst Gleichgültiges, entschieden Abgemachtes ausgesprochen, dünkte Hermann fürchterlich. Desto sicherer nahm er sich vor, seinem Bruder aufmerksam zur Seite zu bleiben; sich ihm, wenn es sonst nicht thöulich wäre, sogar aufzudrängen und anzubetteln, damit dieser durch sein verhängnißvolles Vorbild nicht etwa zu ähnlichen gewaltsamen Entschlüssen verlockt werde. Bei diesem Erwägen der Dinge, die da kommen sollen, mußte nothwendig die gänzliche Umgestaltung seiner eigenen Verhältnisse ihm wieder vor die Augen treten. Mag man mit zwanzig Jahren über Besitz und Reichthum gleichgültiger denken, wie streng genommen recht und klug ist; mag ein von Eigennutz und Habsucht reiner Jüngling vor einem Glücke zurückschaudern, welches ihm nur aus des einzigen Bruders Grabe erblühen kann; — immer ist es doch ein Glück, und für unsern Sohn Eichenauer Forsten ein unnennbares! Theodor's wiederholter Zuruf: „Du bist ein Glückskind!“ klangen ihm während dieser nächtlichen Herbstmorgenstunden mit jedem Glockenschlage des nahen Thurmes wieder in die Seele.

Dazwischen schlummerte er doch auch ein wenig ein, und dann waren es die Stjernholm und Mathilde, die Beide, in ein seltsames Wesen verschmolzen, ihn aufschreckten, um sich vor den matten Sinnen des halb Verschlafenen sogleich wieder zu trennen.

Der erste Trommelwirbel aus der Kaserne herüber, rasselnd rief ihn zunächst zur trockensten Wirklichkeit zurück. Aber auch aus dem Staube, den sein Bataillon, vom selten zufrieden gestellten Obristen wacker herumgehegt, aufwühlte draußen im Sande, bildeten sich für ihn immer wieder Wölken und Wolken, hinter denen bald eine stattliche, gebieterische Dame, bald ein zierlich bescheidenes Mädchen ihm winkten! Dort Leben und Genuß in rauschenden Freuden; — hier stilles Dasein, vielleicht Mangel, aber friedliche Behaglichkeit! —

Himmel Donnerwetter, Herr Lieutenant, Ihr Zug schwenkt falsch; was machen Sie denn?

Und die Bilder verschwanden.

Auf dem Rückwege vom Exercierfelde, wo sich's die Mannschaft leicht geschehen ließ und die Officiere mit einander plauderten, vernahm er, wie Einer zum Andern sagte: Du, vorgestern hab' ich die Stjernholm gesehen; auf Ehre, die hat sich in Italien noch verschönert und auch versüßigt. Das ist ein Weib!

Das sagt der Prinz auch!

Ah, weiß der Henker, mit dem Prinzen und ihr soll es aus sein! Man spricht von — hier hörte Hermann nicht, was gesprochen wurde; es kam ihm beinahe vor, als spräche der Kamerad absichtlich leise.

Der Andere aber ließ sich bald darauf um so lauter

vernehmen: Sei's, wer's wolle, ich beneid' ihn! Diese Frau nimmt es mit allen jungen Frauen und Mädchen auf. —

Ohne dieses vorübergehende, zufällige Zwiegespräch hätte Hermann sich wahrscheinlich lange besonnen, bis er Anlaß zu einem Besuche bei der Baronin genommen. Jetzt, wo seine Phantasie und mehr noch vielleicht seine Eitelkeit herausgerufen war, bravirte er sogar die Möglichkeit, den Prinzen bei ihr zu finden, wovor er sich gestern noch entsetzt hätte.

Er wußte nicht, und woher hätt' er's wissen sollen, daß der Prinz die Baronin nie und nimmer in ihrer Wohnung gesehen; daß Seine Hoheit nur am dritten Orte mit ihr zusammentraf. Er wußte das nicht und beachtete es nicht. Vielleicht wünschte er gar, die Empfindung der Stjernholm (die wirkliche, nicht die afficirte) auf die Probe stellen zu können und zu erfahren, was sie thun würde, wenn der jüngere Graf neben dem älteren Freunde stünde. Es brannte Etwas von herausforderndem Troze in ihm seit dem Geflüster seiner Kameraden. Er bezog, was sie sich zugerant, entschieden auf sich selbst: Bin ich doch schon im Gerede, dann läßt sich ohnehin Nichts mehr verderben, und ich will wenigstens erleben, woran ich mit den Koketterieen des gefährlichen Weibes bin.

Kurz vor der Theaterzeit ließ er sich bei ihr melden; versuchte vielmehr sich melden zu lassen, denn der Diener zögerte: Er wisse nicht . . .

Aber ich weiß schon, rief Hermann, schob den verblüfften Wächter barsch bei Seite und stürmte hinein.

Wäre sie in Gesellschaft des Herrn gewesen, der

überall für ihren Begünstigten galt, unser Eindringling hätte sich gewiß betragen, wie sich's in solchem Falle ziemt: besonnen, artig, ohne eine Spur von Erstaunen, von Mergel zu verrathen. Darauf hatte er sich gefaßt gemacht. Nun fand er sie nicht nur allein; sie saß in Betrübniß versunken, sie schien geweint zu haben oder war nicht weit davon, es noch zu thun. Sie redete ihn verwundert an: Graf Hermann bei mir? Was will das bedeuten? Was bringen Sie mir?

• Die Worte, „was bringen Sie mir?“ wurden gesprochen, als könnte er wirklich der Ueberbringer einer für sie wichtigen, aber unangenehmen Neuigkeit sein, und das trug noch mehr dazu bei, ihn zu verwirren.

Was könnt' ich Ihnen bringen, Baronin, fragte er zurück. Ich wagte mich nur so dreist herein, mir ein gütiges Wort, einen gnädigen Blick zu holen.

Sie nahm diese höchst unbedeutende Phrase, die wohl ein wenig nach einem Komplimentirbuche oder einem „Rathgeber für Liebende“ klang, mit sichtbarer Befriedigung hin; aber noch muß sie dem unerwarteten Besuche nicht vollkommenes Vertrauen geschenkt haben, denn sie hob noch einmal an: Wie ist Ihnen unser gestriger Abend bekommen? Wie und wo brachten Sie den heutigen Tag zu? Durchirrten Sie wohl auch die wahlauer Holzgasse?

Hermann legte Rechenschaft ab von jeder Stunde und Minute. Je weiter sein Bericht der letzten Sekunde sich näherte, wo er hier Sturm gelaufen, desto glätter wurde der Baronin Stirn, desto heller entschleierten sich ihre Augen.

Nun, schönste der Frauen, bin ich hier; nun darf ich auch berichten, weshalb ich hier bin; wie sich's gewendet, daß ich heute erst wagte, was ich schon längst hätte wagen sollen.

Sie reden nicht sehr heldenhaft, Graf Eichengrün. Gilt Ihnen Ihr Sieg über meinen Lölpel im Vorzimmer für ein Wagniß, dann steht es, fürcht' ich, mit Ihrer kriegerischen Laufbahn dürftig aus.

Wer weiß, wozu mehr Muth 'gehört: sich in die Kugeln einer Batterie werfen, oder bei einer Dame wie Sie sich eindringen, ohne Aufforderung dazu? Sie müssen das muthig nennen, wenn Sie es nicht frech schelten wollen; und damit Sie diese Strafe nicht über mich verhängen, lassen Sie mich mein Journal vervollständigen. Bis jetzt gab ich nur Thaten und Thaten; jetzt erfolgt der raisonnirende Artikel.

Article raisonné! — und raisonnable, wie ich hoffe?

Ich zweifle, daß Sie ihm die letztere Eigenschaft zugestehen werden.

Dann ist er im Voraus gestrichen. Es liegen politische Veranlassungen vor, die Censur strenger zu handhaben, als jemals.

Ich widerseze mich der Censur, dem Censor, wäre dieser auch eine Hoheit.

Graf Eichengrün? —

Baronin Stjernholm! Ich will, daß Sie mich hören! Unsere Bekanntschaft ist ein Werk des Kammerherrn und meines Bruders. Beiden bin ich dafür zu unbeschreiblichem Danke verpflichtet, — aber nachgerade behandeln mich die Herren zu lange als Kind. Das möchte hin-



gehen, wenn Sie Jenen nicht beistimmten. Auch Sie treiben Ihr Spiel mit mir. Zu welchem Zwecke? Sagen Sie mir die Wahrheit. Setzen Sie einen hohen Preis auf Ihre Huld, — er kann nicht hoch genug sein! — soll ich für Sie etwas Außerordentliches thun? Gebieten Sie! Ich werde nicht zögern, werde mich nicht bedenken. Wollen Sie von einem lästigen Bande befreit werden? Ich binde mit der ganzen Welt an. Je gefährlicher, mir desto lieber. Ich bin gelaunt, das Tollste zu thun; nur nicht länger hingezogen werden zwischen zwei Mächten, die sich um mich streiten.

Und für eine dieser Mächte wollen Sie meine Wenigkeit gelten lassen? Das ist wunderhübsch von Ihnen, ich weiß es gebührend zu schätzen. Nur mit der gewünschten Gelegenheit, für meine Freiheit zu kämpfen, kann ich nicht aufwarten. Ich bin frei; mich belästigt kein Band. Vielleicht aber würde gerade dasjenige, womit Sie mich binden wollen, — denn darauf gehen Sie ja aus, nicht wahr? — meine Freiheit gefährden. Sie sind sehr jung, Hermann. Ich kann Sie lieben, wie eine ältere Schwester es thun würde. Sind Sie damit nicht zufrieden? Mißgönnen Sie mir diese Macht?

Die älteren Schwestern gängeln gern ihre Brüder. Sogar meine gute, beste Tante gestand mir ein, daß sie meinen Vater kurz gehalten, so lange der sich kurz halten ließ. Ich habe, Gott sei Dank, schon Kurzhalter genug. Einer Schwester bedarf ich nicht. Wollen Sie mir Nichts anderes sein als Schwester, dann, Baronin, hab' ich heute zum ersten und zum letzten Male dieses Zimmer betreten.

Ist das Ihr unwiderruflicher Entschluß? Nun, so

sehen Sie sich vorher hübsch darin um, damit Sie ein deutliches Bild meiner Wohnung mitnehmen. Zur zweiten Besichtigung dürften Sie keine Gelegenheit finden.

Zweifle ich doch, daß ich Sie suchen werde. Ich bin nicht lüßtern darnach, den naiven Landmann vorzustellen, der vor der Bude des Wunderdoktors ein Elixir verschlucken und dessen Wirkungen anpreisen muß, um den Zuspruch zu vermehren.

Und ich bin Ihrer Impertinenzen müde. Ihr Bruder legt schlechte Ehre ein mit Ihrer Erziehung. Ich will mich bei ihm über Sie beschweren.

Und ich will Niemandem das Recht mehr zugestehen, Beschwerden über mich entgegen zu nehmen. Ich bin mündig geworden, in mir selbst, in meinem Willen und fernerm Handeln durch den Schritt, den ich über diese Schwelle gethan. Von heute an folg' ich nur noch meinen Eingebungen, entstehe daraus, was immer wolle! Der Weg, den ich jetzt einschlage, soll es beweisen.

Viel Glück, sprach die Baronin und drehte ihm den Rücken, um sich in ihr Schlafgemach zu begeben.

Hermann entfernte sich erst, nachdem er eine Minute allein zurückgeblieben. Hatte er darauf gerechnet, sie würde noch einmal umkehren? — Er kannte die Weiber nicht.

Eine Stunde später stieg er die Treppen zu seinem Gastzimmerchen in der Wablauer Holzgasse hinauf. Er verhehlte sich's nicht, daß er dadurch ein Wort breche, welches er mit seinem Briefe in Tante Barbara's Hände wie ein Gelübde gelegt. Er verhehlte sich's nicht, und

dennoch that er's. In seiner Brust kochte Etwas wie Groll gegen alle Menschen; auch Groll gegen die geliebte Abbatissin, — ja sogar gegen Mathilden! Wenigstens zürnte er vor sich hin: Warum soll' ich sie schonen, auf sie Rücksicht nehmen? Hat sie Rücksicht für mich gehabt? Hat sie mich durch Entgegenkommen, durch Vertrauen verpflichtet? Sie hat mich nur von der Seite angeschielt, wie das Lamm den Wolf. Nun gut, so versuche denn der Wolf, ob er Schäferinnen und klaffende Hunde überlisten, ob er eindringen kann. Ich attaque.

Nein, ich sage doch, so 'was muß auch noch passieren! Mit dieser Ausrufung, der es nicht abzumerken war, ob sie Freude oder Schreck athmete, empfing Dore ihren Miether, den sie so lange nicht gesehen; und die Pufelmeyer sagte erst „herein,“ als der „Leutnant“ schon bei ihnen am Tisch stand. Mutter und Tochter hatten sich nämlich mit ihren Wäschpräparaten „nach vorne“ gezogen, weil ja der Herr Graf doch keinen Gebrauch von der „Piece“ nicht machten; und wenn der Bursche nicht „jeden Ersten mit Gelde anrückte, so wüßte bei Pufelmeyer's keine Seele nicht, ob ihr einzigstes junges Herrchen noch lebe.“ — Uebrigens wollten sie gleich den Platz räumen . . .

Hermann untersagte das. Er bekümmerte sich auch weiter nicht um die Mutter, noch um sein Stübchen, noch um die seltsamen Hemden und andere Feinenwaaren, die an dünnen Fäden baumelten und den Aufenthalt für Jeden unmöglich machten, der nicht schon als Wäschfrau geboren wurde. Ganz verschieden von seiner sonstigen, zaghaften Verschämtheit warf er der Dore die

Frage hin: Wie geht's drüben? Und ehe sie noch antworten konnte, setzte er hinzu: Folge mir aus diesen Batistalleen in eine andere Atmosphäre, auf den Flur hinaus oder sonst wohin, wo es einfach nur — übelriecht, aber wo man nicht von schwarzer Seife erstickt wird! Ich habe dringend zu reden mit Dir, Dorothea Puselmeyer!

Kreuzlustig ist er, sagte die Mutter.

Also wissen Sie Allens? fragte draußen die Tochter.

Was soll ich wissen?

Wohin sie geschickt ist?

Wer?

Na, sie — die Mathilde.

Mathilde fort? Seit wann?

Heute. Herr Ze, Sie wissen Nichts und sind so vergnügt? Heute Mittag kommt Pine rüber und erzählt, die Prudent's haben in aller Früh ein Billetchen gefriegt, haben die Köpfe zusammengestoßen, dann hat Eine eine Droschke genommen, ist eine gute Stunde ausgeblieben, und wie sie retur war, sagt sie zu Mathilden: Packen Sie Ihre Sachen zusammen, Ihr Herr Onkel verlangt Sie! Die Mathilde nicht faul, hast Du nicht gesehen, so steht Du doch, wie sie man das Wort Onkel hört, spudet sich — Pine konnte gar nicht genug wundern, wie ihr das von der Hand gegangen ist. Und auf den Koffer hat Pine müssen einen Papierbogen kleben, da hat die Mathilde mit großen Buchstaben drauf geschrieben: „Freiin von Schmalkow, Passagiergut,“ und den Namen bei von so 'nem kleinen Städtchen, Gott weiß, in was vor 'nem Weltende, wo die Gegend noch nicht entdeckt ist und die Landwehr in Pechstiefeln eingefangen

wird. Glock vier Uhr soll's nach der Post gehen. — Gut, sag' ich zu Pinen, ich bin da. Glock vier Uhr steh' ich im Hofe, wo die Wagen abrumpeln. Dauert auch nicht lange, rückt mein Mathildchen an, und wie sie mich sieht, schreit sie gleich: Ach, Dore! Aber die Brillenschlange saß neben ihr und ist ihr nicht mehr von der Seite gegangen, bis der Kondukteur sie in die Schnellpost hinein geschoben hatte. Mit dem tuschelte die Alte noch ein Langes und Breites, und er versprach, daß er für das gnädige Fräulein Sorge tragen wolle, bis er sie dem Herrn Baron übergeben hätte; und fort ging's. Aus dem Kutschfenster wedelte sie mir mit dem Schnupstuche zu, daß war, wie wenn der Telegraph spielt — aber ich habe Nichts verstanden. Weg ist sie, das ist gewiß; und wiederkommen thut sie nicht mehr, das ist klar. Die Kasten, die sie in der Pension für sich gehabt hat, sind schon vergeben. Pine war gerade hier, Sie müssen ihr noch vor der Hausthür begegnet sein.

Hermann's wildtrogige Lustigkeit war einem milden Ernste gewichen: Ich danke Dir, Dore! Deine Nachricht war gut; sie verhindert, was ich später doch vielleicht bereuen haben würde. Es ist besser so, — mag es auch noch so schlecht kommen! Mathilde ist fort, die Wahlaauer Holzgasse für mich nicht mehr vorhanden, aber die Wohnung behalt' ich. Sag' das Deiner Mutter; grüße Pine von mir — und den Frige auch.

Aber einziger Herr Leutnant, schönster Herr Graf, ...

Hermann hörte nicht mehr auf sie.

### Ende des ersten Theiles.

[www.books2ebooks.eu](http://www.books2ebooks.eu)